GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Generation, Garderobe, Geschlecht : Kleidungspraxis bei Mutter-Tochter-Paaren

Wagener-Böck, Nadine

2015

https://doi.org/10.25595/405

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wagener-Böck, Nadine: *Generation, Garderobe, Geschlecht : Kleidungspraxis bei Mutter-Tochter-Paaren*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2015. DOI: https://doi.org/10.25595/405.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17875/gup2015-824

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Göttinger Studien zur Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie
Göttingen Studies in Cultural Anthropology / European Ethnology

Nadine Wagener-Böck

Generation Garderobe Geschlecht

Kleidungspraxis bei Mutter-Tochter-Paaren

Universitätsverlag Göttingen

KAEE

Nadine Wagener-Böck

Generation|Garderobe|Geschlecht

Dieses Werk ist lizenziert unter einer
Creative Commons
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
4.0 International Lizenz.

erschienen als Band 2 in der Reihe
„Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie“
im Universitätsverlag Göttingen 2015

Nadine Wagener-Böck

Generation | Garderobe | Geschlecht

Kleidungspraxis bei Mutter-Tochter-Paaren

Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, Band 2

Universitätsverlag Göttingen
2015

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gefördert durch Mittel der Graduiertenschule für Geisteswissenschaften Göttingen (GSGG)

Anschrift der Autorin
Nadine Wagener-Böck
E-Mail: Nadine.Wagener-Boeck@phil.uni-goettingen.de

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (http://www.sub.uni-goettingen.de) erreichbar.
Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion.

Umschlaggestaltung: Nadine Wagener-Böck

© 2015 Universitätsverlag Göttingen
http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-213-6
ISSN: 2365-3191

Inhalt

1. Einleitung 7
1.1 Garderobe und Generation: konzeptionelle Perspektiven 10
1.1.1 Gender, Generation und Zeit zusammendenken 14
1.2 Bestimmung des generationstheoretischen Horizonts 17
1.2.1 Generation habitustheoretisch deuten 21
1.2.2 Generationalität präzisieren 24
1.3 Wann ist das Feld? Anmerkungen zur Forschungspraxis 31

2. Vom Nutzen der Herkunft. Zur Bedeutung verwandtschaftlichen Denkens 41
2.1 Familienangelegenheiten 48
2.1.1 Familienkonzeption in Kleidung 55
2.1.2 Vielfältige Verbindungen 60
2.1.3 Von Kleidungsstücken und deren Routen 67
2.1.4 Von Wissensbeständen und deren Transfers 79
2.2 Doing kinship mittels Kleidung 101

3. Zeitbezüge. Zur Situiertheit der vestimentären Praxis 107
3.1 Übergangsphasen und vestimentäre Konventionen 110
3.2 AlltagsModeGeschichte(n) 121
3.3.1 „... also ich hab auch mal ein paar Fotos rausgesucht“ 124

4. Positionierungen. Über Verhandlungen des Frau-Seins 145
4.1 Kleidungspraxis asynchron 147
4.2 Konturierungen von Weiblichkeit 151
4.3 Contact Times 172
4.4 Generation intersektional betrachten? 182

5. Von Prozessen der Kontinuierung. Zur Wirkmächtigkeit von Generationalisierungen 185
5.1 „…das ist wie ein Erbe“ 192
5.2 Axiome des Andersseins 203
5.2.1 Kreative Praktiken 209
5.2.2 Verbindende Dinge 220
5.3 Gemeinsam (, aber) anders 230
5.4 Zwei Generationen und eine Subjektposition 239

6. Schlussbetrachtungen 245

7. Quellen- und Literaturverzeichnis 257
7.1 Zitierte Interviews (nach Mutter-Tochter-Paaren) 257
7.2 Internetquellen 260
7.3 Gedruckte Quellen 260
7.4 Literatur 260
7.5 Abbildungen 280
Dank 282

1. Einleitung

Im März 2006 publizieren Chris und Dena Linke – Jahrgang 1963 und 1989, Mutter und Tochter – ihre Sichtweisen der „Szenen einer Pubertät" (Linke/Linke 2006). In den autobiografischen Schilderungen findet sich Folgendes:

> „Eigentlich hatte ich richtig gut geschlafen, freute mich diebisch über das schöne Wetter und eine erfrischende Dusche. Doch im Bad wurde mein Hochgefühl jäh gestoppt. Denas Jeans lag in der Duschwanne, jene, die sie gestern Abend auf dem Konzert getragen hatte. Ich musste wirklich zweimal nach Luft schnappen: Sie war über und über mit guten Wünschen und blöden Sprüchen geschmückt! Hat das Kind beim zweiten Bier geträumt, es hätte ein Gipsbein oder zwei? Es ist ja nicht das erste Mal, dass sie wahllos auf ihren Kleidern rumschmiert. Und ich meine mich zu erinnern, dass ich es ihr ein für alle Mal verboten hatte, nachdem sie ein Armeehemd, das ich mir vor über fünfundzwanzig Jahren aus Israel mitgebracht habe, über und über mit Graffiti verziert hatte." (Linke/Linke 2006: 92)

Wie das mit Erinnerungen aufgeladene Hemd ist für Mutter Linke die Hose nach dieser ‚Bearbeitung' untragbar. Der Versuch, sie zu waschen und in den ursprünglichen Zustand zu versetzen, schlägt fehl. Es folgen Unverständnis und die Wut über die Zerstörung und die Notwendigkeit, der Tochter eine neue, ordentliche Hose kaufen zu müssen.

Angesichts der Emotionalität erscheint der Titel der Episode „Textilmalerei" euphemistisch. Was der Mutter den Tag verdirbt, ist der Tochter allerdings, wie zu erwarten, Zeichen eines gelungen Freizeitvergnügens:

> „*Schon mal auf einem Punk-Konzert gewesen? Meine Mutter anscheinend nicht, andernfalls wäre sie jetzt nicht so erstaunt über Nach- und Nebenwirkungen. Ich hatte an dem Tag extra eine günstige Hose angezogen, die mir mindestens zwei Nummern zu groß war und am Hosenbein schon einriss. Dazu einen Pulli, den meine Tante eigentlich in die Altkleidersammlung werfen wollte, und einen bereits bemalten Parka.*" (Linke/Linke 2006: 94 f.)[1]

Dena hat sich gezielt den Kleidungsgepflogenheiten der Punksubkultur angepasst und ein Ensemble kreiert, welches den Abend zum vollen Erfolg werden lässt. Die zeitweilige Transformation der Jeans in ein ‚Notiz- und Telefonbuch' verleiht der Hose einen neuen, einzigartigen Wert: Sie zeugt von erfahrener Aufmerksamkeit und Beliebtheit. Anders als für ihre Mutter ist ihr die Umnutzung, oder besser: Mehrfachnutzung des textilen Objektes keinesfalls unmoralisch. Weder die hierdurch verursachten Mehrkosten noch die in Chris' Kommentaren deutlich vernehmbaren Töne des Unbehagens beim Gedanken an die „20 Telefonnummern" (ebd.: 93) von Fremden mindern ihre Unbekümmertheit. Schließlich habe sie bewusst wohlwollend eine alte Garderobe ausgewählt, alte Jeans und einen von der Tante aussortierten Pullover. Die Ästhetik des Punks wandelt sie geschickt ab, Rücksicht nehmend auf die mütterlichen Normen, die sie so wenig verstehen kann und will, obwohl sie deren (vergangenen) Kleidungsstil, man bedenke das Armeehemd aus Israel, durchaus auch zu schätzen weiß.

Auf den 309 Seiten werden neben der „Textilmalerei" immer wieder Begebenheiten thematisiert, in deren Zentrum die Frage nach dem Aussehen, nach Geschmackspräferenzen und vestimentären Praxen steht. Da freut sich die Mutter über den gelungenen Bummel über den Weihnachtsmarkt, bei dem sie feststellen kann, dass „unser Klamotten-Geschmack gar nicht so verschieden"(ebd.: 14) ist; da provoziert die Tochter mit der Farbe des auserwählten Rockes, den die Mutter kaufen soll, um dann doch zuzugeben, dass er eigentlich nach dem Kauf gefärbt werden müsse[2]; da ist der Mutter ein Kleid „definitiv" zu arbeitsintensiv, um es der Tochter zu kaufen[3]; da fluktuiert der Kleidungsstil der Tochter in einem Tempo, dass die Mutter resigniert und feststellt, dass ihre „kleine Teeniewelt […] zumindest sehr übersichtlich" (ebd.: 259) war. Der autobiografische Bericht führt somit gleich mehrere Ebenen vor Augen, auf denen Kleidung im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung thematisiert wird. Neben der Ebene der vestimentären Praxen, z.B. des Leihens und des Erbens, wird Kleidung zum Gradmesser und

[1] Der Unterschied in der Schriftart findet sich im Original und dient der Unterscheidung zwischen den Autorinnen.
[2] Vgl. Linke/Linke 2006: 39.
[3] Vgl. ebd.: 215.

offenbart Missverständnis wie Zuneigung. Distanz wie Nähe kommen zum Ausdruck. Die folgende Studie nimmt Beobachtungen wie diese zum Ausgangspunkt, dem alltäglichen Zusammenhang von Bekleidungspraxis und Mutter-Tochter-Beziehungen nachzugehen.

Wie stellt sich der alltägliche Umgang mit Bekleidung im Rahmen von Generationenbeziehungen dar? Welche Strategien werden durch Garderobe, ihren Gebrauch und das Reden über sie motiviert und gebündelt? Die vorliegende Arbeit handelt davon, wie Mutter-Tochter-Paare ihre vestimentäre Praxis gestalten. Sie handelt auch davon, wie die Kleidungspraxis durch die familiale Generationenbeziehung formiert wird und generationelle Subjektivierungen in der Kleidungspraxis wirken. Der Studie liegen Gespräche über und Beobachtungen zum vestimentären Geschmack, zur Kleidungspraxis und -biografie von 42 Frauen der Jahrgänge 1937–1990 zugrunde. Sie befasst sich folglich mit den vestimentären Erfahrungshorizonten zweier Frauengenerationen zu Beginn des 21. Jahrhunderts, mit *Zeit* und *Geschlecht* in diesem Kontext und sie reflektiert die historischen Hintergründe, aufgrund derer die Kleidungspraxis in Mutter-Tochter-Beziehungen ihre Kontur erhält.

Sowohl in der bisherigen Generationenforschung als auch in der Mode- und Kleidungsforschung wurde dem Zusammenhang von Kleidung und Generation wenig Aufmerksamkeit zuteil. Gleichwohl sprechen die Fragestellungen dieser Untersuchung Kernfragen der o.g. interdisziplinären Forschungsfelder an und zielen auf deren Berührungspunkte und Schnittmengen ab. Die folgenden Ausführungen in der Einleitung beginnen mit der Diskussion bisheriger theoretischer Grundlagen und Erkenntnisse sowohl der Generationenforschung als auch der Mode- und Kleidungsforschung. Anschließend wird die Spezifik des Forschens in Generationenbeziehungen erörtert. Der Aufbau des Hauptteiles folgt den thematischen Feldern, die sich in den Interviews, in der gemeinsamen Durchsicht der Garderobe, in der Betrachtung von Fotografien von Müttern und Töchtern herauskristallisierten: Verwandtschaft, Weiblichkeit, Generationalität. Ausführlich dargestellt wird jedes Feld exemplarisch an einer Familie, denn nur so lassen sich – und damit ist eine wesentliche Prämisse der Untersuchung angesprochen – Generationenbeziehungen als Generationen*beziehungen* in ihren Logiken angemessen erkunden und beschreiben. Die enge Verflechtung analytischer und dichter Beschreibungen ist in Teilen Resultat dieses Vorgehens. Die eingehendere Darstellung der Alterskohorten sowie der historisch-biografischen Dimensionen der vestimentären Praxis[4], die sich an Ausführungen zum Nutzen der Herkunft[5] anschließt, trägt demgegenüber dezidiert der Kategorie *Generation* Rechnung. Diese Kategorie wird in der vorliegenden Untersuchung als zeitlich bestimmende Kategorie verhandelt.[6] Im Mittelpunkt stehen somit Fragen nach den Austauschpro-

[4] Vgl. Kapitel 3.
[5] Vgl. Kapitel 2.
[6] Vgl. Kapitel 4.

zessen zwischen den Generationen, nach kollektiven Praxen, nach Formen von Distanzierung und Vergemeinschaftung unterschiedlicher Generationen und deren je spezifischen historischen Situierungen. Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, einen Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis, der sich um die Beziehung zwischen Mutter und Tochter herum entfaltet, zu benennen und zu umreißen.

1.1 Garderobe und Generation: konzeptionelle Perspektiven

Das Vorhaben, die vestimentäre Praxis und Stilentwicklung zu beleuchten, greift eine Erkenntnis auf, die in kulturanthropologischen und soziologischen Arbeiten zu Konsumpraktiken artikuliert wurde: „[T]he mother/daughter relation proved highly relevant […] even for women with their own established families and partners, as a means of measuring the appropriateness of given articles or aesthetic choices" (Clarke/Miller 2002: 192 f.). Mit ihren Ausführungen über den Einkauf von Kleidung waren die AnthropologInnen Alison Clarke und Daniel Miller angetreten, um der auf Modearenen und Modeindustrie konzentrierten Forschung eine neue Perspektive auf die Beziehung zwischen den Individuen und deren Kleidung hinzuzufügen. Es ging darum, Zweifel sowohl an einer psychologisch begründeten als auch an einer konsumtheoretischen Interpretation zu diskutieren. Die Studie „Fashion and Anxiety" (Clarke/Miller 2002) ist allerdings nur auf den ersten Blick als Studie über das Einkaufsverhalten angelegt. Die dezidiert ethnografischen Explorationen verschieben den Fokus auf Besorgnis, Unsicherheit und Verlegenheitsgefühle der AkteurInnen. Die AutorInnen diskutieren ihre Ergebnisse mit einem praxeologisch geprägten Blick auf Momente, in denen Frauen Kleidung zum Kauf in Betracht zogen, die im Vergleich zu ihrer bisherigen Garderobe außergewöhnlich, „more adventurous" (ebd.: 192) erschien. Mit Blick auf die ästhetischen Entscheidungen der Frauen arbeiteten sie verschiedene „Genres of Support" (ebd.: 199) heraus. So zeigt sich, wie Unsicherheiten beim Kauf durch Praxen wie jene des Rückversicherns oder des Beipflichtens eingefangen und verhandelt werden.

Auch Sophie Woodward (2007) unterstreicht durch ihre Forschungen zum Thema Bekleidungsstil und Bekleidungspraktiken von Frauen, dass jene durch die Mutter-Tochter-Beziehung evident beeinflusst werden, und zwar auch bei der tagtäglichen Zusammenstellung der Garderobe. Die Frauen, deren Garderobe und Kleidungspraxis hier in den ethnografischen Fokus gerückt wurden, besaßen eine Vielzahl an Kleidungsstücken, die ihnen etwa vom Partner oder eben der Mutter geschenkt wurden. „Through the clothing in the wardrobe, women negotiate their sense of self, their individuality, and their autonomy", so Woodward (2007), „yet also their continued dependence and connection to family members and loved ones" (ebd.: 101). In ihren Darstellungen weist die Schülerin Daniel Millers auf Kontinuitäten hin, die die gängige These von der Ausgestaltung eines eigenen

Kleidungsstils, der mit dem Prozess des Erwachsenwerdens einhergehe, destabilisieren. Zeiten des Experimentierens mit Kleidung, wie sie etwa die Pubertät darstelle, seien zwar Versuche, die eigene Autonomie anzustreben, denn sie manifestieren sich durchaus in der Ablehnung der ausgewählten Kleidung und der Geschmackspräferenzen der Mutter. Dennoch wird an den erörterten Fällen in Woodwards Studie deutlich, dass die Garderobe erwachsener Frauen ein stetes Aushandeln von Abgrenzung und Nähe sinnfällig werden lässt. So erweisen sich ästhetische und ökonomische Entscheidungen als Strategie, sich vom jeweiligen Gegenüber zu distanzieren. Das Einhalten von familialen Dresscodes stellt eine Möglichkeit dar, die Beziehungen zu verfestigen.[7] Woodwards Überlegungen zum „Dressing in Relationships" (ebd.: 101) konzentrierten sich jedoch nicht ausschließlich auf Familienbeziehungen. Sie untersucht auch Praktiken des Austauschs zwischen Freundinnen und Mitbewohnerinnen. Während für familiale Zusammenhänge vor allem „long-term provisioning and gifting of clothes" thematisiert wurden, seien „rather different practices of swapping and borrowing among friendships groups" (ebd.: 112) zu beobachten gewesen. Peter Corrigan (1989) hingegen hat in seiner Untersuchung zur Zirkulation von Kleidung in irischen Familien herausgearbeitet, dass auch im Rahmen von Mutter-Tochter-Beziehungen *diverse* Modi des Gebens und Nehmens von Kleidungsstücken vorherrschen. Der Soziologe zeichnete minutiös die Wege nach, die Blusen, Jacken, Mäntel, Socken und weitere Garderobe nahmen. Während von der Mutter an die Tochter Kleidungsstücke nahezu ausschließlich Geschenke waren, lieh die Tochter der Mutter wenigstens ebenso viele Stücke ihrer Garderobe aus, wie sie dieser schenkte. Das *Wie* des Austauschs wurde für diese Familienbeziehung deshalb so wichtig, weil sie verglichen mit anderen Konstellationen eine hohe Aktivitätsdichte aufwies. Diese Dichte offenbarte die qualitativen Aspekte der Beziehungen. Die Eigenlogiken der Frauen differierten erheblich, was nicht nur zu Konflikten, sondern auch zu Strategien seitens der Mutter führte, diese Konflikte zu vermeiden. In der Regel wurden vestimentäre Gaben durch Geld ersetzt.[8]

Die genannten ethnografischen Arbeiten – wenn auch nicht im gleichen Maße durch die Perspektive der *Material Culture Studies* geprägt – ähneln sich darin, dass sie den Einfluss der Mutter-Tochter-Beziehung auf die Kleidungspraktiken und -stile herausarbeiteten. Corrigans Ausführungen (1989) lenkten in dieser Hinsicht den Blick auch auf den historischen Kontext. Er beobachtete, dass die Mütter das Befremden gegenüber den Kleidungspraktiken ihrer heranwachsenden Töchter vor dem Hintergrund der eigenen Biografie, der eigenen Erfahrungen als Tochter formulierten. Es sei eine Veränderung von „mother/daughter *consensus* to mother/daughter *conflict*" (ebd.: 521), die die Mütter dabei darlegten. Dem Autor zufolge sei dieses Narrativ möglicherweise durch die Implikationen historischen Wandels von Kleidungskonsum und -produktion motiviert, denn die Herstellung

[7] Vgl. hierzu Woodward 2007.
[8] Vgl. hierzu auch Corrigan 1989a.

von Kleidung und somit die Kontrolle über die Garderobe lag während der Jugend der befragten Mütter in weit ausgeprägterem Maße in den Familien selbst.[9] Corrigans Resultat von der „age-appropriateness" (ebd.: 532) ist dabei einem feldimmanenten Vergleich geschuldet.

Die Thematik der Altersangemessenheit wird von Ingun Grimstad Klepp und Ardis Storm-Mathisen (2006) in ihrer Untersuchung zu vestimentären Selbstverständnissen von Frauen aufgegriffen und vor dem Hintergrund eines Kohortenvergleichs diskutiert.[10] Die Soziologinnen verglichen die Darstellungen von Kleidungspraktiken und Geschmackspräferenzen von Frauen im Teenageralter und von Frauen im Alter zwischen 35 und 45 und fragten nach der Bedeutsamkeit von Stil und Mode.[11] Die Autorinnen legen dar, dass sich zeitgenössische Mode weniger durch klassenspezifische Dresscodes denn durch „age-graded or generational clothing" (ebd.: 94) auszeichne. Die Frage nach der Aktualität von Kleidung erscheint in dieser Hinsicht besonders aufschlussreich. Während die Frauen über ihre Kleidung reflektierten, wurde Mode als der Zeitgeber ersichtlich, der Bewertungskriterien für die eigene Garderobe stellte. Während sich die Teenager an den saisonalen Wechseln orientierten, vermaß sich für die älteren Frauen das individuelle Modischsein vor dem Hintergrund einer Ordnung der Modegeschichte in Jahrzehnten. In den Reflexionen der Befragten wird folglich ein Amalgam an Zeitlichkeiten manifest. Hier zeigt sich deutlich die Relevanz, die den biografischen Erfahrungen mit Kleidung zukommt: Die Erfahrungen sind nicht nur durch sich wandelnde Konsumpraktiken geprägt, sondern werden auch durch den Modediskurs historisch modelliert und dynamisiert. Folglich bieten die Ausführungen der Autorinnen Klepp und Storm-Mathisen (2006) zu „Young Fashion and Adult Style" (ebd.: 91) weitere Impulse für diese Studie. Für eine Annäherung an die vestimentären Geschmackspräferenzen und Praktiken in Mutter-Tochter-Beziehungen, wie sie in dieser Arbeit angestrebt wird, ist eine Perspektive, die Modediskurse und biografische Erfahrungen zusammendenkt, von zentraler Bedeutung. Sie verweist über die Aushandlungsprozesse in den Beziehungen selbst hinaus auf deren Situiertheit in historischen Kontexten.

Was den Zugriffen und Erkenntnissen über generationelle Phänomene im Bereich des Sich-Kleidens bisweilen fehlt, ist eine präzise Bestimmung der zugrunde gelegten Konzeption der Kategorie *Generation*. Denn rücken in den benannten Studien Mutter-Tochter-Beziehungen als Generationen*beziehungen* in den Fokus, so tritt die für die Frage nach den Kleidungspraktiken ebenso relevante historische Kontextualisierung für *beide* Alterskohorten in den Hintergrund. Dessen ungeachtet bildet letztere, die Betrachtung von Alterskohorten, ein bereits bearbeitetes

[9] Vgl. Corrigan 1989: 532, für eine historische Arbeit über familiale Kleidungspraktiken unter Berücksichtigung ökonomischer Bedingungen etwa Neuland 1989.

[10] Vgl. auch Klepp/Storm-Mathisen 2005.

[11] Die Untersuchung fokussierte nicht auf verwandtschaftliche oder gar Mutter-Tochter-Beziehungen, wenngleich sie auch hier von den Interviewten angesprochen wurden.

Feld der Kleidungs- und Modeforschung. Kleidung wird dabei aus der Perspektive der Lebensstilanalysen befragt, wie es Marita Bombek (2003) in ihren Ausführungen über die „Mode der Jahrtausendkids" (ebd.: 199) vor Augen führt. Der Fokus liegt auf der jungen Generation in Abgrenzung von der alten Generation, ohne dass jedoch die Beziehungen zwischen ihnen genauer bestimmt würden. Differenz erscheint für das Konzept der Abfolge von Modegenerationen konstitutiv. „Der Vorbildcharakter der älteren Generation in der Mode hat sich erledigt", heißt es in Birgit Richards Ausführungen zu Jugendmoden (1998: 54), „[e]s gibt gegenseitige Beeinflussung in Stil- und Geschmacksfragen, wobei Jugendliche in Fragen des Lebensstils oft zum Vorbild genommen werden." Die Jugendmoden der 1990er-Jahre werden hier als „eigenständige kreative Formen" (ebd.: 49) konzipiert, die sich ihrerseits nicht mehr durch neue „schockierende Extreme" (ebd.) im Bereich des Vestimentären auszeichneten. Die TrägerInnen seien gerade darin von vorangegangenen Modegenerationen zu unterscheiden. In den 1990ern war in der Mode ein Revival von Stilen zu beobachten. Jene Kohorte, die einen Kleidungsstil bereits in ihrer Jugend getragen habe, müsse der Kleidungsstil in Neuauflage befremden. „Der entscheidende Unterschied" sei, so Richard, „daß die Generation der 30–40jährigen sich in den 90er Jahren selbst noch als jung betrachtet" (ebd.: 55). Dieses zerstöre die Illusion von der eigenen Jugend.

Folgt man dieser generationellen Lesart modischen Wandels, so wird in der Perspektive auf die Kleidungspraktiken von Alterskohorten einmal mehr ersichtlich, dass die Aussagen auf Erfahrungen rekurrieren. Dabei werden Differenzen konzipiert, ohne jedoch die Frage nach der Konstitution dieser Differenzen weiter zu vertiefen. Wie aber werden die Momente des Befremdens manifest? Und inwiefern weist die wechselseitige Wahrnehmung über den visuellen Aspekt hinaus auf Kommunikationsprozesse als Austauschprozesse? Werden hier nicht habituelle Gemeinsamkeiten ausgeblendet, die sich bei aller Differenz in Geschmackspräferenzen äußern und vermeintlich unterschiedliche Generationen einander ähnlich erscheinen lassen? Heike Jenß' „Aneignungsgeschichten" (2007: 157), die sie in ihrer ethnografischen Studie über die Retroszene der Mods formuliert, geben einen Eindruck von der Relevanz expliziten wie impliziten Wissenstransfers. So finden sich in ihrem Sample unterschiedliche Formen der Tradierung. Eine Sixties-Stylistin wurde zum Beispiel über eine „echte Zeitzeugin" (ebd.: 197) aus ihrem beruflichen Umfeld an die Ästhetik der 1960er-Jahre herangeführt:

> „*Also so richtig Sixties-Szene, dazu bin ich glaub ich durch meine Lehre gekommen. Weil meine Chefin, also die hab eine Friseurausbildung gemacht und meine Chefin die hat in den späten Sechzigern, Anfang Siebzigern in London gelebt und da auch im Salon gearbeitet und alles war total freaky. […] Ich hatte schon vor meiner Ausbildung bei dem Friseur gejobt und die hat immer viel erzählt – Sixties. Und ich weiß noch, irgendwann hat sie mir dann mal Wimpern aufgemalt und die fand das natürlich toll, dass ich das dann toll fand und dann war das so 'n Austausch.*" (ebd.)

Ein Sixties-Stylist spricht von der Beatles-Platte seiner Mutter:

> „*Bei mir fing das mit der Musik an. Ich hab früh 'nen Plattenspieler geschenkt bekommen und so 'n Stapel Singles. Hab' Schlager gehört als Kind und irgendwann mal war da 'ne Beatles-Single dabei. Meine Mutter hat mir die direkt wieder weggenommen. Von meinem Taschengeld hab ich mir dann selber eine gekauft, das war >I am a Looser< und dann hab ich Beatles gehört, wie so 'n Irrer.*" (ebd.: 193)

Die Kategorie *Generation* – so ist festzuhalten – schreibt sich in die Argumentationen ein, ihre zwei prominenten Dimensionen werden in der kulturwissenschaftlichen Mode- und Kleidungsforschung jedoch kaum miteinander verbunden. Einerseits wird auf die Familie im Raum der Ver- und Aushandlung von Kleidungsstilen fokussiert, wobei der ethnografische Erkenntnismodus die dezidiert genealogisch-generative Dimension zumeist nur streift. Andererseits werden die historisch-gesellschaftlichen Implikationen des Terminus operationalisiert, um das Phänomen Mode in seiner altersstrukturierenden Wirkmächtigkeit in den Blick zu bekommen. Konzeptionell wird dabei wiederum weniger auf die Kategorie *Generation* selbst eingegangen. Auffällig ist demgegenüber das Interesse an *Gender* als zentrale Dimension vestimentärer Praxis, der sich die kulturanthropologische Kleidungsforschung widmet.

1.1.1 Gender, Generation und Zeit zusammendenken

Die Aufmerksamkeit, die *Geschlecht* zuteilwird, ist in erster Linie den empirischen Kontexten und Fragestellungen einer kulturanthropologischen Kleidungsforschung geschuldet.[12] Gerade der Konnex von Gender, Zeit und Kleid, wie ihn etwa Elke Gaugele (2002, 2005) überzeugend auslotet, hat auch für die Beschäftigung mit *Generation* viel anzubieten. Die Stofflichkeit von Kleidung zähle, so Gaugele (2005), zu den Formen „diskursive[r] Praktiken, die diese kulturellen Konstruktionen der Geschlechterdifferenz in ihren soziohistorischen Rollen und Körpermodellierungen ‚performativ' in die Wirklichkeit transformieren" (ebd.: 306). Unschwer zu erkennen ist, dass ihre Perspektive auf Judith Butlers geschlechtstheoretischen Arbeiten (1997, 2002) beruht. Performativität ist von jener als Hervorbringung und Bestätigung symbolischer Ordnung konzipiert, der performative Akt immer ein Normen zitierender.[13] Butler (1997) betont:

> „Konstruktion findet nicht nur *in* der Zeit statt, sondern ist selbst ein zeitlicher Prozeß, der mit der laufenden Wiederholung von Normen operiert; im

[12] Vgl. hierzu u.a. Bachmann 2008 oder Ege 2013.
[13] Vgl. hierzu u.a. Butler 1997: 35–37.

> Verlauf dieser unentwegten Wiederholung wird das biologische Geschlecht sowohl hervorgebracht als auch destabilisiert". (ebd.: 32)[14]

Wenn in der Ausgestaltung von Kleidungsstücken diese Normen stets erneut zum Tragen kommen, sie in der „ästhetisch-leiblichen Dimension" (Gaugele 2005: 306 f.) von Kleidung vermittelt werden, so lässt sich Kleidung mit Blick auf den zeitlichen Prozess durchdenken. Elke Gaugele (2002) untersuchte in dieser Hinsicht die „Gleichzeitigkeit verschiedener Zeiten und […] die Vielschichtigkeit von Zeit im kollektiven Gedächtnis" (ebd.: 195), die sich mit dem Kleidungsstück Schürze verbinden. Die erzählend erinnerten Trageanlässe, die Ausdifferenzierung von Gebrauchsweisen, Gestalt und Bedeutungszuweisungen führen die „spezifischen Regelsysteme von Zeit und Gender" (ebd.) vor Augen, die von somatischen Aspekten des Kleidungsstücks über jene der Repräsentation bis zur Zeitlichkeit einer „Ökonomie des Begehrens" (ebd.: 208) konstituiert werden. Die multiperspektivische Befragung der Schürze zeigt folglich die Komplexität des Konnex von Kleidung, Zeit und Geschlecht. Die bereits benannten Aspekte lassen sich noch erweitern. In einer neueren Arbeit zum Zusammenhang von *Gender* und Kleidung widmet sich Elke Gaugele (2005) der „gezielte[n] Vermischung" von vestimentären Weiblichkeits- und Männlichkeitscodes „in der Kleidungsgeschichte der Moderne und Postmoderne" (ebd.: 307). Obgleich hier ebenfalls (de)konstruktivistische Ansätze ihre Überlegungen bestimmen, wird die zeitliche Dimension der Performanz nicht expliziert. In ihrer Anlage bleibt Zeit aber in einer anderen Hinsicht von Bedeutung – nämlich in der Auseinandersetzung mit Moden. Mode[15] wird klassischer Weise zeitlich gedacht. „In der Tat", so Gabriele Mentges (2005), „ist Mode aufs engste der Aktualität verpflichtet: das Neue gilt als das jeweils Modische" (ebd.: 30).[16] Die „Historizität des modischen Augenblicks" (ebd.) sei der steten Hervorbringung des Neuen ebenso inhärent wie die Vergegenwärtigung des Vergangenen im Zukünftigen. Retromoden etwa setzten auf die Zeitlichkeit von Modegeschichte, wenn sie diese als Darstellungsmittel einsetzten. In ihrer bildgebenden Funktion könne Kleidung folglich Zeit ästhetisieren und präsentieren.

Der Zusammenhang von Kleidung und Zeit lässt sich also – und dabei vernachlässige ich *Gender* für den Moment – wie folgt formulieren: Zunächst macht die *Sichtbarkeit* von Kleidermoden und Kleidung auf *Zeitlichkeit* als bedeutsame Perspektive für die Analyse vestimentärer Phänomene aufmerksam. Kleidungsstücke sind aber nicht nur visuell wahrnehmbar. Sie werden auch als materielle Dinge befragt, und zwar nicht nur metaphorisch in einer „somatischen Stofflichkeit"

[14] Vgl. auch Butler 2002. Hier spricht sie von einer „*sozialen Zeitlichkeit*" (ebd.: 302).
[15] Da in dieser Arbeit Mode nur in ihrer zeitlichen Dimension interessiert, wird der Begriff selbst nicht weiter diskutiert. Für einen Überblick über die vielfältigen Felder der *Fashion Studies* und ihre Konzeptionen von Mode siehe Welters/Lillethun 2011.
[16] Vgl. auch Lehnert 2005.

(Gaugele 2002: 196), in der Körper und Kleid in eins zu fallen scheinen.[17] Die konkreten Materialien verschleißen, verformen sich, werden fragil und instabil. Kurz: Kleidungsstücke verändern sich und bringen somit Zeit zum Ausdruck. Wie sich dadurch Zeiterleben ganz praktisch in den Alltag einzuschreiben vermag, weil die Materialität der Kleidung spezifische Praktiken bedingt, zeigt sich etwa deutlich in der Interviewstudie Heike Willingmanns (2001). Hier wird das Erleben von Neuheit durch den Erwerb von Kleidung erörtert. Die Untersuchung beschreibt weiter das Ausbessern der Kleidung als Kontinuierungen, die der Verschleiß durch Nutzung nach sich zieht und die Verlustmomente, die durch den Verfall des Stoffes eintreten. Forschungspraktisch näherte sich die Autorin dem „gegenwärtigen Umgang mit der Vergänglichkeit von Kleidung" (ebd.: 153) dabei über einen Zugang, der dezidiert generationensensibel angelegt war: „Verschiedene Generationen, die durch das Durchlaufen der Zeitepochen unterschiedlichen kulturellen Prägungen ausgesetzt gewesen sind, konnten innerhalb mehrerer Familien befragt werden" (ebd.: 154). Der familiale Zusammenhang, der durch unterschiedliche Beziehungskonstellationen wie jene zwischen Mutter und Sohn, Ehepartnern oder Mutter und Tochter abgebildet wird, ermögliche, so ihr Argument, „die Entfaltung eines komplexen Bildes von sozialen und kulturell bestimmten Vernetzungen" (ebd.). Die Studie verdeutlicht somit den Konnex von Generation, Kleid und Zeit in ihren *zwei* Dimensionen, d.h. den historischen Kontexten sowie den familialen Gleichzeitigkeiten.

Die Forschungsperspektive auf die vestimentäre Praxis in Mutter-Tochter-Beziehungen, wie ich sie im Folgenden noch näher umreißen werde, greift die Formulierungen von den *Vernetzungen* auf. Es geht um eine Betrachtungsweise, die sowohl Praktiken und Stile in ihren gestaltenden Wirkweisen in der Mutter-Tochter-Beziehung befragt, als auch diese Praktiken und Stile als Selbstdarstellungsweisen von Frauen unterschiedlichen Alters begreift. Die Selbstdarstellungsweisen werden in ihrer gesellschaftlichen und historischen Konstitution analysiert. Die Praxis und Stilentwicklung in Mutter-Tochter-Beziehungen zu eruieren heißt, im Hinblick auf die Kategorie *Generation* den weitgehend monoperspektivischen Zugriff aufzubrechen und die Zusammenhänge von Kleidungspraxis und -stil, Kohortenzugehörigkeit und verwandtschaftlichen Beziehungen aufzuspüren. Dabei sind meine Überlegungen von dem *Zusammenhang* von Kleidung, *Zeit* und *Gender* inspiriert. Lässt dieser nur eine vertiefende Auseinandersetzung mit vestimentären Phänomenen zu, oder kann er zugleich in die Diskussion der Kategorie *Generation* mit eingebracht werden? Um dieser Frage nachzugehen, bedarf es zunächst einiger grundlegender Überlegungen zu dieser Kategorie.

[17] Eine ähnliche Lesart findet sich auch in Elizabeth Wilsons einführenden Passagen zu „Adorned in Dreams" (2003), in welchen sie den Eindruck des Befremdens schildert, den auf Figurinen aufgezogene Kleidungsstücke in Museen zu erwecken vermögen. Die Kleidungsstücke erinnerten an Vergänglichkeit, weil Betrachtende die ehemaligen TrägerInnen vergegenwärtigen.

1.2 Bestimmung des generationstheoretischen Horizonts

Der Soziologe Michael Corsten (2001) bestimmt Generation als Kategorie, die „zeittheoretisch komplex" (ebd.: 47) sei. Corstens in Teilen systemtheoretisch inspirierte Überlegungen rekurrieren auf die Pinder'sche Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen.[18] Sie führen ihn zu einer Operationalisierung dreier Zeitebenen, die er als diesem Konzept inhärent ansieht. Es lasse sich differenzieren zwischen „der objektiven Zeit, der dramatischen Zeit und der endogenen Zeit" (ebd.: 47). Verkürzt können diese Zeiten als historische Zeit, weiter als die (dramatische) Interpretation dieser Zeit (und die daraus für sie konstitutiven Ereignisse) und schließlich die Zeit, in der sich die Generation als solche konstituiert, beschrieben werden. Der Soziologe schlägt dementsprechend ein komplexes analytisches Vorgehen mit dem Ziel vor, der Verschränkung dieser Zeiten nachzuspüren. Auch wenn ich seine Kritik an den partikularen Perspektiven mit Blick auf mein Forschungsfeld teile – Corsten schreibt etwa, dass sich die intergenerationelle Sicht als eine Soziologie der Beziehungen zwischen Altersgruppen reformulieren ließe[19] –, so möchte ich im Folgenden eine andere, im Kern praxeologisch begründete Perspektive auf *Generation* vorschlagen. Als Ausgangspunkt für meine Überlegungen zu Zeit dient mir Karl Mannheims 1928 erschienener Aufsatz „Das Problem der Generationen" (1964) und somit der Klassiker unter den (soziologischen) Generationstheorien.[20] Denn hier wird der Begriff des „Generationenstil[s]" (ebd.: 550) verwandt, welcher einen Ansatzpunkt für die Analyse vestimentärer Selbstpräsentationen aus generationstheoretischer Perspektive darstellt.

In diesem Aufsatz diskutiert Mannheim (1964) einleitend die zeitgenössischen, positivistischen sowie die qualitativen Forschungen zur Generationenthematik. Während sich erstere für die biologischen Rhythmen von Generationenabfolgen interessierten und als Basis historischen Wandels auslegten, fokussierten letztere auf generationsspezifische Denkweisen und ein qualitatives Verständnis von Zeit. Für Mannheim vernachlässigen beide Zugänge die sozialen, gesellschaftlichen Dimensionen. Er schlägt eine Verbindung beider Ansätze vor, da er nach ihren Bewusstseinsformen unterscheidbare historische Generationen annimmt, die durch sozialen Wandel entstünden und durch gesellschaftliche Beziehungen mitgestaltet würden.[21] Im Kern seiner eigenen Generationstheorie steht eine Begriffstriade: die *Generationslagerung*, der *Generationszusammenhang* und schließlich die *Generationseinheit*, die sich durch einen genuinen Stil auszeichne. Um den Prozess der Entstehung einer wirkmächtigen Generation nachvollziehbar zu machen, geht

[18] Vgl. Pinder ²1961.
[19] Vgl. ebd.: 56.
[20] Mit der Bezugnahme auf Mannheim (1964) beginnen meine Ausführungen wie eine ganze Reihe an generationstheoretischen Reflexionen, vgl. u.a. Matthes 1985; Zinnecker 2003. Der Aufsatz des Soziologen gilt mithin als zentrale Grundlage der Generationenforschung.
[21] Vgl. Mannheim 1964: 552 ff.

Mannheim (1964) analog zum Marx'schen Klassenbegriff vor: Ursprung ist zunächst die *Generationslagerung*, welche durch Gleichzeitigkeit von Individuen gerade in der Jugend bestimmt ist sowie durch die damit einhergehende Potentialität, an ähnlichen Ereignissen teilzunehmen und vergleichbare Erfahrungen zu machen. Aus eben jener Lagerung könne zunächst ein *Generationenzusammenhang* als Miteinander von Individuen und weiter eine *Generationseinheit* entstehen. Hier schließt der Soziologe an Marx' These vom Werden der ‚Klasse an sich' – definiert allein durch ihre Position im Produktionszusammenhang – zu einer ‚Klasse für sich' durch Bewusstwerdung an. Durch die Generationenlage sei – wie durch die Klassenlage – eine spezifische Erfahrungs- und Möglichkeitsstruktur präfiguriert. Generationseinheiten entstünden, so Mannheim, durch „Kollektivwollungen" (ebd.: 545), jedoch nicht in jeder Generationslagerung sei diese Potentialität vorhanden.

> „Wenn dies [die Entstehung einer Formation mit spezifischen Impulsen, d.A.] geschieht, so wollen wir von *einem Aktivwerden der in der Lagerung schlummernden Potentialität* sprechen. Eins scheint wahrscheinlich zu sein, daß die Häufigkeit des Aktivwerdens dieser Potentialität mit der Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Dynamik zusammenhängt. Wenn gesellschaftlich-geistige Umwälzungen ein Tempo einschlagen, das den Wandel der Einstellungen dermaßen beschleunigt, daß das latente kontinuierliche Abwandeln der hergebrachten Erlebnis-, Denk- und Gestaltungsformen nicht mehr möglich wird, dann kristallisieren sich irgendwo die neuen Ansatzpunkte zu einem als neu sich abhebenden Impuls und zu einer neuen gestaltgebenden Einheit. Wir sprechen in solchen Fällen von einem neuen Generationenstil, von einer neuen Generationsentelechie." (ebd.: 550)

Eine genauere Trennung zwischen Generationenstil und Generationsentelechie nimmt Mannheim (1964) im Weiteren nicht vor. In seinen Ausführungen stellt er vielmehr „zwei Abstufungen" (ebd.) der *Generationseinheit* vor, indem er zwischen einer intuitiv sich formierenden und einer bewusst sich als Einheit gerierenden unterscheidet. Er verweist darauf, dass sich Generationen, in denen keine Generationsentelechie manifest werde, an vorangegangenen oder nachkommenden Generationen orientierten und macht in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung prägender „Kollektivereignisse" (ebd.: 552) aufmerksam. Ohne Generationswechsel im biologischen Sinne könnten keine Generationsentelechien, könne kein Wissen um Generationenstile entstehen. Das Entstehen von Entelechien und Stil selbst sei allerdings auf der gesellschaftlich-geistigen Strukturebene anzusiedeln.[22] In seinen theoretischen Überlegungen geht es im Kern also darum, die Bedeutung neu auftretender Träger von Kultur – konkret meint er ‚die Jugend' – als Movens gesellschaftlichen Wandels herauszuarbeiten. Mit Blick auf die Frage nach dem Zustandekommen von Generationszusammenhängen und -einheiten bezeichnet

[22] Vgl. Mannheim 1964: 553.

Generationenstil ein wahrnehmbares, mithin neuartiges Denken, dessen Wirkmächtigkeit sich etwa in literarischen Stilen oder politischen Ansichten äußert und vergemeinschaftend wirkt.

Die Historikerin Ulrike Jureit (2006) hat in ihrer Einführung in die Generationenforschung darauf hingewiesen, dass für Mannheim die dem Generationenstil inhärenten „Grundintentionen und Gestaltungsprinzipien" (ebd.: 24) zentrale Momente des Formationsprozesses von Generationen sind. Für sie tritt dabei deutlich hervor, dass sich dieses Generationenmodell an gestalttheoretischen Konzepten orientiert:

> „Nicht die Summierung unserer Einzeleindrücke, sondern die »Totalität« der »Gestalt« prägt nach Mannheim unsere Sinnesleistungen. Menschliche Wahrnehmung, egal ob dinglicher oder geistiger Art, sei notwendigerweise gestalthaft, da es ansonsten zu permanenten Überforderungen käme. Entscheidend sei zudem, dass gestalthafte Wahrnehmung stets gruppenspezifisch, also durch Sozialisation hergestellt würde." (ebd.: 24)[23]

Nun sind Karl Mannheims theoretische Überlegungen zum Generationsbegriff in der neueren Generationenforschung vielfach kritisch diskutiert worden, etwa im Hinblick auf Genderperspektiven[24] oder ob seiner Orientierung an der intellektuellen Avantgarde.[25] Gleichwohl finden die angesprochenen Aspekte *Wahrnehmung* und *Vergemeinschaftung* in Abhandlungen zu Generationsphänomenen verschiedentlich Resonanz – und das, obgleich das Konzept vom Generationenstil von Karl Mannheim diesbezüglich nicht ausgearbeitet wurde. Kurt Lüscher (1993) etwa legt ein am Pragmatismus orientiertes Generationenkonzept vor. Der Soziologe geht davon aus, dass sich Individuen als Angehörige einer Generation verhalten, „wenn und insoweit sie ihr Handeln an Perspektiven" (ebd.: 20) ausrichten. Perspektiven sind dabei Identitätsangebote, welche in der jeweiligen Altersgruppenzugehörigkeit oder in sozialen Zusammenhängen wie der Familie begründet sind. Mit *Generation* seien jene „Kategorien von Individuen zu bezeichnen" (ebd.), die im Hinblick auf Verhaltensweisen, die in ihrem Alter relevant sind, denselben Perspektiven folgten. Es ist dann jenes Konzept der Perspektive, welches explizit an Karl Mannheims Konzept des Generationenstils gebunden wird: „Das Konzept der Perspektive nimmt hier Überlegungen auf, die Mannheim im Anschluss an Pinder zum Begriff des *Generationenstils* bzw. der *Generationenentelechie* anstellt" (ebd.).[26] *Generation* denkt Lüscher also identitätstheoretisch und erweitert und konkretisiert damit das Mannheim'sche Verständnis. Auch scheint er Mannheims Engführung auf die Jugend mit dem Hinweis auf Kohortenzugehörigkeiten allgemein aufzulösen. Da er Generationenbeziehungen als spezifische Interaktionen

[23] Siehe hierzu auch Mannheim 1964: 454 f.
[24] Vgl. hierzu Benninghaus 2005: 130–139.
[25] Vgl. hierzu Zinnecker 2003: 45–47.
[26] Vgl. auch Pinder ²1961.

erfasst und darauf hinweist, dass sich diese Spezifik in der expliziten Verwendung des Wortes ‚Generation' oder auch implizit symbolisch ausdrücke – etwa in Kleidung oder Musikvorlieben[27] –, findet ferner die konkrete materielle Manifestation als Ausdruck des generationellen Stils Berücksichtigung.

Während Lüscher (1993) den Wahrnehmungs- wie den Gemeinschaftsaspekt von *Generation* aufgreift und in einen pragmatisch-interaktionistisch fundierten Generationsbegriff integriert, offeriert Joachim Matthes (1985) eine Auseinandersetzung mit der Mannheim'schen Generationstheorie, die dessen wissenssoziologische Ausführungen für die kritische Lektüre fruchtbar macht. Im Zentrum steht dabei ebenfalls der Wahrnehmungsaspekt, der – darin Lüscher (1993) ähnlich – nicht als aus der Generation als Gruppe heraus entstanden begriffen wird. Er wird in seiner Bedeutsamkeit als unterscheidendes Moment herausgearbeitet. Karl Mannheims theoretischen Ausführungen mangele es, so Matthes' Ausgangsargument, an der „Unterfütterung nämlich […] durch eine genauere Bestimmung des ‚konjunktiven Erfahrungsraums'" (ebd.: 364). Folge man diesem von Mannheim (1980) an anderer Stelle ausgearbeiteten denksoziologischen Ansatz, so sei mit Blick auf das „Problem der Generationen" (Mannheim 1964) zu überlegen, „welcher Art denn jene Beziehungen und Verhältnisse seien, die sich selber im Bemühen um ihre Selbst-Verortung, Selbst-Bestimmung und Selbst-Verständigung, als spezifisch generationelle, als solche des Unterschieds und des Zusammenhangs von Generationen auf ihren Begriff bringen" (Matthes 1985: 365). Prozesse der (Selbst-)Thematisierung sollten dabei nicht als Ausdruck eines Gruppenbewusstseins aufgefasst werden. Es sei vielmehr davon auszugehen, dass die (Selbst-) Thematisierungen „immer im Wechselspiel der generationellen Verhältnisse indexikalisch getroffen werden" (ebd.: 368). Der Kern generationeller Phänomene sei dann in den unterschiedlichen „kulturellen Strukturen der Weltwahrnehmung" (ebd.) zu suchen, die auf zu unterschiedlichen Zeiten gemachten Erfahrungen gründeten, jedoch gleichzeitig in einer Gesellschaft auszumachen seien. Generationelle Verhältnisse dienten dazu, „die mit der lebenszeitlichen Abständigkeit der Menschen bei ständiger gesellschaftlicher Gleichzeitigkeit immer erneut entstehende und erzeugte wechselseitige Fremdheitsrelation identifizierbar und bearbeitbar" (ebd.: 369) zu machen und somit „soziales Erinnern und Vergessen" (ebd.) zu regeln.

Der Fokus auf die Wahrnehmungsweisen sowie die Reflexionen über Vergemeinschaftungsprozesse erweisen sich in den beiden neueren generationstheoretischen Überlegungen – Matthes' (1985) sowie Lüschers (1993) – mithin losgelöst von der Mannheim'schen These der historischen Dynamik und des generationell motivierten Neuen. Sie rücken Manifestationen von Übereinstimmung und Differenz in historischen Kontexten ins Zentrum, wie sie auch für das Aufzeigen von vestimentären Aushandlungslogiken in Mutter-Tochter-Beziehungen bedeutsam

[27] Vgl. Lüscher 1993: 21.

sind. Somit lassen sich diese Ansätze konzeptionell in die Analyse von Kleidungspraxis und Stilentwicklung, wie sie in der vorliegenden Analyse angestrebt wird, einbinden.

1.2.1 Generation habitustheoretisch deuten

Bereits Karl Mannheims Rede von den Generationseinheiten mit je spezifischen Generationsstilen und Entelechien (Mannheim 1964) legt nahe, sich den Ausführungen über Wahrnehmungsmuster und Vergemeinschaftung zuzuwenden und sie einer habitustheoretischen Re-Lektüre zu unterziehen. In den gestalttheoretisch inspirierten Passagen wird der soziale Charakter der Wahrnehmung von Dingen und immateriellen Objekten betont:

> „Wir sehen Dinge bereits in einer bestimmten Gestalt, wir denken Begriffe in einer bestimmten Bedeutung. Die jeweilige Bestimmtheit ist durch die jeweils hinter uns stehende Gruppe gegeben. Hineinwachsen in eine Gruppe bedeutet nicht nur, jene Wertungen vollziehen, die diese Gruppe charakterisieren, sondern die Dinge in jenem »Aspekt«, die Begriffe in jener Bedeutungsnuance, die seelisch-geistigen Gehalte in jener Gestalt erfassen, in der sie für die Gruppe präsent sind. Sich mit einer Gruppe verbinden heißt ferner, jene Formungs- und Gestaltungsintentionen in sich aufnehmen, aus denen heraus neu auftauchende Eindrücke, Ereignisse in einer weitgehend vorgeschriebenen Richtung verarbeitet werden können." (ebd.: 546)

Diese Überlegung ist Aspekten des Bourdieu'schen Habituskonzeptes nicht unähnlich. Es lässt sich daher ein *erster Berührungspunkt* von *Habitus-* und *Generationstheorie* ausmachen, wenn man die Generation als ein Kollektiv annimmt, das sich durch einheitliche Wahrnehmungsmuster seiner Mitglieder auszeichnet. Unter Habitusformen versteht Pierre Bourdieu (²2009) „Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, objektiv »geregelt« und »regelmäßig« sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein" (ebd.: 165).
Dem Begriff der Disposition kommt in dieser Konzeption besondere Relevanz zu:

> „Die Bezeichnung »Disposition« scheint in besonderem Maß geeignet, das auszudrücken, was der (als System von Dispositionen definierte) Begriff des Habitus umfaßt: Sie bringt zunächst das *Resultat einer organisierten Aktion* zum Ausdruck und führt damit einen solchen Worten wie »Struktur« verwandten Sinn ein; sie benennt im weiteren eine *Seinsweise*, einen *habituellen Zustand* (besonders des Körpers) und vor allem eine *Prädisposition*, eine *Tendenz*, ein *Hang* oder eine *Neigung*." (ebd.: 446)

Vor dem Hintergrund dieser Eigenschaften generiert der Habitus klassifizierbare Formen der vestimentären Praxis, der Geschmackspräferenzen sowie der materiellen Kultur. In der Beziehung zwischen diesen konstituiere sich dann der Raum der Lebensstile, von Bourdieu homolog zum Raum der Klassen konzipiert.[28] Somit überlappen sich die Überlegungen mit jenen Mannheims (1964). Beide Soziologen sprechen davon, dass sich mit dem Hineinwachsen in einen sozialen Zusammenhang eine spezifische Perspektive entwickelt, die ihrerseits als Praxis und Denk- und Urteilsform ihren Ausdruck findet. Mannheims Überlegungen zum Zustandekommen wie auch zur Daseinsform einer Generationseinheit und ihres Stils lassen sich deshalb an dieser Stelle habitustheoretisch wenden. Der Generationenstil kann als Ergebnis einer spezifischen zeitlich bestimmten Disposition gelesen werden, die sich im Geschmack ausdrückt. Er kommt auf diese Weise zur Geltung und wird wahrnehmbar, beispielsweise im Kleidungsstil als Produkt der Kleidungspraxis. Die Kleidungspraxis ist ihrerseits zeitlich bestimmt, da die Dispositionen, denen sie geschuldet ist, verstanden werden „als Vergangenheit, die im Gegenwärtigen überdauert und sich in die Zukunft fortzupflanzen trachtet" (Bourdieu 1993a: 102).

Der Aspekt der Zeitlichkeit ist für das Habituskonzept konstitutiv, weil dieser als „Produkt der Geschichte" (ebd.: 101) gefasst wird, das zugleich die Praxen durch Schemata bedingt, die durch eben jene Geschichte hervorgebracht werden. „[Er] gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die die Übereinstimmungen und Konstantheit der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen" (ebd.: 101). Über die Bedeutsamkeit von Wahrnehmungsmustern hinaus findet sich darin ein *zweiter Berührungspunkt*, der es erlaubt, habitus- und generationstheoretische Überlegungen zu verschränken: die Relevanz von *Zeit*. Während Karl Mannheim (1964) den Fokus auf gesellschaftlichen Wandel legt, rekurriert die Bourdieu'sche Perspektive auf den ersten Blick jedoch auf Kontinuität. Der Habitus im Sinne Bourdieus ([2]2009) wird einverleibt, und zwar vornehmlich im Zuge expliziter und impliziter Erziehung, wie sie sich primär in der Herkunftsfamilie vollzieht.[29] Damit vollzieht sich dann auch die Reproduktion sozialer, gesellschaftlicher Strukturen. In „»Jugend« ist nur ein Wort" hat Pierre Bourdieu (1993) demgegenüber den Differenzmoment von Generation herausgearbeitet. Er hat zunächst darauf hingewiesen, dass Jugend und Alter sozial konstituiert seien. Jedes dieser Felder verfüge über seine je eigenen Regeln des Alterns. Sein Hauptaugenmerk beim Generationsbegriff liegt dabei auf dem Konflikt, der sich vereinfacht gesagt daraus ergibt, dass die Kapitalien der unterschiedlichen Alterskohorten in den verschiedenen Feldern des sozialen Raumes von unter-

[28] Vgl. Bourdieu 1987: 278.

[29] Vgl. für einen Überblick Fuchs-Heinritz/König 2005, hier insbesondere das Kapitel „Einverleibung" (ebd.: 134–193).

schiedlichem Wert sind. Die unterschiedlichen Karriereerwartungen der aufeinander folgenden Generationen seien auf einem anderen Stand der Zugangsmöglichkeiten und der Verteilungsstruktur von Ressourcen entstanden. Was für die Eltern noch als Privileg erschien, mag für die Kinder bereits selbstverständlich sein und so kommt es zu Spannungen, zu Verteilungskämpfen und zu Verschiebungen in den Machtverhältnissen zwischen den Generationen. In den dieser Argumentation inhärenten feldtheoretischen Überlegungen ist die Position und Strategie der Akteure durch Volumen und Zusammensetzung des von ihnen besessenen „Kapitals *zum betreffenden Zeitpunkt*" (Bourdieu/Wacquant 2006: 129) bestimmt. Zudem ist die Ausgestaltung des Kapitals „in der Zeit, das heißt von seinem [der Akteur bzw. Spieler, d.A.] sozialen Lebenslauf und von den Dispositionen (Habitus), die sich in der dauerhaften Beziehung zu einer bestimmten Chancenstruktur herausgebildet haben" (ebd.: 129) immanent wichtig. Setzt man diesen Sinnzusammenhang in Relation zu den Dispositionen, ist zu schlussfolgern: Aufgrund der unterschiedlichen Wertigkeiten der Kapitalien lassen sich Nuancen in den Bewertungs- und auch Praxisformen zwischen Alterskohorten und auch familialen Generationen jenseits aller klassenspezifisch-habituellen Gemeinsamkeiten denken. Bourdieus Überlegungen zum Generationskonflikt sind also dem Habituskonzept immanent und es ist dieser Bezug, der die Nähe zum Matthes'schen Konzept von der „Fremdheitsrelation" (Matthes 1985: 369) ersichtlich werden lässt. Generationenkonflikte, so wird schließlich explizit mit Blick auf den Hysteresiseffekt des Habitus und die Logik der Praxis von Bourdieu (²2009) formuliert,

> „lassen keineswegs etwa durch natürliche Eigenschaften geschiedene Altersklassen, vielmehr unterschiedliche Habitusformen aufeinander prallen […], die gemäß unterschiedlichen generativen Modi erzeugt wurden, d.h. durch Existenzbedingungen, die, indem sie differente Bestimmungen des Unmöglichen und Möglichen, des Wahrscheinlichen und Gewissen aufnötigen, den einen spezifische Handlungen und Aspirationen als natürlich oder vernünftig zu erfahren aufgeben, die die anderen als undenkbar oder skandalös empfinden – und umgekehrt." (ebd.: 168)

Welche Konsequenzen haben nun die zwei Berührungspunkte für die Untersuchung vestimentärer Stile und Praktiken in Mutter-Tochter-Beziehungen? Zunächst ist festzustellen, dass der Versuch, den Generationsbegriff praxeologisch zu wenden, bereits mehrfach unternommen wurde. Ron Eyerman und Bryan S. Turner (1998) haben eine „Outline of a Theory of Generation" vorgelegt, mit der sie distinkte „generational cultures" (ebd.: 93) herausarbeiten möchten. Sie lenken den Blick dabei auf die Modi, durch welche ein gemeinschaftlicher Zusammenhang erkennbar wird, der wiederum als eine spezifische Lokalisation im sozialen Raum beschreibbar ist. Dabei wird der Begriff Generation als Kohorte oder – bildlich gesprochen – als Karawane, „who comes to share a common habitus, hexis and culture" (ebd.: 91) bestimmt. Der Historiker Dirk Schumann (2013) hat

ebenfalls eine vom Habituskonzept inspirierte Re-Lektüre von Karl Mannheims Ausführungen zur Generation (1964) durchgeführt. Er verweist dabei auf die vagen Formulierungen von den Generationsentelechien und sucht diese Leerstelle mit dem Bourdieu'schen Habituskonzept (²2009) zu füllen. Der Historiker unterstreicht ebenfalls den Zusammenhang von Jugendkulturen und Konsum und macht darauf aufmerksam, dass distinkte Generationen ohne die Formation und Adaption generationeller Dispositionen nur schwerlich denkbar seien. Den Ansätzen ist gemein, dass sie in historischer Perspektive jugendkulturelle Formationen sowie Konsumptionspraktiken betrachten und diese als ebenso wesentlich für die Entstehung generationeller Zusammenhänge erachten wie etwa politische Ideologien.

Augenfällig ist, dass die genannten Ausführungen zu *Generation* aufgrund ihrer kulturhistorischen Perspektive die auf Kontinuität rekurrierende Dimension des Habituskonzeptes kaum berücksichtigen bzw. zugunsten einer Abfolge distinkter Geburtsjahrgänge und somit einem Differenzverständnis von Generation vernachlässigen. Diese zweite zentrale Dimension des Habituskonzeptes erscheint mir für das Verständnis generationeller Phänomene unerlässlich und so ist meine praxeologische Perspektive sowohl eine Perspektive auf Differenz als auch auf Kontinuitäten. Wenn es im Folgenden um vestimentäre Praxen und Stilgenese geht, so werden jene generativen Implikationen schon allein deshalb verstärkt Berücksichtigung finden müssen, weil ich in dieser Untersuchung familiale Generationenbeziehungen betrachte. Das Habituskonzept bietet insofern die Möglichkeit, die generativen und die differenzierenden Facetten des Generationenbegriffs zu erfassen und miteinander zu verbinden. Generations- und habitustheoretische Überlegungen werden dabei nicht in eins gesetzt, sondern ergänzend aufeinander bezogen, denn nur so lässt sich die Engführung auf den Lebensstil einer Kohorte vermeiden, nur so geraten mögliche Austauschprozesse und Gemeinsamkeiten in den Blick. In dieser Hinsicht möchte ich zudem ein weiteres Konzept präzisieren, das – in einer erweiterten Lesart – erlaubt, durch Lebensalter und Erfahrungen geprägte Wahrnehmungsmuster und Wissensbestände nicht a priori an Gruppenzugehörigkeiten zu binden: das Konzept der Generationalität.

1.2.2 Generationalität präzisieren

Im Zentrum dieser Arbeit stehen familiale Generationen. Die Arbeit basiert somit auf einem Generationenverständnis, welches auf den ersten Blick weitgehend unproblematisch erscheint.[30] Jüngere Forschungen zu generationellen Verhältnissen in Ostdeutschland etwa haben allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass die Trennung zwischen familialer und gesellschaftlicher Generation kaum aufrecht zu

[30] Vgl. Jureit 2006: 10, auch Mansel/Rosenthal/Tölke 1997; zur Diskussion unterschiedlicher Bedeutungsebenen etwa Liebau 1997.

erhalten ist. Monika Wohlrab-Sahr, Uta Karstein und Thomas Schmidt-Lux (2009) argumentieren, dass familiale Generationen „nicht nur Gruppen" (ebd.: 20) seien. Sie seien gleichzeitig auch „*Generationen*konstellationen" (ebd.), in welche die „Akteure auch *Differenzen gesellschaftlich-historischer Generationenerfahrung*" (ebd.) hinein tragen. Mutter-Tochter-Dyaden, wie ich sie untersucht habe, könnten ebenfalls als solche Konstellationen aufgefasst werden. Wie allerdings ließe sich eine gesellschaftlich-historische Generationenerfahrung, wie sie in den Familien verhandelt wird, näher bestimmen, ohne zuvor eine Vorstellung von deren Qualität zu haben?[31] Joan W. Scott (1991) betont, dass Erfahrung durch Narrative und Praxen hervorgebracht wird und daher als Konstruktion und Form der Wirklichkeitsaneignung zu verstehen ist. Sie weist weiter sehr richtig auf die Gefahren einer Essentialisierung von Identität und einer Reifizierung des Subjekts hin. Das Reden über Erfahrungen könne Differenzen und Ähnlichkeiten begründen sowie den Anspruch auf Wissen formulieren, das unanfechtbar sei. Anstatt den Begriff *Erfahrung* deshalb gänzlich zu verwerfen – zumal historische Forschungen schwerlich ohne ihn denkbar wären –, schlägt sie vor, den Fokus auf Prozesse der Erfahrungsproduktion zu lenken: „Experience is at once always already an interpretation and something that needs to be interpreted" (ebd.: 797). Was als Erfahrung anzusehen sei, sei folglich keineswegs evident, sondern stets strittig. Sie schlägt daher vor, den Erklärungswert von Erfahrungen für geschichtswissenschaftliches Arbeiten nicht darin zu sehen, dass Wissensbestände durch Erfahrungen weitergegeben würden. Vielmehr müsse die Hervorbringung dieser Wissensbestände selbst in den Blick genommen werden. Die Aufmerksamkeit liegt hier also auf den gesellschaftlichen wie sozialen Voraussetzungen von Erfahrungen und weiter auf den Subjektivitäten, die diese Erfahrungen ihrerseits begründen.[32]

Scotts Erfahrungsbegriff – ich folge damit einer „‚schwachen' Lektüre" (Daniel 2000: 123) – erscheint mir an Überlegungen zur Verfasstheit von generationellen Phänomenen, wie sie mit dem Begriff der Generationalität ausformuliert werden, anschlussfähig zu sein. Im Kern rekurriert Generationalität zunächst auf die Performanz von Zugehörigkeiten. Erkenntnisleitend sei Jürgen Reulecke (2003) zufolge die

> „Annäherung an die subjektive Selbst- oder Fremdverortung der Menschen in ihrer Zeit und deren damit verbundenen Sinnstiftungen – dies mit Blick auf die von ihnen erlebte Geschichte und die Kontexte, die sie umgeben, die sie wahrnehmen und in denen sie ihre Erfahrungen machen." (ebd.: VIII)

[31] Für die Konstruktion von Generationsabfolgen in Familien vgl. z.B. Rosenthal 2000. Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux (2009) lösen das Problem, indem sie die kommunikative Bearbeitung unterschiedlicher Erfahrungen in Familiengesprächen betrachten, an denen drei familiale Generationen anwesend waren, die ihrerseits Vertreter unterschiedlicher Alterskohorten darstellten. Vgl. ebd.: 73–84.

[32] Vgl. Scott 1991: 797.

Mit dem Konzept *Generationalität* wird folglich eine spezifische Qualität des Umgangs mit Zeitlichkeit angestrebt.[33] Damit klingt bereits eine konstruktivistische Perspektive auf Generationen an, die für den Historiker Bernd Weisbrod (2005) eine wesentliche ist. Generationalität sei offenbar, so seine These, das „Ergebnis eines historischen Aushandlungsprozesses […], in dem Generationen weder vorausgesetzt werden können, noch zu sich selbst kommen" (ebd.: 8). Deshalb sei eine stärkere Konzentration auf Subjektivität und Erfahrung erstrebenswert, die auch die Möglichkeit eröffne, die in der Generationenforschung vernachlässigte Kategorie Geschlecht adäquat zu berücksichtigen oder auch transnationale Prozesse in den Blick zu nehmen.[34] Der Historiker liefert damit zentrale Argumente dafür, die Kategorie *Generation* zu hinterfragen. Ein wichtiger Aspekt, den Jürgen Reulecke (2003) in seinen Überlegungen anführte, bleibt jedoch weitgehend unberührt. Der Begriff geht „auf einen genitivus qualitatis […] zurück", auf „eine einer Sache oder einem Wesen zugeschriebene oder erst unter bestimmten Umständen hervortretende Qualität" (ebd.: VIII).

Für die in dieser Arbeit interessierende Frage nach der Ausgestaltung vestimentärer Praktiken zwischen zwei Generationen knüpfe ich an diese konzeptionellen Überlegungen zu Generationalität an. Zugleich erscheint es mir wesentlich, das Konzept von Generationalität über den hier vorgestellten prominenten Erfahrungsbegriff hinaus weiter zu durchdenken.[35] Drei Fragen drängen sich in dieser Hinsicht auf: *erstens* die Frage nach dem Kollektivcharakter des Generationen- wie des Identitätsbegriffs; *zweitens* das Verhältnis von Identität[36] und Identifikation zu Generationalität und Generationalisierung; und – daraus ableitend – *drittens* die Frage nach der generationellen Subjektivität. Deren Diskussion dient der näheren Bestimmung des Rahmenwerks, das der Analyse der Situiertheit vestimentärer Praxen in Mutter-Tochter-Beziehungen zugrunde liegt.

---

[33] Das wird in Ute Daniels Formulierung von Generationalität als Bezeichnung für ein „Ensemble von altersspezifischen inhaltlichen Zuschreibungen" besonders deutlich. Siehe Daniel 2004: 331.

[34] Vgl. Weisbrod 2005: 8–9. Der von mir herausgearbeitete Möglichkeitsraum wird diese Kategorien widerspiegeln, wenngleich unter Berücksichtigung anderer Argumentationen.

[35] Vgl. auch Bohnenkamp 2011. Der Medienwissenschaftler zielt in dieselbe Richtung, wenn er die Unterscheidung zwischen „einer »diskursiven« Generationalität und einer »natürlichen« Generation" (ebd.: 50) in Analogie setzt mit Überlegungen zu Sex und Gender und daraus unter Rückgriff auf Judith Butler ableitet, dass Generationalität „als eine zugeschriebene generationelle Qualität" (ebd.) sich ähnlich einer geschlechtlichen Qualität verhalte. Generationalität sei im Kern durch Zuschreibungsprozesse und Adressierungen charakterisiert. An dieser Stelle sei allerdings deutlich unterstrichen, dass Fragen nach *Gender* und der performativen Geschlechteridentität, wie sie etwa von Judith Butler diskutiert werden, nicht gleichzusetzen sind mit Fragen der Generationalität. Inwieweit z.B. bei generationeller Identität von Verschleierungen, Regulierungen und Machtverhältnissen im Sinne Butlers gesprochen werden kann, müsste eingehender theoretisch reflektiert werden.

[36] Ich werde im Folgenden die vielfältigen Konzepte von *Identität* nicht in aller Ausführlichkeit diskutieren. Für einen Überblick siehe etwa Straub 2004 oder auch Reckwitz 2008.

Generationalität als kollektive Identität?

Im wissenschaftlichen Generationendiskurs ist an prominenter Stelle verhandelt worden, dass Identität und Generation in einem Zusammenhang stehen: „Jeder, der sich mit altersspezifischem Selbstverständnis beschäftigt, wird feststellen, dass es sich bei der Kategorie Generation um einen Identitätsbegriff handelt" (Jureit 2006: 11). Der Historikerin Ulrike Jureit (2006) zufolge sei dabei zwischen zwei verschiedenen Kontexten des „Identitätsbezug[s]" (ebd.: 11) zu unterscheiden: Zum einen jener in verwandtschaftlichen Zusammenhängen – „nicht weiter erklärungsbedürftig" (ebd.) –, zum anderen jener, der die subjektive Selbstdeutung an etwa Gleichaltrige als nahe liegende Bezugspunkte koppele. Für letzteres sei von einem „angenommene[n] *Gleichwie*" (ebd.) als Beginn eines generationellen Zusammenhangs auszugehen, der Orientierungsoption wie Vergleichshorizont zugleich böte. In dieser Dichotomie der Identitätsbezüge[37] schreibt sich die Dichotomie von familialer und gesellschaftlicher Generation fort und es wird dabei angenommen, dass *Generation* und weiter *Generationalität* auf Gruppen sowie Gruppenzugehörigkeiten verweisen. Identität, wie sie in der Generationenforschung konzipiert wurde, erscheint demnach vornehmlich als eine kollektive Identität[38].

Bernhard Giesen hat darauf hingewiesen, dass ein profunder Unterschied zwischen der Selbstzuschreibung zu einer Gruppe bzw. der Selbstthematisierung als Gruppenangehöriger und einer kollektiven Identität bestehe:

> „Die Bedeutung von kollektiver Identität lässt sich […] nicht auf die Summe der Selbstbestimmungen reduzieren, die Personen für sich beanspruchen. Einmal geschaffen, definiert sie einen kategorialen Raum von möglichen Mitgliedern und Nichtmitgliedern, von künftigen Inklusionen und Exklusionen. Kollektive Identität besitzt damit eine Überschussbedeutung über die besonderen Solidarleistungen, die einzelne Mitglieder von ihr erwarten – in ähnlicher Weise wie die Bedeutung einer allgemeinen Theorie nicht auf die endliche Menge der empirischen Beobachtungen begrenzt werden kann, die mit ihr übereinstimmen oder wie die Bedeutung eines Gesetzes sich nicht in der endlichen Menge an Entscheidungen erschöpft, die mit seiner Hilfe getroffen wurden." (Giesen 2001: 95)

Folgt man diesen Überlegungen, so erweist sich das Verständnis von Generationalität als Ausdruck einer Generationenidentität, die ihrerseits eine kollektive ist, als zu eng und zu kausal gedacht. Ein erster sinnvoller Schritt, dieses Verständnis aufzubrechen, scheint mir, Identität prozessual zu denken und davon auszugehen,

---

[37] Diese Unterscheidung zieht weitere Dichotomien nach sich: So wird die familiale Generation genealogisch gedacht und in Zusammenhang mit Kontinuität gebracht, wohingegen die Abfolge historischer Generationen diskontinuierlich gedacht wird. Vgl. Jureit/Wildt 2005: 15.

[38] Zum Begriff der kollektiven Identität vgl. überblicksartig etwa Straub 2004: 290–300, im Zusammenhang mit Generationen vgl. etwa Niethammer 2003 oder Giesen 2003.

dass Identitäten – auch personale – grundsätzlich sozial sind und sie auf regulierte Weise durch verschiedene Identifikationen temporär hervorgebracht werden.[39]

Generation und Generationalisierungen: Identität und Identifizierungen?

In jüngeren Forschungen zu Generationen werden Erfahrung und Identität besonders im Verhältnis von biografischer Narration und Generationendiskurs verortet.[40] Dieses Verhältnis führt zum zweiten aufzuzeigenden Problembereich.[41] Ausgehend von einer berechtigten Kritik an neueren Bestimmungen des Generationenbegriffs als Bezeichnung eines Konstrukts schlagen die Soziologen Andreas Kraft und Mark Weishaupt (2009a) die Konzentration auf Narrationen als Zugang zu generationellen Phänomenen vor. (Selbst-)Verortungen, so das Argument, seien durch die „Metaphernwelten von Erzählungen" zu ermitteln, die weniger „auf der Seite intentionaler oder unbewusst angetriebener Identitätspolitik" zu suchen seien, „sondern auf der Seite einer narrativen Bearbeitung der Erfahrung und auch der körperlich und erlebnisbedingt verfestigten Deutungsmuster" (ebd.: 32). Erzählungen seien folglich „Dokument" (ebd.) generationeller Erfahrungen. Es gelte daher zu eruieren, wie und in welchen Zusammenhängen und Situationen, in verschiedensten Diskursen diese Narrationen verhandelt werden. Vor diesem Hintergrund betonen die Autoren das identitätsstiftende Potential von Erzählungen. Es geht ihnen um die „narrative Identität" (ebd.: 36) und um die „narrativen Verfahren der Identitätsbildung" (ebd.), welche sie unmittelbar in Relation mit „Prozessen des Bruchs/der Abgrenzung" (ebd.) sowie der „Kontinuität/Identifikation" (ebd.) sehen.

Die Nähe zu konstruktivistischen Identitätskonzepten ist unübersehbar und es ist diese Nähe, die einmal mehr darauf aufmerksam macht, dass der Zusammenhang von Generationalität und Generationalisierung einerseits, Identifikation und Identität andererseits näher zu bestimmen ist. „Entlang von Generationen", so resümieren die Autoren, „lassen sich Zugehörigkeiten zu Kollektiven, Erfahrungen, Geschichtsdeutungen und sozioökonomische (Selbst)Positionierungen über Erzählungen formulieren, die eine Form der Orientierung" (ebd.: 42) böten. „Generationenerzählungen" konstituierten dementsprechend „Momente der Orientierung, die einer Identitätsbestimmung dienlich sind" (ebd.). Obgleich nicht expliziert, wird hier deutlich, dass sich der Konnex von Identität und Generation nicht als einer der Entsprechung denken lässt. Michael Corsten (2001) zufolge besteht

[39] Vgl. Hall 1996: 6. Ansätze zu einem prozesshaften Identitätskonzept mit Blick auf die Kategorie *Generation* klingt auch bei Corsten 2001 an.
[40] Vgl. z.B. die Beiträge in Kraft/Weishaupt 2009, in Bohnenkamp/Manning/Silies 2009 oder auch Seegers/Reulecke 2009.
[41] Vgl. hierzu Kraft/Weishaupt 2009a.

> „keine Identität zwischen der individuellen Selbstbestimmung der Person und dem kollektiven Selbstverständnis der Generation. Das kollektive Selbstverständnis einer Generation besteht in der Zusammensetzung der Stimmen im Diskurs (kommunikativen Zusammenhang) der Generationsangehörigen. Die individuelle Selbstbestimmung der Personen ist nur insofern davon betroffen, als Individuen ein Hintergrundwissen (kognitive Repräsentation) über die Stimmenverteilung in ihrem Generationsdiskurs ausbilden und diese bei ihren eigenen Selbstbestimmungsversuchen nachhaltig berücksichtigen." (ebd.: 46)[42]

Im Verlauf der Arbeit wird zu entwickeln sein, wie sich Generation und Identifikationen denken lassen. Auch wird zu fragen sein, wie der Generationendiskurs, dessen Entstehung Corsten zufolge möglicherweise in der Adoleszenz anzusiedeln sei, sich in Kleidungspraxis und Selbstdarstellung der Frauen einschreibt.

Generationelle Subjektivitäten?

Mein letzter Punkt schließlich ist die Frage nach der Bestimmung generationeller Subjektivitäten. In Jürgen Reuleckes Formulierung von der subjektiven Selbst- und Fremdverortung und den Sinnstiftungen, die sich daraus ergeben, bleibt mithin unklar, was Subjektivität meint. Einerseits liegt es nahe, von Sinnstiftungen auszugehen, die von den Individuen autonom generiert werden. Andererseits werden damit jedoch Fragen nach Subjektivierungsprozessen und Subjektpositionen vernachlässigt, deren Reflexion mir für ein Verständnis von Subjektivität unerlässlich erscheint. Vor dem Hintergrund der Forderung, sich im Zusammenhang mit Generationalisierungsprozessen vermehrt auch den Subjektivitäten zu widmen, möchte ich daher vorschlagen, einen Mittelweg zwischen handlungstheoretischen Konzeptionalisierungen einerseits und diskurstheoretischen Perspektiven auf Subjektpositionen andererseits zu suchen.

Im konkreten Fall dieser Arbeit heißt das, nicht nur praxeologische Zugangsweisen zu bemühen, sondern Manifestationen von Kleidermoden und -stilen zudem diskurssensibel zu begegnen. Die einführenden Überlegungen zu Subjektivität der Sozialanthropologen João Biehl, Byron Good und Arthur Kleinman (2007) erweisen sich dabei als sinnvoller Ausgangspunkt. Sie schreiben:

> „The subject is at once a product and agent of history, the site of experience, memory, storytelling and aesthetic judgment; an agent of knowing as much as of action; and the conflicted site for moral acts and gestures amid impossible immoral societies and institutions." (ebd.: 14)

[42] Corstens generationstheoretische Überlegungen sind in diesem Punkt allerdings im Unterschied zu meinen Ausführungen systemtheoretisch inspiriert.

Subjektivierungen seien zwar durch den Staat ebenso determiniert wie etwa durch die Familie oder durch Märkte. Dennoch sei Subjektivität nicht allein das Produkt sozialer Kontrolle, ein sich selbst regulierendes Phänomen und nicht ausschließlich Ausdruck des Unbewussten.[43] Subjektivität biete, so die Argumentation, den Subjekten ebenso die Grundlage, ihre Umstände zu durchdenken und Widersprüche wahrzunehmen. „Subjectivity also provides the ground for subjects to think through their circumstances and to feel their contradictions" (ebd.: 14). Subjektivität ist somit immer auch verbunden mit *agency* und der Bearbeitung von Erfahrungen. Praktisch müssten also die Aushandlungen von individuellen Singularitäten in lokalen Interaktionszusammenhängen Berücksichtigung finden. Die Autoren fordern deshalb eine ethnografisch fundierte Betrachtungsweise von Subjektivierungsprozessen ein.[44] Diesen Überlegungen schließe ich mich unter Beachtung der bereits vorgenommenen Präzisierungen an, wenn ich Generationalität als einen konzeptionellen Blickwinkel wähle, um die vestimentäre Praxis der Frauen zu untersuchen. Ich versuche, Prozesse der Selbst- und Fremdverortung in der Zeit zu rekonstruieren und auf ihre Wirkmächtigkeit bezüglich der Ausgestaltung des eigenen Geschmacks sowie der Verhandlungen im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung zu hinterfragen. Generationalität wird prozessual gewendet und gerät als Generationalisierungsprozess in den Blick.

In diesem Zusammenhang lässt sich ferner die Perspektive auf Kleidung noch genauer bestimmen. Die Soziologin Joanne Entwistle (2001) schlägt vor, Kleidung als „situated bodily practice" (ebd.: 34) zu konzipieren. Sie möchte damit eine theoretische Forschungsperspektive auf Kleidung begründen, die einen vermittelnden Zugang zwischen „‚dress' as an activity of clothing the body with an aesthetic element" (Entwistle ^{6}2006: 48) einerseits und „fashion as a specific system of dress" (ebd.) andererseits ermöglicht. Sie untersucht dafür Theorien auf ihre Bezugnahmen auf Körper und Körperlichkeit und kommt zu dem Schluss, dass sich die Goffman'schen Interaktionsstudien, die Bourdieu'sche Habitustheorie und schließlich mit Einschränkungen Foucaults diskurstheoretische Überlegungen eignen, den Forschungsgegenstand Kleidung ausführlich zu untersuchen. Entwistles Auswahl leuchtet unmittelbar ein: Erving Goffmans Arbeiten offerieren einen präzisen Blick auf Performanzen und die Kontexte, in denen sie sich realisieren. Sie diskutieren Interaktionen im Alltag als Begegnungen „im Rahmen von Identifizierungsprozessen" (Goffman 1982: 255), bei denen Identität als Selbst- und Fremdbild verhandelt wird. Insbesondere die Ausführungen zur Rollengestaltung und zum Eindrucksmanagement sind für die Analyse vestimentärer Praxis insofern inspirierend, als sie mikroperspektivisch auf die äußere Gestalt als „persönli-

[43] Vgl. hierzu Ortner 2006: 110–111.

[44] Vgl. hierzu etwa Biehl 2007. Im Sinne einer *Multi-sited ethnography* hat Biehl die Biografien von Akteuren als *sites* ernst genommen und bietet somit Anschluss für Überlegungen zu einer kulturanthropologischen Generationsforschung, jenseits der methodologischen Engführung auf eine hermeneutische Biografieforschung. Vgl. weiter auch Reckwitz ^{2}2010: 135 ff.

che Fassade“ (Goffman 2003: 25) in ihren „Ausdrucksmittel[n]“ (ebd.) hinweisen. Bourdieus Habitustheorie ([2]2009) fasst überdies vestimentäre Phänomene in sozialstrukturelle Zusammenhänge. In Foucaults Werken wird der Körper etwa in der Konzeption von Disziplinierung, von Regulierung und von Selbstfürsorge und -optimierung bedeutsam.[45] Neben dem Verständnis von Mode als Diskurs bietet der Begriff der „Selbsttechnologien“[46] (Foucault [3]1993: 18) ein Interpretament für die Kleidungsforschung. Mit Rückbezug auf Foucault wird der analytische Zugriff erweitert.

> „[T]he study of dress as situated practice requires moving between, on the one hand, the discursive and representational aspects of dress and the way the body/dress is caught up in relations of power, and on the other hand, the embodied experience of dress and the use of dress as one means by which individuals orientate themselves to the social world.“ (Entwistle 2001: 55)

Die Konzeption von Kleidung als *situated bodily practice* ist ein Plädoyer für das Bewegen zwischen unterschiedlichen Denkschemata und Reflexionsebenen und stellt eine notwendige Ergänzung einer praxeologischen Generationenforschung im Bereich Bekleidung dar.

1.3 Wann ist das Feld? Anmerkungen zur Forschungspraxis

„[I]n a world of infinite interconnections and overlapping contexts, the ethnographic field cannot simply exist, awaiting discovery“ (Amit 2000: 6). In ihren Überlegungen zur Konstitution des kulturanthropologischen Feldes hat Vered Amit dessen Konstruktionscharakter betont und darauf aufmerksam gemacht, dass das Feld ethnografischen Forschens ebenso durch Abwesenheit wie Anwesenheit der Forschenden charakterisiert sei. Es bedürfe einer Vielzahl an sich wechselseitig informierenden Methoden, um auch jene Prozesse zu eruieren, an denen sich nicht partizipieren lasse (ebd.: 12). Vor dem Hintergrund der soeben skizzierten Forschungsperspektive, die die vestimentären Praktiken und die Stilgenese in Generationenbeziehungen zwischen Frauen vornehmlich in ihren Zeitlichkeiten adressierte, stellte sowohl das zu konstruierende Feld wie auch die methodischen Vorgehensweisen eine spezifische Aufgabe dar. In verschiedenen Stadien und auf verschiedenen Ebenen der Forschung erwies sich *Zeit* wiederholt als regulatives Moment des Erkenntnisprozesses. Dies betrifft weit mehr als die Mo-

[45] Vgl. z.B. Foucault 1976 oder Foucault [3]1993, zu Körper und Macht zudem Foucault 1980.

[46] Der Begriff fasst Foucaults Interesse daran, „welches die Formen und Modalitäten des Verhältnisses zu sich sind, durch die sich das Individuum als Subjekt konstituiert und erkennt“ (Foucault [3]1993: 12).

mentaufnahme, die eine Ethnografie darstellt. Es waren drei zeitlich motivierte Aspekte, von denen das Vorgehen praktisch beeinflusst wurde und die sich als Konstitutions- und Konstruktionsinstrumente in den Feldforschungsprozess einschrieben. Von Beginn an handelte es sich *erstens* um ein generationalisiert-generationalisierendes Forschen, aus dem sich *zweitens* notwendig ein stetes Relationieren ableitete. Beides beeinflusst *drittens* die Möglichkeiten, „was beobachtbar ist (‚sight') und wo es beobachtet wird (‚site')" (Welz 2009: 201).

Das eigene Forschungsvorhaben – einen Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis in Generationenbeziehungen zwischen Frauen auszuloten – basierte von Beginn an auf der Annahme, dass sich über die Kleidungspraktiken sowohl historische als auch familiale Dimensionen, also die zwei prominenten Implikationen des Generationenbegriffs, in ihrem Zusammenspiel beobachten lassen würden. Der Ausgangspunkt jedweder Feldkonstruktion fand sich daher in der Vorstellung von einer Generation, die es anzusprechen galt, ohne die Generationssemantik zugunsten der einen oder der anderen Bedeutung zu verengen. Es waren in dieser Hinsicht die Mütter, auf die ich mich konzentrierte. Um Generationalität und Generationalisierungen in ihren praktischen wie auch identifikatorischen Gegebenheiten zu befragen, nahm ich über Vereine, Kirchengemeinden und diverse Mailinglisten Kontakt zu Müttern auf, die ihre Jugendzeit in den 1960er- und frühen 1970er-Jahren verorteten.[47] Diese Dekade erschien mir aus folgenden Gründen interessant zu sein: Hier prägten sich jugendkulturelle Kleidungspraktiken und -strategien aus, die ihrerseits etwa in den kostümgeschichtlichen Darstellungen der Sixties als „Kult der Jugendlichkeit" (Lehnert 1998: 154) oder des „Youthquake" (Steele/Solero ²2000: 49)[48] als generationelles Phänomen gedeutet werden. „The sixties was a period of complete upheaval in political and social, as well as purely sartorial terms", so ist in der Modegeschichte Valerie Steeles und Irving Soleros zu lesen, „upheaval was not only ideological in character, it was generational" (ebd.: 49). Folgt man diesem Interpretament, so kann man weiter erfahren, dass das damit implizierte Motiv der Generationenzugehörigkeit auch die „Kinder der 68er" (Lehnert/Delius ²2000: 98) betreffe, wie Gertrud Lehnert und Peter Delius (²2000) für die Mode der 1990er-Jahre sowie die sie tragende Jugend anführen. In meinem Anschreiben machte ich mir diesen Generationendiskurs zunutze. Ich entwarf einen Text, der Begriffe wie „Minirock" und „Ihre Jugend" beinhaltete und schuf somit ein Identifikationsangebot für die angesprochenen Mütter. Begriffe wie „68er" wurden hingegen vermieden. Das zeitliche Zuordnungsmoment des Generationenbegriffs erwies sich bereits hier als erkenntnisgenerierend, denn die mich erreichenden Mails ließen ganz unterschiedliche Motivlagen erkennen, an meinem Vorhaben zu partizipieren. Sie bewegten sich zwischen dem Interesse an Mode und dem ausschließlichen Wunsch, gemeinsam über die Mutter-Tochter-

[47] Das Vorgehen während der Erhebungsphasen war an die Prämissen der *Grounded Theory* angelehnt.
[48] *Youthquake*, so die Autoren, ist ein Schlagwort der Zeitschrift „Vogue" aus dieser Zeit.

Beziehung zu reflektieren. Die Selbstthematisierung als Angehörige etwa der populären 1968er-Generation hingegen fand nicht statt.

Im Verlauf des Forschungsprozesses blieb das zeitliche Zuordnungsmoment seitens der Mütter demgegenüber allerdings fester Bestandteil der Interaktionen. Die vorliegende Arbeit basiert in wesentlichen Teilen auf Interviews und Gesprächen mit Müttern und Töchtern, die ich sowohl gemeinsam als auch getrennt mit beiden in deren jeweiligen Zuhause durchführte. Hinzu kam die gemeinsame Betrachtung von Fotografien, die die Frauen ausgewählt hatten, um mir ihren Kleidungsstil im Verlaufe ihrer Biografie auch visuell zu vermitteln. Die Auseinandersetzung mit den Fotos – zwischendrin, im Anschluss oder an einem anderen Termin als die ersten Interviews geführt – wie auch die Fotos selbst stellen weiteres Datenmaterial dar, welches in die Analyse einfloss. Darüber hinaus betrachteten die Akteurinnen und ich zuvor bereitgelegte oder spontan herbeigeholte Garderobe. Insgesamt besuchte ich 2006 und 2007 42 Frauen der Jahrgänge 1937–1990 und führte Einzelgespräche, acht davon waren lediglich mit Mutter oder Tochter einer Familie möglich. Die Namen der Akteurinnen und – wo notwendig – Ortsbezeichnungen sind abgeändert. Als sich Erkenntnisse über Generationalisierungen verdichteten, begann ich die Phase der gemeinsamen Gespräche mit beiden Frauen, bei der wir uns häufig ebenfalls Familienfotos ansahen. Schließlich bat ich um einen Termin, an welchem ich die Garderobe von Mutter und Tochter ansehen könnte.[49] Die weitere gezielte und selektive Ansprache geschah entlang einer Auswahl an Gesprächspartnerinnen. Die Auswahl der Paare hing wesentlich von ihrer Bereitschaft ab, mir über ein erstes Gespräch hinaus *als Paar* Einblicke in ihre Beziehung zu gewähren. Sie beruhte weiter darauf, dass ich im Zuge des Samplings milieuspezifischen Unterschieden[50] nachgegangen war. Dies galt es weiterhin zu berücksichtigen. Schließlich ging ich von der Annahme aus, dass mit einer Varianz hinsichtlich der Geburtsjahrgänge Kohortenspezifiken herausgearbeitet werden können. Insofern achtete ich darauf, mit Müttern unterschiedlicher Jahrgänge zu arbeiten.[51]

Es waren unterschiedliche Formate des Miteinander-Sprechens, die sich im Laufe der Zeit entwickelten: Die Einzelgespräche waren weit weniger durch das

[49] Eine teilnehmende Beobachtung im Sinne etwa eines mehrmonatigen Aufenthalts in den Familien wurde nicht durchgeführt, gleichwohl verstehe ich die Situation vor den Kleiderschränken als Beobachtungssituation. Wenn im Folgenden bisweilen von Feldforschung gesprochen wird, so deshalb, weil darunter ein Bündel verschiedener Methoden und damit verbundene Explorationen verstanden werden kann. Vgl. Schmidt-Lauber 2007.

[50] Der Fokus dieser Arbeit in einem bislang kaum bearbeiteten Feld liegt notwendiger Weise auf Generationalität und Generation, d.h. zeitlich motivierten Konzepten, sowie den Beziehungsweisen zwischen den Frauen. Gleichwohl wäre der Ansatz interessant, in weiteren Arbeiten dem Zusammenhang von *class* und *Generationalität* vergleichend für eine Alterskohorte vertiefend nachzugehen.

[51] Nicht alle Gespräche und Interviews und Beobachtungen werden im Folgenden mit Zitaten belegt. Eine Liste mit jenen Akteurinnen, deren Aussagen unter Pseudonym hier repräsentiert werden, sowie deren Alter, Beruf und Herkunft findet sich im Quellenverzeichnis.

klassische Streben nach Narrationen bestimmt, wie es etwa die gleichnamige Methode lehrt. Es waren nicht so sehr Interviews, in denen eine Interviewpartnerin ihr Leben thematisierte und reflektierte, denn vielmehr ein generationalisierendes, auf mich gerichtetes Erzählen. Gerade die Mütter schilderten, beschrieben, erklärten das, was ich in ihren Augen nicht wissen konnte, auch und gerade aufgrund meines Alters. Zugleich wurde ich von ihnen immer wieder mit Stichworten konfrontiert – Namen von SängerInnen, Buchtitel oder auch Stoffbezeichnungen – deren Relevanz für den jeweils thematisierten historischen Zeitraum und das thematisierte Milieu ich als Wissenschaftlerin ihrer Ansicht nach zu kennen hatte. Bei den Treffen mit jenen Töchtern, die in etwa mein Jahrgang waren, schien sich das einzustellen, was Heinz Bude (2000) mit „Wir-Gefühl" (ebd.: 30), Karl Mannheim unter dem Stichwort „konjunktives Erkennen"[52] zu fassen versuchten: Mir waren erinnerte Marken, Musiken, Praktiken vertraut. Es war ein implizites Positionieren, welches sich zwischen uns Frauen situativ vollzog und am deutlichsten dort zutage trat, wo ich mit Mutter und Tochter gemeinsam zusammensaß. So reichte mir eine Mutter ein Album herüber, das ihre Studienzeit im Berlin der späten 1960er-Jahre dokumentierte. Neben Fotos war hier auch ein beschriebener Bierdeckel eingeklebt. Während ich diesen betrachten konnte, gewährte sie ihrer ebenfalls am Tisch sitzenden Tochter keinen Blick darauf. Eine andere Mutter sprach von ihrer 16-Jährigen Tochter als die ‚Kleine' und davon, dass das, worüber wir uns gerade unterhielten, für sie aufgrund ihres Alters von 16 Jahren nicht nachvollziehbar sei. Diese Beispiele mögen verdeutlichen, wie sich die Frauen verschiedentlich über das Lebensalter mit mir zu solidarisieren schienen. Alexandra Retkowski (2007: 30) hat solche Effekte „‚Generationalisierungen' im Interaktionsverlauf" genannt und zurecht darauf hingewiesen, dass die intergenerationellen Settings für den Umgang mit dem erhobenen Material zu berücksichtigen seien. Dieses gilt umso mehr für das Forschungsinteresse an Generationenbeziehungen und verstärkt sich dort, wo Generationalisierungen zeitgleich zwischen Forscherin und Gesprächspartnerinnen wie auch zwischen diesen selbst vollzogen werden. Generationalisierungen sind immer als Performanz von Feldbeziehungen zu verstehen, die Feldexplorationen allgemein charakterisieren.

„[F]eldforschendes Erkunden verlangt immer nach vielschichtigen Verhältnissen: mit den lokalen Gegebenheiten in Raum und Zeit, mit den sozialen Akteuren vor Ort und mit anderen ForscherInnen, denen man persönlich, in Texten oder Bildern begegnet" (Laister/Hieslmair 2013: 161). Wie Judith Laister und Michael Hieslmair (2013) in ihren Überlegungen zu einer *relationalen Ethnografie* feststellen, ist das Verständnis von Feld und weiter Feldbeziehungen nicht allein als *site* zu verstehen. Vielmehr sind die verschiedenen Beziehungen in ihrer Qualität im Sinne des Bourdieu'schen Feldverständnisses auch auf die Spielregeln der Felder hin zu betrachten und deshalb „nicht harmonisierend hierarchiefrei" (ebd.: 164) zu

[52] Vgl. Mannheim 1980: 211 ff.

denken. Dieses galt für das Forschen in Mutter-Tochter-Beziehungen zunächst auf der Ebene der Beziehung zwischen Forscherin und Akteurinnen. Mit meinem Interesse an Kleidungspraktiken und Stilgenese stand der Lebensstil der Frauen zur Disposition und so wurde auch meine eigene Garderobe regelmäßig und beiläufig Gesprächsgegenstand, der klassifiziert wurde. Sie war nicht selten Bezugspunkt, um Farbpräferenzen oder Schnittformen, Kombinationsmöglichkeiten oder Trageanlässe zu veranschaulichen, was gerade während der ersten Treffen bisweilen eine Herausforderung an meine Selbstpräsentation darstellte.[53] Darüber hinaus war meine Garderobe regelmäßig Anlass, generationelle Grenzen vestimentär aufzuzeigen. In den Gesprächen mit den Müttern war ich Vertreterin einer jüngeren Generation und es war diese mir zugewiesene Position, die gleichfalls über eine andere als unsere temporäre Beziehung Auskunft gab. Meine schwarzen Turnschuhe der Firma Adidas etwa waren beredetes Zeichen für die geschmacklichen Fragwürdigkeiten der eigenen Tochter, meine Figur diente dazu, die Rundungen der Tochter zu kritisieren.[54]

Da ich zunächst mit den Frauen allein sprach, um jede besser kennenzulernen, war das Reden über die jeweils andere fester Bestandteil der Narrationen. Die Bereitschaft, an meinem Projekt zu partizipieren, war zwar Indiz dafür, dass die Beziehung zwischen den Frauen als soziale Beziehung Bestand hatte. Das Wissen davon, dass es um die Mutter-Tochter-Beziehung gehen sollte, zeitigte freilich in einigen Fällen Strategien der Ortsauswahl, der Terminierung und auch der Störung der Gesprächssituationen. So war ich regelmäßig mit aufeinander abgestimmten Gesprächsterminen mit Mutter und Tochter konfrontiert, die hintereinander weg im elterlichen Wohnzimmer zu führen waren. Mehrfach wurde seitens der Mutter Kaffee nachgereicht, während ich mit der Tochter sprach; es stand die Frage seitens einer Mutter im Raum, was ich denn von ihrer Tochter über die Familie erfahren habe.[55] James D. Faubion (2009) schreibt:

> „With whatever confidence, whether essentialist or anti-essentialist or simply agnostic, the ontology in which the anthropologist depends when entering and in involving herself in the field cannot itself but have a direct impact on the moral and probably also the affective relation she cultivates or sustains – or breaks off – with her subjects." (ebd.: 156)

[53] Vgl. hierzu etwa Vonderau 2010. Vonderau beschreibt, wie sie in einem Interview zur litauischen Elite, das sie zu Forschungszwecken führte, ein Loch in ihrer eigenen Kleidung zu kaschieren versuchte. Die Erfahrungen der eigenen Kleidung und des sich daraus ergebenen Unwohlseins ähneln den meinen. Obgleich ich mich bemühte, die Kontexte zu berücksichtigen, in denen ich mich bewegen würde, gelang mir dieses nicht immer. Es machte in jedem Fall einen Unterschied, ob ich Professorinnenhaushalte besuchte oder aber das Gespräch im Fachwerkhaus einer Feministin aus dem alternativen Milieu stattfand: „Nadelstreifen-H&M-Hose, schwarze T-Shirt-Jacke" hier, „kurze sandfarbene Cargo-Hose, rotes T-Shirt und Birkenstockschuhe" dort (Feldnotizen 16.8.2006 und 18.6.2006).

[54] Vgl. Feldtagebuch.

[55] Ebd.

Nicht erst bei der Verschriftlichung wurden daher die verschiedenen Feldhierarchien und Beziehungsweisen reflektiert, die sich aus dem konsequent relationalen Erforschen der Beziehung zwischen Mutter und Tochter als eine fortwährende, verwandtschaftlich fundierte Beziehung ergaben und deren Ausgestaltung ich temporär als Dritte flankierte und motivierte. Diese Überlegungen fließen in die Darstellung der Ergebnisse mit ein.[56]

Mein Vorhaben, die Dimensionen eines vestimentären Möglichkeitsraums abzuschreiten, umzusetzen, fußt dabei auf einem steten In-Beziehung- und Ins-Verhältnis-Setzen. Dieses Prinzip des Erkenntnisgewinns ergab sich notwendigerweise aus den Implikationen des Generationenbegriffs und aus den Feldbeziehungen. Etwas in Relation setzen bedingt jedoch auch ein Vergleichen. Das Vergleichen zog sich konsequent durch den Forschungsprozess und führte bereits nach den ersten Begegnungen zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit für Narrationen, Geschmackspräferenzen, Deutungsmuster, die mir sowohl bei der Mutter als auch bei der Tochter begegneten. In den verschiedenen Situationen waren zudem die Schnittmengen und wechselseitigen Bezugnahmen zu beobachten, die ganz konkret in der Wohneinrichtung in Form von Erbstücken oder auch von Fotografien an Wänden oder in Regalen objektiviert waren. Es war ein stetes Zueinander-in-Beziehung-Setzen aller Akteurinnen – durchaus auch im Sinne von Positionierungspraktiken – während der Feldforschung selbst und das Nachspüren von Relationen setzte sich konsequenterweise im Schreibprozess fort.

Mein Vorgehen war von Beginn an darauf angewiesen, das nicht ohne weiteres Sichtbare oder zu Verbalisierende zu thematisieren: das alltägliche Sich-Kleiden, die Zusammenstellung von Garderobe und Aufbewahrungsstrategien ebenso wie Austauschpraktiken und Abgrenzungstaktiken. Beide Aspekte – die persönlichen Selbstdarstellungsstrategien, die aufeinander zu beziehen waren und die gemeinsam vollzogenen Praktiken, die geteilten Erinnerungen und Erfahrungen – sind jeweils zeiträumlich aufgespannt. Erstere vollziehen sich mehrheitlich täglich, allerdings im Privaten des Schlafzimmers, also *backstage*, und sind dem Blick Außenstehender erstmal entzogen. Letzteres wiederum sind temporäre Ereignisse, die sich nur schwerlich terminieren lassen. Das Weitergeben von aussortierten Kleidungsstücken oder der Austausch von Dingen geschehen ad hoc und selbst wenn sie regelmäßig geschehen, ist es kaum möglich, diesen Praxen *in situ* beizuwohnen. Auch gingen die Mutter-Tochter-Paare in den seltensten Fällen regelmäßig miteinander einkaufen. Es handelte sich um spontane oder seltene Ereignisse.[57] Den zeit-räumlichen Implikationen der vestimentären Praxis begegnete ich mit einem prozessualen Vorgehen.

Bereits bei den ersten Treffen holten einige Frauen einzelne Kleidungsstücke zu Demonstrationszwecken herbei. Bisweilen wurde ich auch aufgefordert, mit ins Schlafzimmer zu kommen, um dort Einsicht in den Kleiderschrank zu nehmen.

[56] Vgl. hierzu auch Thon 2008, zudem Kapitel 3.2.
[57] Vgl. Welz 2013: 51.

Wenige wiederum signalisierten mir sehr deutlich, dass bereits meine Bitte, Familienfotos gemeinsam zu betrachten, sehr privat sei.[58] Die Reichweiten des Ansehbaren waren divers. Sie blieben es dort, wo ich die Frauen mehrfach traf, um mit Mutter und Tochter gemeinsam Fotos anzusehen oder auch einfach, um über deren gemeinsame Erfahrungen zu sprechen. Sie blieben es bei der gemeinsamen Durchsicht der Garderobe. In vielen Fällen lässt sich mein Vorgehen deshalb mit einem Begriff fassen, den Klaus Schönberger (2013) für die ethnografische Erforschung von subjektivierter Arbeit geprägt hat. Er spricht von „bewusst evozierende[n] Erhebungstechniken" (ebd.: 136) und meint damit Strategien zur Schaffung von Situationen und Kontexten, in denen implizite Wissensbestände und Handlungen zu beobachten sind und von den Akteuren verbalisiert werden können. Dazu zählten für die vorliegende Studie z.B. Fragetechniken, die gezielt nicht nur auf die vestimentären Praktiken und Besitztümer fokussierten. Außerdem bemühte ich mich darum, die Reflexion von Farbpräferenzen, von Schnittformen und von stofflichen Vorlieben anzuregen, was nicht zuletzt das Herbeiholen von Anschauungsmaterial bedingte und eine Annäherung auch an haptische Eigenschaften ermöglichte. Gleiches gilt für das gemeinsame Durchsehen der Garderobe, um das ich – wenn nicht bereits spontan geschehen oder durch eine eigene Auswahl seitens der Frauen vorweggenommen – die Beteiligten gebeten hatte. „Wardrobes, or wardrobe spaces" wurden hier mit Saulo B. Cwerner (2001) als „elements in a complex web of wardrobe practices" (ebd.: 80) verstanden. „The wardrobe articulates, both spacially and temporally, a set of material and symbolic practices that are fundamental for the constitution of selfhood, identity, and well-being" (ebd.). Mehr noch als die Fotos bot die direkte Auseinandersetzung mit den konkreten Dingen die Option, das biografische Wissen, welches in den aufbewahrten Dingen zu kumulieren schien, zu reflektieren.[59] Ich sah Kombinationsmöglichkeiten, Kleidungsstücke, die beim Aufräumen anlässlich meines Besuchs wiedergefunden wurden, erhielt ein eindrückliches Bild des Zusammenspiels von Kleidung und Körper und nicht zuletzt waren die Schränke, Kommoden, Regale und Kleiderstangen jene Orte, an denen die für die Mutter-Tochter-Beziehung so signifikanten Geschenke und Leihgaben ihren Platz einnahmen.

Dass bei der Schrankdurchsicht gelegentlich beide Frauen anwesend waren, war Zufall. Gezielt initiierte Anlässe hingegen, bei dem die Interaktion zwischen Mutter und Tochter beobachtbar wurde, waren das gemeinsame Zusammensitzen, Erzählen und Diskutieren, das gemeinsame Betrachten von Fotografien. Insbesondere dieses Vorhaben war dadurch geprägt, dass die familialen Generationen in der Regel nicht an einem Ort wohnten. Was folgte, waren dementsprechend nicht nur Reisen von meinem Wohnort zu jenen der Mütter und jenen der Töchter. Es

[58] Es wäre unterkomplex, diese allein entlang der Positionierungen im sozialen Raum deuten zu wollen, denn familiale Befindlichkeiten wogen ebenso schwer wie etwa das Wissen um ethnografische Methoden, das mir regelmäßig begegnete.

[59] Vgl. hierzu Gregson/Beale 2004.

bedurfte mithin einiger Koordination von Seiten der Akteurinnen, um Zeiträume zu schaffen, in denen gemeinsame Treffen arrangiert werden konnten. Ein Ort in Süddeutschland wurde allerdings zum zentralen Knotenpunkt, von dem aus den meisten Mutter-Tochter-Beziehungen nachgespürt wurde. Er resultierte aus der Aufnahme von Verbindungen, die sich über lokale sowie thematische Mailinglisten herstellten. Diese *site* – der Arbeits- und in weiten Teilen auch Wohnort vieler Mütter – war ein konkreter lokaler Raum, in dem ich mehrwöchige Aufenthalte unternehmen konnte. Dies bot nicht zuletzt den besonderen Vorteil, dass ich den mir beschriebenen Einkaufsrouten folgen und die verschiedenen Geschäfte besuchen konnte. Notizen und Fotos von diesen Explorationen meinerseits ergänzten die Aussagen zu gegenwärtig aktueller Mode und zu Konsumpraktiken der Akteurinnen und flossen in die Analyse mit ein.[60] Von dieser mittelstädtischen Universitätsstadt aus führten mich die Beziehungen dann in Großstädte wie Berlin und Stuttgart und zurück in die Mittelstadt und schließlich in weitere *sites*, die der Exploration entsprechend der entstehenden Fragestellungen dienten.

Ich habe meine Reflexionen des Forschungsprozesses mit der Frage nach dem *Wann* des Forschungsfeldes überschrieben, und zwar zunächst deshalb, weil diese Frage eben jene Zeitlichkeit der alltäglichen Kleidungspraktiken wie jene der Situationen zu adressieren vermag, in denen Mutter-Tochter-Beziehungen beobachtbar werden. Ich vollzog ein stetiges Rekonstruieren von flüchtigen Situationen wie von spontanen Praktiken. Mittels narrativer Interviewsequenzen ließen sich die individuellen, im steten Vergleich die beziehungsspezifischen und weiter auch generationellen Relevanzsysteme und Deutungsmuster der Frauen herausarbeiten, die sich mit diesen verbanden. Die Fotografien wie die Garderoben wurden als Materialisierungen eben jener Situationen und Praktiken verstanden und interpretiert. Des Weiteren – und dadurch bedingt – war zudem die Forschung praktisch temporalisiert. Neben der Mobilität, konstatiert Gisela Welz (2013), sei es immer auch die „diskontinuierliche Zeitlichkeit der untersuchten kulturellen Formen und Gruppen" (ebd.: 52), die „ein einfaches ‚Hingehen und Teilnehmen' nicht mehr" (ebd.) erlaube. Dies trifft auch auf das Erforschen vestimentärer Praktiken in Mutter-Tochter-Beziehungen zu. Das *Wann* des Feldes bezieht sich jedoch nicht nur auf diese Aspekte der Konstruktion des Feldes und auf die methodischen Vorgehensweisen. Meine Aufmerksamkeit richtete sich – die Formulierung vom generationalisierend-generationalisierten Forschen deutete es bereits an – auf „historically situated subjects" (McDonald 2002: 112). Die historische Dimensionierung war von Beginn an ein zentrales Moment, welches sich nicht in Gänze aus dem Interesse an der Genese des individuellen Kleidungsstils und weiter des vestimentären

[60] Vgl. Fotodokumentation und Feldnotizen. Wie bereits erwähnt, handelte es sich dabei um spontane oder seltene Ereignisse. Die Überlegung, Mutter und Tochter bei einem gemeinsamen Einkaufsbummel zu begleiten, konnte vor allem aufgrund der verschiedenen Wohnorte und beruflichen Verpflichtungen von Mutter, Tochter und Feldforscherin letztlich nicht in die Tat umgesetzt werden.

Habitus der Familie heraus ergab. Da ich auch die historisch-gesellschaftlichen Implikationen des Generationenbegriffs in den Blick nehmen wollte, galt es, die vestimentären Biografien und mehr noch die Fotografien, die mir die Frauen zur Verfügung stellten, immer auch als Quellen ernst zu nehmen. Sie geben Auskunft über die Alltagsgeschichte von Kleidung und wurden deshalb auch vor dem Hintergrund der kostümgeschichtlichen Diskurse ausgewertet.[61]

In dieser Arbeit werde ich die sich stets überlappenden Felder *Verwandtschaft*, *Gender* und *Generationalität* betrachten (vgl. Abb. 1). In diesen Feldern gestalteten

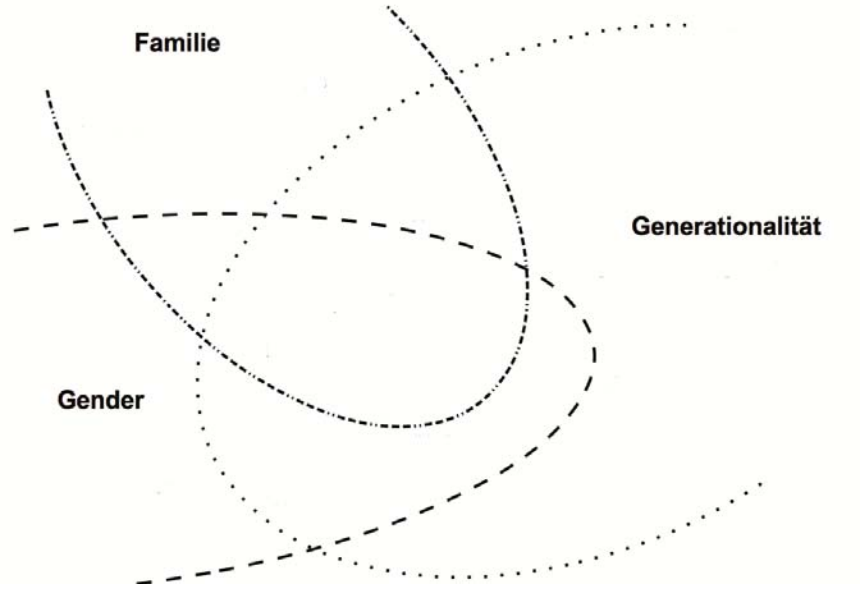

Abbildung 1: Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis.
Eigene Darstellung.

sich die Kleidungspraktiken und Geschmackspräferenzen in Abhängigkeit von den Variablen der Alterskohortenzugehörigkeiten in jeder Mutter-Tochter-Beziehung graduell unterschiedlich. Um die Gleichzeitigkeit wie die unterschiedlichen Gewichtungen der einzelnen Felder analytisch in den Griff zu bekommen, entwickelte ich eine Mappingstrategie, die durch jene der „Situationsanalyse" nach Adele E. Clarke (2012) inspiriert war. Das Mapping eines Möglichkeitsraums vestimentärer Praxis in Generationenbeziehungen zwischen Frauen war dabei von Beginn an offen gestaltet, denn die Verteilungen und Relationen sind keine fixen

[61] Wenn ich im Folgenden auf die Kostümgeschichte Bezug nehme, so gehe ich dabei immer auch davon aus, dass diese aus wissensanthropologischer Perspektive mit zu reflektieren und ebenfalls als Konstruktion anzusehen ist.

Entitäten, denn vielmehr eine Momentaufnahme. Weiter lassen sich *Mutter* und *Tochter*, wie weitere Subjektivierungen, nur relational beschreiben. Auch dieser Feststellung wird mit der Mappingstrategie nachgekommen. Die Darstellung der Ergebnisse wird diesem Vorgehen darin Rechnung tragen, indem sie das konsequente Relationieren und Vergleichen auf verschiedenen zeitlichen Ebenen in das Format des Textes zu übersetzen versucht. Die Verschriftlichung erwies sich allerdings als Herausforderung: Wie Mutter-Tochter-Beziehungen adäquat in ihrer jeweiligen Beziehung zueinander darstellen? Wie gleichzeitig die einzelne Beziehung mit anderen Beziehungen vergleichend erörtern und dabei noch ein weiteres relevantes relationierendes Element – jenes der Alterskohortenzugehörigkeit – berücksichtigen? Denkbar wäre gewesen, einer Ordnung zu folgen, die es erlaubt, die Praxen vergleichend herauszuarbeiten. Eine solche Repräsentation der Mutter-Tochter-Beziehungen ermöglicht es, viele Fälle anzusprechen, was wünschenswert ist. Eine solche Repräsentation wurde für die Darstellung der zeithistorischen Situiertheit der vestimentären Praxis sowie deren Kohortenspezifik erprobt, in welchem die Zeitspezifik der Kleidungspraktiken und Geschmackspräferenzen genauer betrachtet wird.[62] Mit Blick auf die Mutter-Tochter-Beziehungen wählte ich allerdings eine andere Form, denn die Alterskohortenzugehörigkeit variiert von Familie zu Familie. Gleiches gilt für die Familienkonstellationen und Generationalitäten, sodass eine adäquate Berücksichtigung dieser Aspekte bei gleichzeitigem Bemühen um die Darstellung von Relationen notwendigerweise zur ausführlichen Darstellung jeder Mutter-Tochter-Beziehung geführt hätte. Dementsprechend galt es, eine Form der Verschriftlichung zu finden, die das Datenmaterial nicht unnötig reduziert, aber die Erkenntnisse dicht zu präsentieren vermag. Dabei legte ich Wert darauf, dass die Argumentationen die vielfältigen verwandtschaftlichen Beziehungen, die Generationalisierungsprozesse und die Biografien von mindestens zwei Generationen einer Familie beleuchten. Zugleich galt es, eine Form zu finden, die sowohl knapp und prägnant als auch in gebotener Ausführlichkeit den gesamten Verlauf der Argumentationen nachzuzeichnen in der Lage ist. Ich entschied mich nach einer eingehenden vergleichenden Analyse aller Fälle für eine ausführliche Darstellung von Einzelfällen, in denen je einer der drei Kernaspekte vestimentärer Praxis von Müttern und Töchtern verdichtet zu Tage tritt. Ich möchte damit keinen Idealtypus von vestimentären Praktiken in Mutter-Tochter-Beziehungen entwerfen. Dass die Überlegungen, die ich anstelle, mit Blick auf das Sample nur bedingt verallgemeinerbar sind, versteht sich aufgrund der unterschiedlichen Konfigurationen von Alter, sozialer Herkunft und Laufbahn, von Generationalität und Subjektpositionen von selbst. Der Fokus auf die Einzelfälle erlaubt aber, Verwandtschaft, Weiblichkeit und Generationalität als Aspekte, die mir in jeder Mutter-Tochter-Beziehung begegneten, zu akzentuieren und beispielhaft ihre Wirkmächtigkeit darzustellen.

[62] Vgl. Kapitel 3.

2. Vom Nutzen der Herkunft. Zur Bedeutung verwandtschaftlichen Denkens

Das Cape

„Upps, . (sie seufzte) und da muss ich Ihnen unbedingt das wunderschöne schwarze Cape zeigen."[63] Ich stand im Schlafzimmer von Margot Schmidt (Jg. 1942), in Verlängerung zur Tür ein Bett mit Tagesdecke, gegenüber an der Wand ein großer, mehrtüriger Schrank in dunkelbraun. Wir hatten uns bereits einige Zeit unterhalten und auf meine Frage hin, was sie denn so an Garderobe augenblicklich im Schrank habe, hatte Frau Schmidt mir angeboten, einen Blick darauf zu werfen. Ich war ihr durch den Flur mit den vollen Bücherregalen der Berliner Neubauwohnung ins Schlafzimmer gefolgt. Dort waren wir auf ihre Tochter Tanja (Jg. 1973) gestoßen, die zu Besuch war und sich dort auf dem Bett zum Lesen niedergelassen hatte – was uns im Wohnzimmer einen geschützten Raum zum Gespräch schuf. Im Hinblick auf die Durchsicht der Garderobe erwies sich dies

[63] Einzelinterview Margot Schmidt 6.10.2006. Die Interviewausschnitte wurden zur besseren Lesbarkeit sprachlich geringfügig geglättet, kurze Pausen jedoch mit (.), längere mit (sek) kenntlich gemacht; (:) steht für langgezogene Worte. Unvollständige Sätze enden nicht mit einem Satzzeichen. Auch wurde die Performanz notiert: (lachend: xyxy). Orte und Namen wurden verfremdet. Die Namen der Frauen sind Pseudonyme, wobei zur besseren Orientierung die Vornamen der Mütter stets mit dem Buchstaben M, jene der Töchter stets mit T beginnen.

als glücklicher Zufall, weil Mutter und Tochter so gemeinsam über das Cape ins Schwärmen kamen. Dies hatten sie bereits unabhängig voneinander in den Einzelinterviews getan.[64] Hier wie in einigen anderen Familien kristallisierte sich recht schnell ein besonderes Kleidungsstück oder ein vestimentäres Attribut heraus, das im Verlauf der einzelnen Treffen wiederholt erwähnt wurde. Sie erwiesen sich aufgrund ihrer narrativen und ihrer visuellen Präsenz auf Fotografien sowie bei der Garderobendurchsicht als prägnanter als andere. Ich war überrascht, wenn ich etwa von der Mutter ein Kleidungsstück ein zweites Mal in ähnlicher Prominenz geschildert bekam, wie zuvor von der Tochter. Durch die spiegelbildlichen Informationen erweiterte sich mein Wissen über das Objekt. Die verschiedenen Perspektiven auf denselben Gegenstand ließen zudem Verbindungen erkennen – Verbindungen, die ihrerseits jedoch völlig unterschiedlich konnotiert schienen. Im Fall der Schmidts stiftete das schwarze Cape mit Kapuze, gefertigt aus Wollfilz und mit gekreuztem Kordelverschluss versehen, eine Gemeinschaft der Trägerinnen. „Meine, unsere Kutte“[65], so hatte Frau Schmidt es formuliert, als Tanja sich rückversicherte, welches Stück ich unbedingt sehen sollte. Frau Schmidt zeigte es mir, nachdem sie zunächst weitere Stücke aus dem großen, gut gefüllten Schrankabschnitt genommen und dabei mit Tanja diskutiert hatte, wer welche Kleidung momentan aufbewahre. Sie müsse das Cape eigentlich anziehen, damit ich es richtig sehen könne. Nachdem sie es übergezogen hatte, drehte sie sich einmal um die eigene Achse und demonstrierte mir mit leicht ausgebreiteten Armen dessen Weite und den Fall. Tanja kommentierte: „Ist ja auch die Schleife zum Umfallen“[66]. Frau Schmidt ergänzte, dass es mit dieser wunderschönen Kapuze versehen sei. Ihre Tochter stellte wiederum fest, dass es so schön im Wind flattere. „Ja, das ist einfach ideal“[67], lautete Frau Schmidts Resümee. Das Stück habe eine Änderung erfahren, fuhr sie fort, denn dem Cape fehlte ein Aufhänger. Es sei für Garderobieren schwierig gewesen, es schonend aufzuhängen, d.h. nicht an den Kordeln des Verschlusses. Frau Schmidt hatte deshalb einen Aufhänger innen eingenäht.

Dass sie das Cape zu Konzerten oder ins Theater trug, hatte mir Frau Schmidt bereits erzählt. Wir hatten auf den weißen modernen Sofas in ihrem Wohnzimmer gesessen, welches durch die große Bücherwand, das Vertiko vis-à-vis, in welchem sich Silber, Porzellan, Kristallgläser und -karaffe befanden, und die Zeichnungen an der Wand zwar hell und modern wirkten, die einzelnen Stücke jedoch zugleich voller Geschichte[n] zu stecken schienen. Sie hatte von ihrer Kindheit und Jugend auf dem Dorf berichtet, davon, dass sie als Pfarrerstochter aufgewachsen sei und es deshalb mit schöner Kleidung immer etwas schwierig gewesen sei. Ich erfuhr, dass sie sich in dieser ländlichen Gegend nicht wirklich wohl gefühlt hatte und

[64] Vgl. hierzu Feldnotizen vom 6.10.2006.
[65] Einzelinterview Margot Schmidt 6.10.2006.
[66] Ebd.
[67] Ebd.

deshalb froh gewesen war, mit der Heirat in eine Großstadt ziehen zu können. Hier habe sie sich dann um schöne Garderobe bemüht:

> „[Ich] habe dann da eben auch mit meinem Mann zusammen Sachen (2) besorgt, wo ich also eigentlich immer geguckt habe, ein bisschen was Apartes zu haben. Er war da ein bisschen, weiß ich nicht, hatte da nicht so großes Interesse dran. Aber als zum Beispiel mit *Bruder* unterwegs war, einundsiebzig, (2) wir sind ab und zu dann mal abends ins Theater oder Konzert gegangen, oder auch mal ausgegangen und mit zunehmendem Umfang braucht ich eben was und hab mir da ein wunderschönes schwarzes Cape gekauft. Ja? So Wollfilz oder so was mit einer großen Kapuze dran, hatte hier so eine Spange zum Zumachen, war ansonsten offen. Ach, ich hab das Ding geliebt. Und Tanja hat es zwischendurch getragen, inzwischen hab ich es hier wieder im Schrank und zieh es an, wenn ich mal ins Konzert gehe oder so, solche Sachen halt. Und er hat das gar nicht, er mochte das nicht. Ja?“[68]

Auch Tanja hatte mit mir bereits über das Cape gesprochen. Rund zwei Monate vor unserem Wiedersehen bei ihrer Mutter hatte ich Tanja in ihrer kleinen Wohnung in einer süddeutschen Mittelstadt besucht. Sie lebte in einem Schwesternwohnheim und hatte mich vormittags am Eingang des Geländes begrüßt. Sie trug einen Zweiteiler aus Spaghettiträgerhemd und langem Rock, weißer Grund mit sternförmigen Ornamenten. Später sollte ich erfahren, dass der Rock von ihrer Mutter stammte, die das Outfit in Finnland erworben hatte. Sie habe sich extra für mich schön gemacht, hatte Tanja zum Empfang gesagt. Es kam öfter vor, dass Frauen bei unserem ersten Treffen ihre Garderobe in dieser Hinsicht kontextualisierten, was einmal mehr darauf aufmerksam macht, dass ‚Sich-Kleiden‘ eine Selbstdarstellungspraktik und dementsprechend zu interpretieren ist. Wir gingen in ihr Einzimmerapartment mit den ererbten Möbeln, den ungewöhnlich vielen Grünpflanzen und den zwei Perserkatzen ihrer Mutter, die sie derzeit in Pflege hatte. Tanja holte zunächst vier Fotos, die sie mir zeigen wollte. Dann verschwand sie in eine Ecke des Zimmers, die mir nicht einsichtig war, und kam mit verschiedenen Kleidungsstücken zurück, von denen sie kein Foto besaß. Ausgestattet mit diesem Anschauungsmaterial schilderte sie dann ihre Bekleidungsbiografie.[69] Als ich sie nach der Bedeutung von Kleidung während ihrer Pubertät fragte, erfuhr ich, dass diese in der Hauptsache der Abgrenzung gedient habe und dazu, „vor allen Dingen ich“[70] zu sein. Es sei darum gegangen, „Weltanschauungen“ und „Eigenheiten“ auszudrücken. Es habe eine Phase gegeben, in der sie ausschließlich schwarze Kleidung getragen habe. In diesem Kontext sprach sie über die

[68] Ebd.
[69] Feldnotiz vom 20.8.2006.
[70] Einzelinterview Tanja Schmidt 20.8.2006.

„schwarze Kutte“[71]. Gemeint war das Cape. Hier bekam ich es erstmals detailliert beschrieben, erfuhr von den „feschen Kreuzknöpfen“, der Bodenlänge des Kleidungsstücks, der „Kapuze mit einer Trolle dran.“ Das sei ein sehr sehenswertes Objekt, resümierte Tanja, „vor allem, wenn der Wind rein weht, dann ist das also, dann sieht das sehr theatralisch aus.“[72]

In den Erzählungen von Mutter und Tochter ist das Cape positiv konnotiert. Beide Frauen hoben auf die Machart des Kleidungsstücks ab. Die spezifische körperliche Erfahrung, die damit verbunden ist, wurde mit einem Akt der Selbstverwirklichung assoziiert: hier die Freiheit der Großstadt und die Gründung der Familie, dort ein Weg, sich darzustellen und dem Selbst Ausdruck zu verleihen. Das Cape steht somit für Selbstbewusstsein und Entwicklung, wovon beide Frauen deshalb zu berichten wussten, weil das Cape von der Mutter an die Tochter ausgeliehen wurde. Der Akt des Ausleihens wie das Cape selbst in seiner Materialität stiften somit gemeinsame Erfahrungen, aus denen eine vestimentäre Verbindung zwischen Mutter und Tochter hervorgeht.

Die Ahnengalerie

Das Cape war mitnichten das einzige Objekt, welches mir im Verlauf der Gespräche mit den Schmidts als ein ‚Verbindungsstück‘ ins Auge fiel. Besonders interessant erwies sich etwas, was zunächst kaum Raum einzunehmen schien: die „Ahnengalerie“, eine Sammlung von Familienbildern an der Wand über der Essecke in der Wohnung der Mutter. Tanja hatte dieses Arrangement an Familienfotos bereits bei unserem ersten Treffen erwähnt. „Jo, was kann man noch sagen?“[73] hatte sie überlegt, nachdem sie mir zunächst einen Abriss ihrer Bekleidungsbiografie dargelegt hatte und dabei vor allem auch auf ihre familiale Situation eingegangen war. Die Eltern seien geschieden. Die zweite Frau ihres Vaters schenke ihr ebenso Kleidung wie ihre Mutter, ein herzliches Verhältnis schien sie jedoch vor allem mit letzterer zu pflegen. Dies spiegelte sich auch in der Rede von den Ähnlichkeiten wider, wie etwa die „volle[n], kräftige[n] Haare“[74] beider Frauen. In diesem Zusammenhang kam sie auf die „Ahnengalerie“ ihrer Mutter zu sprechen:

> „[D]a müssen Se dann, wenn wir bei meiner Mutter sind, unbedingt mal dran denken, denn sie hat eine Galerie, also eine Ahnengalerie einmal, ja? Mit alten Fotos. Und auch von sich selber von zwei Jahre bis über sechzig, die ganzen Passbilder gesammelt von sich, das ist also auch sehr interessant, was so die Frisurenmode betrifft. (leise: Glaub ich, ist sehr sehenswert.)“[75]

[71] Einzelinterview Tanja Schmidt 20.8.2006.
[72] Ebd.
[73] Ebd.
[74] Ebd.
[75] Ebd.

Tanja selbst war in Besitz einiger älterer Fotografien, die sie mir an diesem Tag präsentierte. Sie zeigten ihre Mutter als kleines Mädchen mit deren Eltern und der Schwester in einem Garten oder auch die Verlobung ihrer Urgroßeltern. Bei meinem Besuch bei Margot Schmidt sollte Tanja mir später eine ganze CD mit alten Bildern der Familie mitgeben.[76] Darüber hinaus sind auch Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände wie Truhen, Puppenmöbel und Häkelei zu sehen, die das Erbe der Schmidts ausmachten, „zum Teil ja aus dem neunzehnten Jahrhundert."[77]

Während des Gesprächs mit Mutter und Tochter rund zwei Monate später wurde vor allem die mit den Bildern verbundene Praxis der populären Genealogie Thema. Bereits im Einzelinterview hatte Margot Schmidt ihr, für sie zeitaufwändiges, Hobby erwähnt. Als ich angesichts weiterer älterer Fotos nunmehr gezielt danach fragte, erfuhr ich von Frau Schmidt, dass sie gemeinsam mit ihrer Schwester die Arbeit von Verwandten mütterlicherseits fortgeführt hätten, die Recherchen zur Zeit des Nationalsozialismus hatten anstellen müssen. „Und es waren eben sehr viele Fotos auch vorhanden, da in meiner schönen Ahnengalerie"[78], sagte sie und bat Tanja, nach Fotografien zu suchen, auf welchen dieses Arrangement abgelichtet war. Tanja holte einen Leitzordner mit den Bildern herbei. „Und das ist eben deswegen toll", erklärte sie mir,

> „weil die Leute damals natürlich was bes-, das mit dem Fotografieren was Besonderes war und die dann ihre schönsten Kleider angezogen haben. <M.: Ja.> Das sieht man dann manchmal, manchmal sieht man das dann auf den Bildern, die dann jeweils die gleichen Kleider anhaben, obwohl die eine Zeit auseinander sind, weil dann eben einfach immer noch die Schönsten waren, ne? <M.: Ja.> Is' ja heute nicht mehr so wie . nicht mehr so wie heute, dass man da einfach irgendwas anzieht."[79]

Weder die Kleidungsstücke noch die handgearbeiteten Taschen oder das Silber, die allesamt als Erbe der Familie auf Bildern festgehalten waren, sollten sich für das Verständnis der Mutter-Tochter-Beziehung als besonders relevant erweisen. Es scheint vielmehr das Interesse für die Herkunft wie die Faszination, die von den alten Fotografien ausging, was Mutter und Tochter hier miteinander teilten. Praktisch äußerten sich diese Gemeinsamkeiten nicht nur darin, dass Tanja etwa die alten Bilder digitalisierte und bearbeitete und somit der Mutter in der Dokumentation der Genealogie behilflich war. Es war das Reden über Verwandt-

[76] Teils wurden sowohl das Bild selbst als auch die beschriftete Rückseite eingescannt. Ein Familienfoto ist etwa mit „um 1870" datiert, andere wiederum geben Auskunft über die Geburts- und Sterbedaten wie das Datum der Vermählung einer Vorfahrin. Hinzu kommen Feldpost aus dem 1. Weltkrieg, Zeichnungen sowie Bilder von Grabstätten der Familie.

[77] Mutter und Tochter Gespräch Schmidt 6.10.2006.

[78] Ebd.

[79] Ebd.; in Gesprächssequenzen wie dieser steht „M." für Mutter, „T." für Tochter, Einwürfe werden in spitze Klammern gefasst.

schaftszusammenhänge, das von Tanja und Margot Schmidt gewissermaßen angeboten wurde, indem sie auf eben jene alten Bestände verwiesen und sie als Beleg für ihre Argumentationen und Schilderungen heranzogen. Dieser Befund verweist auf die Relevanz, die die familiale Herkunft mütterlicherseits für die beiden Frauen zu haben schien.

Die Fotoalben

Wo die alten Familienfotografien im Fall der Schmidts Mutter und Tochter darin vergemeinschafteten, dass sie als visuelle Repräsentationen der Herkunft gelesen und wertgeschätzt wurden und zudem den Transfer von Wissen zwischen Mutter und Tochter zeitigten, vermittelte das Betrachten von Fotografien, welches ich in der Familie Schuhmacher beobachten konnte, ein anderes Bild. Wir hatten bereits mehr als eineinhalb Stunden miteinander in der Reihenhaushälfte Frau Schuhmachers verbracht. Die 51 Jahre alte Magda und ihre 23 Jahre alte Tochter Trudi hatten über ihre gemeinsamen Erlebnisse berichtet, Einkaufsweisen der je anderen kommentiert und vor allem auch Trudis Pubertät kontrovers diskutiert. Es war ein sehr lebhaftes Gespräch gewesen in dem hell eingerichteten Zimmer mit der vollen Bücherwand, dem hellen Wollteppich und dem cremefarbenen Sofa.[80]

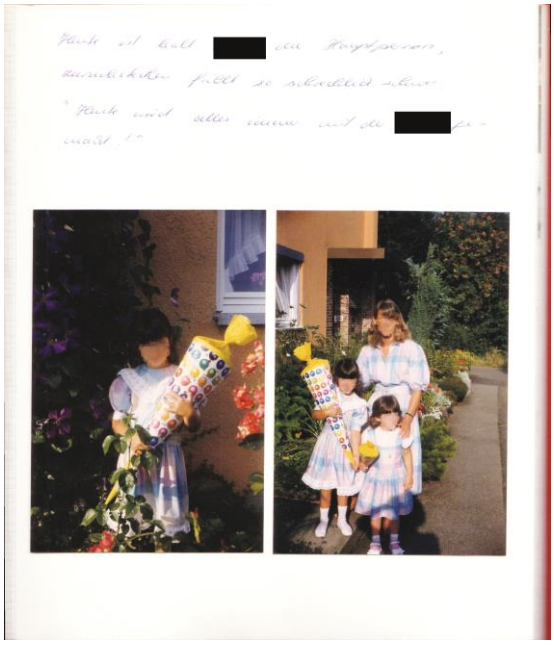

Abbildung 2: Einschulungsbilder aus dem Fotoalbum der Schuhmachers.
Bilder von 1987. Eines zeigt Frau Schuhmacher mit ihren Töchtern. Darüber steht: „Heute ist halt […] die Hauptperson, zurückstecken fällt so schrecklich schwer. ‚Heut wird alles mit der […] gemacht!'", Privatbesitz Schuhmacher.

Wir schauten uns gemeinsam die Fotoalben an, die die beiden zu diesem Treffen mitgebracht hatten. Von Beginn an fokussierte Trudi die selbstgenähte Kleidung, die sie als Kind zu tragen hatte.

[80] Vgl. Feldnotiz 25.10.2006.

Das Nähen hatte Magda von ihrer Großmutter gelernt und ich bekam etwa zwei Bilder zu Gesicht, die die Einschulung von Trudis Schwester zeigten (Abb. 2).[81] Alle trugen Kleider aus dem gleichen Stoff, wie Trudi kommentierte, „aber verschieden geschnitten."[82] Für Trudi war dieses Thema wichtig, denn ich erfuhr, dass es weitere Bilder gebe, die den Einheitslook dokumentierten. Sie wies mich immer wieder auf Ähnlichkeiten und Analogien hin, insbesondere auch auf Fotos, wo sie und ihre ältere Schwester zu sehen waren. Ich wurde aufmerksam gemacht auf den Partnerlook mit der Großmutter, auf einen „gleiche[n] Jogginganzug, nur in anderen Farben"[83], auf Bademützen und Schuhe, kurz: auf Entsprechungen im Design oder in der Farbe, auch dort, wo die Dinge nicht selbst hergestellt waren. Es war Magda, die fragte, ab wann es denn keine Übereinstimmungen mehr zwischen Mutter und Tochter gebe. „Also ich denke mal, das war noch in der Grundschule", kommentierte sie weiter, „und dann war es aber vorbei."[84] Sie schien amüsiert von der Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der ihre Tochter nach Ähnlichkeiten suchte.

Nicht zuletzt auch deshalb, weil Trudi auf diese Feststellung hin hervorhob, dass es bei ihrer älteren Schwester länger gedauert habe, bis diese individuelle Kleidung zu tragen und somit einen eigenen Stil zu entwickeln begann, wurde schnell ersichtlich, worum es Trudi im Kern zu gehen schien. Sie wollte mir für den frühestmöglichen Zeitpunkt einen eigenen Stil präsentieren. Bereits in den Einzelgesprächen wie auch den vorangegangenen Diskussionen war deutlich geworden, dass Magda und Trudi Schuhmacher unterschiedliche Vorstellungen von dem Stellenwert hatten, der Mode zugeschrieben werden sollte. Kleidung schien einer der zentralen Streitpunkte während Trudis Pubertät gewesen zu sein. So war Magda sichtlich überrascht, als die 23-Jährige ihr in meiner Anwesenheit davon erzählte, dass sie gegenwärtig weniger Geld für Kleidung ausgebe als noch wenige Jahre zuvor. Trudi schien in Sachen Kleidung offensichtlich kaum von der Mutter beeinflusst worden. Sie hatte dieser sogar untersagt, Kleidung für sie zu kaufen, weil sie diese Geschenke nur aus Pflichtgefühl einmal trug, dann aber beiseitelege.[85] Vor diesem Hintergrund erweist sich die Auseinandersetzung mit den einheitlichen Outfits als ein weiterer Akt der Aushandlung vestimentärer Eigenständigkeit.

Den drei vorangegangenen Vignetten ist eines gemein: Die Schilderungen über das Cape, die „Ahnengalerie" und die Fotos lassen einen Zusammenhang zwi-

[81] Dieses wie die folgenden Familienbilder wurde, wenn nicht anders vermerkt, von mir nach den Gesprächen eingescannt, mit Informationen versehen und den entsprechenden Interviewpassagen zugeordnet.

[82] Mutter und Tochter Gespräch Schuhmacher 25.10.2006.

[83] Ebd.

[84] Ebd.

[85] Die Ablehnung von Geschenken von Seiten der Töchter ist in den meisten der von mir geführten Gesprächen zu beobachten. Selbst dort, wo sich im Vergleich ein deutlicher Objektfluss nachzeichnen lässt, bleibt es vornehmlich beim Ausleihen.

schen familialen Beziehungen und der Kleidungspraxis der Frauen erkennen. Es geht um Verhandlungen der familialen Herkunft und verwandtschaftlichen Verbindungen. Inwieweit familiales, mithin verwandtschaftliches Denken und die Kleidungspraktiken von Mutter und Tochter einander durchdringen, soll daher im Folgenden am Beispiel der Mutter-Tochter-Beziehung der Becks näher erörtert werden. Diese Beziehung stellt in jener Hinsicht den prägnantesten Fall meines Samples dar, weil die Großelterngeneration ein Schneidereigewerbe sowie ein Modehaus betrieben, woraus sich ein spezifisches Bewusstsein für Kleidung wie für Familie ableitete. Was sich hier an Narrationen über Kleidung und Praktiken des Transfers von Objekten und Wissensbeständen aufzeigen lässt, erwies sich jedoch in der vergleichenden Analyse aller Mutter-Tochter-Paare als grundlegender Befund: Kleidung stellt eine Ressource dar, die sich dazu eignet, Modi von Beziehungen zu etablieren, zu regulieren und auch zu negieren.

2.1 Familienangelegenheiten

Ich saß sonntags um die Mittagszeit im Wohnzimmer Meta Becks, einem Zimmer mit Dachschräge, in dem mir bei meinem ersten Besuch vor allem die rote Couch in orientalischem Stil aufgefallen war, die in einem von der Tür nicht einsehbaren Teil des Zimmers stand. Die große, tagesbettartige Liegefläche assoziierte ich spontan mit einem Singlehaushalt, weil sie mich an gemütliche Abende mit spannender Lektüre erinnerte. Unter der Schräge stand ein niedriges Regal mit Romanen, medizinischen Fachbüchern, Kunstbildbänden, daneben ein Korb mit Strickzeug. Darauf, in der Ecke der Schräge, befand sich eine kleine Hi-Fi-Anlage, auf der ein weißer, liegender Porzellanengel zu sehen war, daneben eine kunstvoll gefertigte Tischleuchte. Eine kleine Vitrine auf dem Regal war mit Parfümflakons und Döschen, Löffelchen und anderen kleinen Dingen aus Silber bestückt. Die Einrichtung der zu diesem Zeitpunkt 53-Jährigen hatte auf mich sehr persönlich gewirkt aufgrund auch der einander nicht gleichenden Sessel, dem kirschholzfarbigen Schrank, dem großen Tisch.[86] An der Wand hingen augenscheinlich professionell angefertigte und gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografien, von denen ich annahm, dass sie Frau Becks Tochter zeigten. Diese Vermutung sollte sich bestätigen. Ebenso bestätigen sollte sich der damit verbundene Eindruck, dass hier offenbar eine enge Beziehung zwischen Mutter und Tochter herrschte. Als ich später die Wohnung der 1976 geborenen Tatjana kennenlernte, konnte ich feststellen: auch sie hat in einer Regalwand im Essbereich ihres großen Wohnzimmers ein Bild von ihrer Mutter stehen.[87] Jener Schrank in Frau Becks Wohnzimmer, welcher aufgrund der Schrägen in Verlängerung der Tür und somit für Gäste wie

[86] Vgl. Beobachtungsnotiz vom 8.8.2006.
[87] Vgl. Beobachtungsnotiz vom 15.5.2008.

mich einen prominenten Platz zugewiesen bekommen zu haben schien, erwies sich später als ein Familienerbstück. Er entstamme dem Haushalt ihrer Urgroßeltern, so hatte mir Tatjana einige Zeit zuvor an diesem Sonntag erzählt, an dem ich zunächst mit der Tochter und dann im Anschluss mit beiden Frauen sprechen und Fotos betrachten würde; „wenn sie da nicht aufpasst, dann ist der auch ganz schnell bei mir."[88] Dass sich die Dinge hier einmal mehr und umso eindrücklicher als erste „Türöffner für die Dechiffrierung […] des gegenwärtigen Alltagslebens" (König 2003: 97), insbesondere in ihrer biografischen Dimension, erwiesen, trat im Gespräch mit Mutter und Tochter deutlich zutage.

Nachdem ich bereits zwei Stunden dort gesessen und allein mit Tatjana über ihre Erfahrungen mit Kleidung gesprochen hatte, saßen später Frau Beck mir zur Rechten, Tatjana mir gegenüber. Beide rauchten und erzählten mir von gemeinsamen Erlebnissen: dass Frau Beck interessiert und durchaus auch involviert gewesen sei in Tatjanas Studium; dass sie ihre Tochter begleitet habe zu Seminarveranstaltungen und -festen; dass sie somit Tatjanas Dozenten gekannt habe und schließlich Zuhörerin bei Tatjanas Examensprüfung gewesen sei. Ich erfuhr, dass die Praxis des ‚Begleitens'[89] schon zu Schulzeiten existierte. So erzählte Tatjana, dass ein von ihrer Mutter initiiertes Gespräch mit einem Lehrer bewirkt habe, dass sie mit Interesse am Unterricht teilnahm, weil besagter Lehrer nunmehr „sehr konstruktiv" im Umgang mit ihr gewesen sei. Die als zugewandt geschilderte Beziehung schien für die beiden durchaus kompliziert. Noch bevor wir überhaupt näher auf die gemeinsamen Erlebnisse eingingen, begannen die Frauen die Qualität ihres Miteinanders zu thematisieren:

> „M.: Ich glaub zum Beispiel, dass ich äh, Dein Studium, also wenn 'mer da anfangen, <T.: Mhm.> (zögerlich: ähm (2) mein ich, mehr begleitet hab, als ich das bei andern . Müttern und Vätern mitgekriegt.) Also so Deine Dozenten kannte, Deine Stunden kannte, mit Deine Themen kannte, mitgefahren bin.
>
> T.: Wobei, ja, wobei ich das gleichzeitig ähm: Also ich hab es anders erlebt. Ich hab irgendwie das Gefühl gehabt, dass ich jeder Zeit freie Hand hab, dass Du Dich für mich sehr interessierst. Wobei, ich hab nie das Gefühl gehabt, dass es im Sinne einer Begleitung ist, sondern dass es mehr eine Interessensbekundung ist.
>
> M.: Ja, so würde ich das auch sehen. Nicht, dass Du Begleitung gebraucht hättest. Das überhaupt nicht. Aber dass es ähm:, dass es gepasst hat von beiden. <T.: Ja.> Also Du hast es ja auch, mir das angeboten, dass ich mitgehen kann, zum Beispiel.

[88] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[89] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.

> T.: Das war auch ganz praktisch. Also da waren ja dann auch so Seminarveranstaltungen oder Festivitäten, wo ich sie dann gefragt hab, ob sie Lust hat, mitzukommen."[90]

Hatte Frau Beck zunächst betont, dass Tatjana und sie „net so wahnsinnig viel" miteinander machten, da sie „so weit auseinander wohnen, relativ und viel arbeiten"[91], so fielen ihr für die Gegenwart doch eine Reihe gemeinsamer Aktivitäten ein: Opernbesuche, Shoppen, Reisen sowie gemeinsames Renovieren zählten dazu. Auf die letztgenannten Aktivitäten des Reisens und des Renovierens möchte ich eingehen, um mich der „Beziehungslogik" (Lüscher/Liegele 2003: 270)[92] der Frauen anzunähern. In diesen Passagen wurde die Verhandlung familialer Positionen fortgeführt und konkretisiert. Sie lassen dabei jenes Grundthema augenfällig werden, das später auch die Frage nach der Stilgenese informieren wird: Es geht stets um Verwandtschaftsbeziehungen, um die Familie, den *Clan*.

Als Meta Beck das Stichwort „Renovieren" fallen ließ, stöhnte Tatjana laut auf. „Renovieren, oh Gott." vernahm ich von ihrer Seite, während mir ihre Mutter mit einem „viele Wohnungen" die zeitliche Dimension wie hohe Arbeitsintensität dieser Tätigkeit aufzuzeigen versuchte. Schließlich war es Tatjana, die mir deren Bedeutung der gemeinsamen Beschäftigung näher zu erörtern suchte. Es stellte sich heraus, dass es weniger um die gemeinsam verbrachte Zeit und das gemeinschaftliche Handeln ging, sondern vielmehr um die darin ausagierte Fürsorglichkeit:

> „T.: Also, da brauch ich irgendwie bloß so leicht (hustet) hüsteln, dann hab ich sofort das Angebot, dass sie da ist und mich unterstützt und macht und tut. Egal, was, was das thematisch angeht. Ähm, und da ham wir dann im Endeffekt am Anfang auch so den *running gag* gehabt, sie hat dann gesagt, als wir umgezogen sind, und da wahnsinnig viel renoviert haben, sie richtet das schon alles und oben ihr Zimmer gleich mit. (lacht) <M.: (lacht)> Ähm, oder wo mein Partner dann gesagt hat zu ihr: ‚Ja, ja, passt schon.' Und ich gesagt hab: ‚Von wegen. (lacht: Das läuft nicht.') (2) Und ähm Ja, im Endeffekt, dass sie eine super Gleichgewicht auch gefunden hat, im Sinne von ‚Was kann ich für einen Vorschlag machen?' und so was, unterstützt so beim Einrichten oder beim Renovieren und ‚Wo halt ich mich zurück, weil das Paarsache ist?' Von, von den Beiden. Es gab ganz, ganz

[90] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.
[91] Ebd.
[92] Die Autoren fassen den Begriff sehr weit, indem sie darunter Folgendes verstehen: „Prinzipien, auf deren Grundlage in Sozietäten (Gesellschaften, Organisationen, Gruppen) Sinngebungen und Bedeutungen für soziale Beziehungen konstituiert werden können." (Lüscher/Liegele 2003: 270) In Generationenbeziehungen würden die Sinngebungen in Handlungsweisen sowie deren Reflexion manifest. Es gelte aber auch nach Transferleistungen zwischen den Generationen sowie nach Generationendiskursen zu fragen, um Beziehungslogiken nachzuspüren.

M.: Also sie kritisiert mich laufend, dass ich mich einmische.

T.: Es gab ganz wenige Diskussionspunkte. Und ähm im Endeffekt, seit ich ihr angeboten hab, dass sie mein Büro gestalten kann, hat sie sich dann zumindest verbal immer da drauf gestürzt. . Gell?

M.: Ja. Aber wenn ich was sage, dann äh: Also ich finde immer, ich mache ihr Vorschläge und sie äh sagt dann öfters mal, ich mische mich ein."[93]

Während Frau Beck lachen musste, mutmaßte Tatjana, dass es auch mit den Persönlichkeiten der beiden zu tun habe. Ihre Mutter sei ideenreich, sie selbst benötige Zeit, um sich zu entscheiden und müsse alles erst gedanklich umsetzen. Sie fühle sich daher angesichts des Tatendrangs ihrer Mutter in solchen Situationen eher überfordert, „vielleicht kommt dann so eine Bremstendenz"[94]. Die vermeintliche Überfürsorge Frau Becks hatte bereits in der Doppeldeutigkeit des Begleitens als physische Präsenz und als Unterstützungsleistung zu Beginn unseres Gesprächs ihren Ausdruck gefunden. Die Fürsorge mütterlicherseits erwies sich somit als ein Kernthema. An ihm wurden die sich vollziehenden Aushandlungsprozesse von Autonomie und familialer Solidarität sichtbar sowie die Ambivalenzen, die die Reflexion dieses Prozesses ganz offensichtlich manifest werden ließ. Der Soziologe Kurt Lüscher (2004) hat darauf hingewiesen, dass von Ambivalenz in Generationenbeziehungen gesprochen werden sollte, „when polarized simultaneous emotions, thoughts, volitions, actions, social relations, and/or structures that are considered relevant for the constitutions of individual or collective identities are (or can be) interpreted as temporarily or even permanently irreconcilable" (ebd.: 36). Folgt man diesem Verständnis, so ist Ambivalenz mit Blick auf diese Passage eine Qualität des dialogischen Erzählens und der Anwesenheiten, also der Gesprächssituation selbst. Auf der Inhaltsebene wurde sie als Charakteristikum der Beziehung an diesem Mittag lediglich mit Blick auf die Themen explizit, mit denen sie sich aneinander wandten, Rat suchten: Während sie ihre Tochter bei Arbeitsthemen „als Profi" anspreche, sei es in privaten Fragen „manchmal eine ganz ambivalente Geschichte". Frau Beck lächelte. Sie wolle gar nicht immer Tatjanas Meinung hören. Es seien teils „schrecklich richtige Sachen"[95], die ihre Tochter sage. Der Altersunterschied, die unterschiedliche Lebenserfahrung spiele dann keine Rolle mehr. Sie sah ihre Tochter an, die zu bedenken gab, dass dieses erst ab einem gewissen Alter eingetreten sei. „Ja", stimmte Frau Beck zu, „Du bist ja nicht vierzehn. Bist ja eine Frau."[96]

Einsetzend mit dem Reden über die Zugewandtheit von Mutter und Tochter, über die während der Wohnungsgestaltung gemachten Erfahrungen und die sich

[93] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.
[94] Ebd.
[95] Ebd.
[96] Ebd.

anschließende Schilderung gemeinsamer Urlaube bis hin zur Debatte über die sozialen Rollen von Mutter und Tochter: Stets ging es um die Bearbeitung des Spannungsfeldes von Subjekt und Sozialität.[97] Die Erzählungen von gemeinsamen Urlauben – mein zweiter Fokus – sind hier keine Ausnahme. Sie unterscheiden sich in einem anderen Punkt von den vorhergehenden Schilderungen des Renovierens. Nachdem Tatjana mir den Wesensunterschied zwischen ihr und ihrer Mutter erörtert hatte, stellte Meta Beck fest, dass das gemeinsame Reisen anders verlaufe.

„M.: Also des hat mich sehr gewundert, <T.: Stimmt.> dass wir zwei reisen, dass wir im selben Auto sitzen, dass wir

T.: lebend zurückkommen. (lacht)

M.: im selben Zimmer schlafen, also die ganze Zeit zusammen sind und wirklich überhaupt keine, ah Probleme damit haben. Also lieb, (2) richtig gut und harmonisch und zusammen und des hat mich gewundert. I hab dacht, weil mit meiner Mudder mach ich das auch. Und meine Mudder könnt ich so ab dem dritten Tag erschlagen. <T.: (lacht)> (2) Aber des war jedes Mal so. Und des ist bei uns zwei nicht.

T.: Stimmt. . Und bis jetzt warn wir auch immer fünf Tage, oder? <M.: Mhm.> Und das ist prima. <M.: Ja.> Ja. Also ich kann mir durchaus vorstellen, dass es noch ein paar Tage länger . passt.

M: (räuspert sich) Ja, aber so mach ich es ja mit der Oma auch. <T.: Ja.> Also so eine Woche und das ist mir viel zu anstrengend. Also, dass ich da dann tendier, dass wir zwei Zimmer haben. Also, dass ich nachts mich wenigstens zurückziehen kann. (2) <T.: Mhm.> Wobei es von der Beziehung her, oder von der ah:, vom Also Du bestimmst ja dann auch eher, was wir machen. Und wenn ich mit meiner Mutter reise, bestimm ich eher was wir machen. Und ich dann so das Gefühl hab, sie verlässt sich ganz auf mich. Macht keinen Schritt alleine. Und des ist das, was mich so ärgerlich macht. Das kommt bei Dir dann vielleicht auch mal.

T.: Ach, schauen wer mal.“[98]

Mit dem Vergleich der beiden ‚Generationen‘ Mutter und Tochter wurde das Situative des Beziehungsmodus angesprochen. Und es war eine spezifische Logik, die Frau Becks Ausführungen zugrunde lag. Die möglichen Beziehungsqualitäten, die entstehen können, ergäben sich aus den verschiedenen Positionen im Lebenslauf. Sie ergäben sich aus den damit verbundenen Aufgaben, die die sozialen Rollen von Mutter einerseits und Tochter andererseits zu verschiedenen Zeitpunkten

[97] Vgl. Lüscher 2007.
[98] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.

prägten. Frau Beck hatte die Erfahrung gemacht, dass sich mit fortschreitender Beziehungskarriere die Qualität des Verhältnisses wandelt. Die Mutmaßung, dass sich Tatjana als Tochter später in ähnlicher Weise über ihre ‚alte' Mutter ärgern könnte, leitet sich daraus ab. Beides verweist darauf, dass Transmission und Innovation als Potential der Generationenbeziehungen gedeutet werden. Was Frau Beck hier formuliert, fußt auf der Vorstellung von Generationenbeziehungen als generative Beziehungen und es ist eben jene Vorstellung, die deutlich vor Augen führt, warum sich die Deutungen der Frauen nicht auf die Beziehung zwischen Meta Beck und Tatjana beschränkten. Durch Bezugnahmen auf andere Generationenbeziehungen, durch Vergleiche erhält die Mutter-Tochter-Beziehung deutlichere Konturen.

Frau Beck ging nach einer kurzen Pause nicht weiter auf das von Tatjana ins Feld geführte Urlaubserlebnis ein. Sie begann, über ihre Familie zu sprechen. „Ja, und wir machen viel in der Familie. Also so es ganze Jahr über und das auch mit, mit der Familie von Tatjanas Freund oder Partner."[99] Sie knüpfte an den Aspekt der Mehrgenerationalität an, illustrierte mir den Familienzusammenhalt, indem sie die Aktivitäten der Familie ins Feld führte, die sich über das Jahr verteilten, „unterschiedliche Festivitäten oder Essen", zudem „Weggehen oder mit den Kindern was machen" umfassten. Wenn sie dabei den gemeinschaftlichen Zusammenhang um eine zusätzliche Familie jenseits verwandtschaftlicher Zusammenhänge erweiterte, d.h. jener von Tatjanas Freund, konstruierte sie damit ‚Familie' letztlich als stetes und weites soziales Netzwerk, welches auf regem Kontakt beruht. Wenn einer „was hat", wüssten alle davon. Man kümmere sich dann „telefonisch" oder „dann praktisch vor Ort" um jene, die „bedürftig" seien. Sie könne so gar nicht nachvollziehen, dass man nicht nach „seinem Clan guckt. Den hat man sich zwar nicht ausgesucht, aber ich find schon, dass ma' ihn pflegen sollte."[100] In ihrer Reaktion auf Tatjanas Bemerkung explizierte Frau Beck ein Verständnis von Familie, aus dem sich schließlich das Familienmotto, d.h. die immer wieder neu verhandelte, ideale Konzeption dessen, wie die Beziehung zwischen Mutter und Tochter zu gestalten wäre, herauskristallisieren lässt: *Zusammenhalt der Familie*. Im Zentrum steht eine Vorstellung von Familienleben, welches positiv besetzt und zugleich jedoch weniger selbstverständlich und unhinterfragt ist, als die anfängliche Rede vom Familienleben vermuten ließ. Es geht um Unterstützungsleistung sowie um den Erhalt der Beziehungen. Es geht um die Arbeit, die zum Erhalt der auch über die Kernfamilie hinausreichenden Verwandtschaftsbeziehungen, des „Clan[s]"[101], investiert werden muss. Sein theoretisches Äquivalent findet das Familienmotto deshalb im „Familiensinn" (Bourdieu 1998: 126). Dabei handelt es sich um die Wahrnehmungsfähigkeit – oder besser das Gespür für die Belange der anderen Familienmitglieder und der Familie als Gruppe –, aus welcher „Hingabe, Groß-

[99] Ebd.
[100] Ebd.
[101] Ebd.

mut, Zusammenhalt“ (ebd.: 131) hervorgeht. Der Familiensinn ist Resultat der „symbolische[n] und praktische[n] Arbeit […], die [auch] zur Umwandlung von Liebespflicht in Liebesdisposition“ (ebd.) dient. Daraus erwächst letztlich das „Privileg“ (ebd.) von Familie als Prämisse für Zugewinn und Transfer von Kapitalien. Diese Arbeit an der Familie und dem familialen Zusammenhalt wird nicht nur in Frau Becks Vorstellung dessen, was zum Gelingen von Familie als funktionierendes Netzwerk beiträgt, ersichtlich. An ihre Tochter gerichtet, betonte Frau Beck:

> „Und so hab ich Dich auch erzogen. Also das war mir immer, also ist mein Grundbedürfnis, oder ich hab immer ein, ein gutes Gefühl gehabt, bei mir zu Hause, <T.: Oh.> und das hab ich ihr auch so mitgegeben.“[102]

Jedes Mitglied der Familie schien aufgefordert, ja, die Verpflichtung zu haben, sich einzubringen. „Also ich find, dass wir sind ’ne Familie“, hatte Frau Beck bereits kurz zuvor konstatiert, um dann allerdings Familie nicht als singuläre Einheit anzuführen, sondern zu differenzieren: „familienbezogene Menschen sind mir alle . und wenn einer was hat, dann wissen es alle. Also wenn jetzt einer bedürftig ist, dann wissen es alle und dann wird der dann auch betüddelt.“[103] Nicht die Zugehörigkeit zur Familie per se, sondern das Engagement des Einzelnen bestimmt das Familienmotto. Was sich schließlich am Ende ihrer Ausführungen noch deutlicher zeigt: Dass sie Tatjana den Wert familialer Bindungen versucht habe anzuerziehen, ist sowohl aus individueller Erfahrung als auch aus dem Gelingen der zuvor erörterten Familienkonstitution erwachsen.

Anschließend nahm Tatjana das Thema Mutter-Tochter-Beziehung, dass sie einige Stunden zuvor im mit mir geführten Einzelgespräch thematisierte, wieder auf. Wenn sie „in einer Tochterrolle“ sei, brauche sie von ihrer Mutter „viel deutlichere Signale“, um deren Bedürfnisse wahrzunehmen, denn sie sei als Tochter „auch in einer ‚Ich-lass-mich-versorgen-Rolle‘.“[104] Es gäbe aber einen weiteren Modus, jenen der „partnerschaftlichen Rolle“, in welchem sie „viel schneller Bedürftigkeit“ heraushöre. Es hinge letztlich von der Tagesform ab, davon, wie sie sich an diesem Tag positioniert habe.[105] „Also ich (3) Von meiner Seite“, erörterte Frau Beck daraufhin ihre Perspektive und verdeutlichte ihrerseits das Abwägen im Hinblick auf ein Zu-Rate-Ziehen Tatjanas bei Problemen. Sie frage sich bei Themen durchaus, ob sie sie mit Tatjana besprechen solle, weil sie sie nicht belasten wolle. Gleiches gelte für ihre eigene Mutter, Tatjanas Großmutter. Als junge Frau habe sie diese Themen eher nicht angesprochen, denn sie hätte diese nicht damit belasten wollen. Sie wandte sich Tatjana zu: „Und das wäg ich jetzt, wäge ich bei

[102] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.
[103] Ebd.
[104] Ebd.
[105] Vgl. ebd.

Dir auch ab. Manchmal mehr, manchmal weniger."[106] Dass Frau Beck dabei abermals die Beziehung zu ihrer Mutter als Vergleichsfolie heranzog, hebt ebenso die Relevanz der Beck'schen Großelterngeneration hervor, wie Tatjanas Feststellung, dass sie den Anzeichen für mögliche Bedürfnisse der Zuwendung und Hilfe ihrer Großmutter gegenüber sensibler reagiere als bei ihrer Mutter. Was sich eingangs für mich als Themenwechsel ausnahm, stellt sich in der Analyse somit als Fortsetzung der Auseinandersetzung mit dem Familienmotto dar und führt vor Augen, wie explizit mehrgenerational es konzipiert ist.

2.1.1 Familienkonzeption in Kleidung

Der Beck'sche Entwurf von Familie als ein auf Zugewandtheit, Solidarität und Fürsorge beruhendes soziales Netzwerk korrespondiert mit den eingangs beschriebenen familialen Erbstücken sowie den Fotografien von Mutter respektive Tochter in den Wohnungen. Auch die Kleidungsstücke, die ich an diesem Tag in einem Fall konkret als textiles Ding, vor allem aber in ihrer fotografischen Repräsentation gezeigt bekam, lassen sich hier einreihen. Tatjana trug während unseres Einzelinterviews eine lila-schwarz melierte Strickjacke, von der ich eher nebenbei erfuhr, dass ihre Mutter sich ebenfalls ein solches Modell gekauft hatte. Ich hatte Tatjana nach ihren Einkaufsgewohnheiten gefragt, woraufhin sie mir von einer italienischen Boutique in der Nähe ihrer Wohnung erzählte. „So was von grauenhaft im Schaufenster eingerichtet"[107], dennoch habe sie sich entschlossen, hineinzugehen. Sie habe „ein Jäckchen" in der Auslage gesehen, „das fand ich total gut" (Abb. 3). Das Geschäft führe „vielen Schnickschnack und Glitzer"[108], was ihrem Geschmack nicht entspreche, erklärte sie mir. Der Betreiberin der Boutique gelinge es auch kaum, ihr für sie geeignete

Abbildung 3: Tatjana in Strickjacke aus Boutique. Foto NWB 29.10.2006.

[106] Ebd.
[107] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[108] Ebd.

Kleidungsstücke auszuwählen. Es gebe aber „immer wieder Teile dabei, die . verspielt […] gleichzeitig klassisch“[109] seien und ihr deshalb zusagten. Die lila-schwarze Strickjacke, die über der Sessellehne hing und die Tatjana dann für mich anzog, um mir Sitz, Passform und Details am Körper vorzuführen, wurde auch dort erstanden:

Abbildung 4: Frau Beck in ihrem „Prachtstück“. Eine Strickjacke selben Modells wie jene ihrer Tochter. Foto NWB 8.8.2006.

„Also siehst ja, das ist Grobwolle, das ist ähm gestrickt, das ist von der Qualität her gut, hat eine Tasche dran, hat vorne so zwei Laschen, die de auf und zu machen kannst, ähm ist, ist vielleicht so, ja vom Stil her, ein bisschen lässiger, aber im Stil von, von Chanel gemacht, und . so was hat sie immer wieder und das ist so für mich das Signal, der Laden, der hat durchaus Einzelteile für mich und da gehe ich dann gern wieder hin. Die Jacke hat übrigens meine Mutter sich dann auch gekauft in braun.“[110]

Tatjanas Mutter hatte mir bereits einige Wochen zuvor Kleidungsstücke vorgeführt. Sie hatte während des Gesprächs mehrfach Dinge herbeigeholt, um mir Besonderheiten ihrer Garderobe sinnlich erfahrbar zu machen. Was sie als Lieblingsklamotte ansah, demonstrierte sie mir anhand eines „Prachtstück[s]“[111]: eine rötlichbraun melierte Strickjacke (Abb. 4). Es sei ein Lieblingsstück, weil sie ästhetische Details aufwies: einen „Schlitz“ vorn und hinten, einen Schnallenverschluss, aufgesetzte Taschen mit Reißverschluss, Trompetenärmel. Zudem sei die Wolle praktisch. Man könne sie bei Kälte wie Wärme tragen, weil man nicht schwitze.[112]

Dass sich eine andersfarbige Ausführung der Strickjacke auch in Tatjanas Garderobe befindet, erfuhr ich nicht. Sie erwähnte lediglich, die Jacke gemeinsam mit ihrer Tochter erstanden zu haben.[113] Umso interessanter ist deshalb, dass sich der Stil der Jacke im weiteren Gespräch mit Frau Beck als ein zentrales Moment der Analogie wie der Abgrenzung zwischen den vestimentären Praktiken von Mutter und Tochter erwies. „Also diese verspielten Geschichten, das mag ich“, erklärte mir Frau Beck, während sie mir eine weitere Jacke zeigte, und fügte hinzu: „Und

[109] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[110] Ebd.
[111] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[112] Vgl. ebd.
[113] Feldnotiz 8.8.2006.

des ist aber eine, die gehört meiner Tochter. […] Aber die hab ich ihr abgeluchst."[114] Die lilafarbene Strickjacke (Abb. 5) mit stoffbesetztem Vorderteil sowie angesetzten, ausgestellten Manschetten wies aufgrund ihres weich fallenden Kragens und der Schnürung Parallelen zu jener eingangs erwähnten Jacke auf. Die „Weschte"[115] erwies sich als mehr denn als Ausdruck des Einflusses, den Frau Beck Tatjana in Fragen des Kleidungsstils zuschrieb. Denn als ich sie fragte, ob sie in Sachen Kleidung von Tatjana lerne, antwortete Frau Beck mit „Bestimmt."[116] Es zeigte sich, dass ein Zusammenhang zwischen ihrem neu entstandenen Faible für detailreiche Kleidung mit weichen Schnittformen und Tatjanas Auftreten bestand, denn sie bezeichnete Tatjanas Vorlieben für blütenförmigen Haarschmuck ebenfalls als verspielt.[117]

Abbildung 5: Frau Becks „Weschte". Foto NWB 8.8.2006.

Im Zentrum ihrer Ausführungen stand vornehmlich das Neuartige und deshalb Ungewohnte der vestimentären Attribute der Strickjacken. Es stand letztlich für Veränderung und Wandel ihres eigenen Kleidungsstils. Bereits im Rahmen ihrer bekleidungsbiografischen Reflexionen hatte sie eine jüngste Veränderung erwähnt. Mit Blick auf ihr Outfit – sie trug einen sandfarbenen Blazer, Shirt und dunkle Jeans an dem Tag – sagte sie, dass

> „so Rückmeldungen in der letzten Zeit sind, ähm dass ich immer 'ne sehr weibliche Klamotte trage, also dass es sehr weiblich wirkt, sehr weich, dass ich äh immer eine Spielerei drin habe."[118]

Das Weiche sowie das Verspielte als Gendercodes kontrastieren deutlich die Auffassung vom eigenen Stil, den sie mir gegenüber als „sportlich, lässich, bequem"

[114] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[115] Ebd.
[116] Ebd.
[117] Vgl. ebd. Die Erkenntnis, dass hier eine Parallele zu ihrer Tochter bestand, schien bei Frau Beck im Verlauf ihrer Ausführungen und im Gespräch zu reifen. Zur Bedeutsamkeit von Ko-Konstruktionen vgl. auch Kapitel 3.2 „AlltagsModeGeschichte(n). Über biografische (Ko)Konstruktionen".
[118] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

einschätzte und „jetzt nicht als weiblich“.[119] Der somit postulierte Gegensatz liefert eine plausible Begründung für das Befremden, welches immer wieder gegenüber der eigenen Auswahl von verspielter Kleidung zum Ausdruck kam. Dieser Gegensatz begegnete mir noch an anderer Stelle. Im Reden über die Garderobe ihrer Tochter erwies sich der Stil als Mittel der Unterscheidung der vestimentären Ausdrucksweisen. Zunächst mit den Attributen „edel“ und „klassisch“[120] den Kleidungsstil ihrer Tochter skizzierend, nahm Meta Beck vier Fotografien aus der Jugendzeit Tatjanas zur Hand. Neben zwei Bildern, die Frau Beck mit dem Hinweis auf die „verspielte[n] Geschichten“[121] versah, hatte sie mir eine Fotografie bereitgelegt, die die 15-Jährige Tatjana in einem Kleid zeigte, welches auf einem anderen Bild von Frau Beck selbst getragen wurde. Obwohl die visuellen Repräsentationen der Kleidungspraxis in diesem Punkt ebenfalls korrespondierten, unterstrich Frau Beck im Anschluss den Unterschied zwischen dem eigenen und Tatjanas Kleidungsstil. Es fielen Schlagworte wie „Hosenanzug, Nadelstreifen“[122]. Ich erfuhr davon, dass Tatjana sehr viele Schuhe besitze, in denen Meta Beck nicht laufen könne, „weil se zu spitz sind, zu hoch sind, zu schmal sind“. Und schließlich sagte sie, dass Tatjana eben nicht nur Blusen trage, sondern zudem feine Stoffe bevorzuge. Resümierend hielt sie fest: „also irgendwie alles äh: . feiner als meins.“[123]

Abbildung 6: Frau Beck mit Tatjanas Bluse. Foto NWB 8.8.2006.

Je intensiver wir die Kleidungspraxis ihrer Tochter thematisierten, desto deutlicher kamen Differenzen zwischen Mutter und Tochter zum Ausdruck. Mit Blick auf die Strickjacke erfuhr ich, dass für Frau Beck das „Rüschige“[124] sowie die vom Kragen zulaufenden Bänder nicht den Ausschlag gegeben hätten, die Jacke zu kaufen. Die Jacke gefalle ihr eben, was die Kaufentscheidung zur Sache des individuellen Geschmacks machte. Sie erzählte mir von Tatjanas Praktiken dekorativer Kosmetik sowie des Haarstylings, die sie an ihr mochte, aber

[119] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[120] Ebd.
[121] Ebd.
[122] Ebd.
[123] Ebd.
[124] Ebd.

für sich bislang nicht umgesetzt habe. Schließlich – ausgehend von meiner Frage zur Gegenseitigkeit von Kleidergaben – konstatierte sie, dass ihre Kleidung Tatjana offenbar nicht gefalle. Sie stand auf und holte eine Bluse ins Wohnzimmer.

Sie wolle mir ein „typisches Teil“[125] ihrer Tochter zeigen. Die Bluse (Abb. 6) unterschied sich stilistisch deutlich von der Strickjacke, weil sie eine gerade Schnittführung und keinerlei Accessoires aufwies.

> „Also meine Hosen kann se nicht anziehen, meine Röcke kann sie nicht anziehen, sie könnte Oberteile anziehen. Und ich hab zu ihr gesagt, ich möchte irgendwas mitnehmen zum Anziehen, und dann hat sie mir zwei, drei Stücke gegeben, unter andrem dieses. Da hab ich gleich gestutzt, als ich es gesehen habe und wenn ich es anziehe, ist mir völlig fremd. Also Material nicht, die Form nicht, der Kragen, grauenhaft. Und so denkt sie wahrscheinlich bei mir bei den Hemden oder so: ‚Wie kann man nur?‘ (entfernt: Nee, das würde se mir ja sagen, aber) das macht sie jetzt überhaupt nicht anders, äh von mir anzuziehen. Ich glaub auch, sie hat einen Schrank mehr als ich.“[126]

Die Bluse habe sie sich ausgeliehen, so Frau Beck, aber letztlich nicht getragen.

Angesichts der Strickjacken und Blusen, des Kleidungsstils insgesamt lassen sich zwei einander in Teilen bedingende Aspekte festhalten: Erstens verweisen die Strickjacken beider darauf, dass Mutter und Tochter Stilpräferenzen teilen. Zweitens dient die geteilte Geschmackspräferenz im direkten Vergleich auch als Abgrenzungsargument. Das Spannungsfeld von Bewährtem und Neuem, welches sich bis dahin entlang des ‚verspielten‘ Kleidungsstils auf Seiten Frau Becks diskursiv entfaltete, lässt sich folglich als Verhandlung von Prozessen der vestimentären Angleichung und Abgrenzung interpretieren. Es lässt sich außerdem aufzeigen, dass der gewohnte Unterschied und neue Gemeinsamkeiten mit der gegenwärtigen Garderobe und somit zeitgleich manifest werden, weshalb es nahe liegt, diesen Moment des Interviews ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der Ambivalenz zu betrachten. Schließlich sind nicht nur Frau Becks Erzählungen von sowohl vestimentärer Abgrenzung als auch von Austausch und geteilter Geschmackspräferenz geprägt. Die mir gezeigte Garderobe ließ die Gleichzeitigkeit der zwei Kleidungsstile deutlich vor Augen treten. Vor dem Hintergrund der visuellen wie materiellen Entsprechungen sowie der Entsprechung im Hinblick auf Ambivalenz soll im Folgenden allgemeiner der Frage nach Korrelationen zwischen den Logiken und Praktiken familialer Generationenbeziehungen und jenen der vestimentären Kultur nachgegangen werden.

[125] Ebd.
[126] Ebd.

2.1.2 Vielfältige Verbindungen

Frau Beck hatte mir am Telefon einen ‚Kompakttermin' an einem Sonntag angeboten. Sie freute sich sehr, als ich anrief. Ich könne Tatjana zunächst allein sprechen, denn sie selbst ginge zum Training. Ich traf Meta Beck am entsprechenden Vormittag noch im Hausflur des Mehrfamilienhauses. Ausgerüstet mit Sporttasche und in Trainingshosen kam sie mir auf der Treppe entgegen. Tatjana nahm mich an der Wohnungstür in Empfang und ging voran ins Wohnzimmer. Auf dem Tisch lagen dieses Mal neben einem Klappaschenbecher und Zigaretten ein gelbes sowie ein blaues Fotoalbum, zudem einzelne Fotos oben auf. Tatjana setzte sich und scherzte. Sie werde viel und ausführlich erzählen, denn sie habe Rhetorik studiert.[127] Da sie zunächst ‚kerzengerade' saß, wirkte sie auf mich nicht nur kontrolliert, sondern auch größer, als ich sie später bei unserem Treffen in ihrer Wohnung wahrnehmen würde.[128] Tatjana trug eine schwarze Stoffhose sowie einen schwarzen Gürtel mit silbernem Koppelverschluss und ein eng anliegendes T-Shirt in derselben Farbe. Die Kleidung kontrastierte ihren hellen Teint. Besonders auffällig war ihre Frisur. Sie trug die langen blonden Haare streng am Hinterkopf zusammengenommen, zudem eine leichte ‚Schmalztolle', d.h. die Haare an der Stirn in einer deutlichen Wölbung nach hinten genommen. Diese Frisur erweckte bei mir sofort Assoziationen mit den 1950er-Jahren[129] und im Verlauf unseres Gesprächs stellte sich heraus, dass ich mit dieser Einordnung richtig lag. Wir begannen, ihre Bekleidungsbiografie zu erörtern. Einen zentralen Aspekt bildete dabei die „Ausprobierphase", in der sie eine „besondere Vorliebe für die fünfziger und sechziger Jahre"[130] entwickelt hatte.

Abbildung 7: Tatjana 1980er-Jahre. Foto o.J., Privatbesitz Tatjana Beck.

Tatjanas Frisur war offenbar Endprodukt einer Phase des Experimentierens, von der sie mir ausführlich erzählte. Zu Schulzeiten, „so bis neunzehn rum" sei sie „mit der Grundidee" herumgelaufen, „jeder Stil, den es gibt, den

127 Feldnotiz 29.10.2006.
128 Feldnotizen 29.10.2006 und 15.5.2008.
129 Feldnotiz 29.10.2006.
130 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.

sollte ich einmal ausprobiert haben."[131] Es seien Wochen- oder auch Monatsphasen gewesen, je nachdem, wie gut ihr ein Stil gefallen habe. „Und umso ausgefallener, umso lieber war mir das." Sie überlegte kurz. „Ich wüsste jetzt fast nix, was ich (lacht) ausgelassen hätte in der Zeit."[132] Tatjana begann Mitte der 1980er-Jahre, den modischen Trends zu folgen. Sie erinnerte sich an ein Ensemble aus baumwollenen „kurze[m] Bolerojäckchen"[133] und Minirock in Neongrün und Blockstreifen in weiteren Neonfarben. Außerdem habe sie Röcke mit vielen Rüschen getragen, die sich am Flamencokostüm der Pop-Ikone Madonna orientierten – so „La Isla Bonita"[134]. In diese Zeit fielen XXL-Pullover mit Applikationen wie „Mickey Mouse zum Beispiel"[135], die, getragen mit breitem Hüftgürtel, als Kleid fungierten. Kombiniert wurden sie mit Wildlederstiefeln mit Pfennigabsatz oder „Fledermausärmel[n] und solche[n] Pluderhosen, wo der Schritt am Knie hing"[136]. In ihren Fotoalben fanden sich viele Bilder aus dieser Zeit, die typische Elemente der damaligen Mode zeigen. Neben Kombinationen von Leggings und weiten Shirts und Karottenjeans war Tatjana mit seitlich getragenem Haar und Popswatch[137] am Handgelenk zu sehen (Abb. 7).

Auf die Orientierung an der aktuellen Mode folgte der 1970er-Jahre-Retrolook: „Tuch, auch immer in die Haare rein verknotet, und äh dann falsche Wimpern, viel Farbe, ähm Schlaghosen, riesenhohe Schuhe"[138]. So ergab sich laut Tatjana ein neues, in sich stimmiges Outfit. Als dritte Phase beschrieb sie mir ihre „Schwarzphase"[139]. Etwa zweieinhalb Jahre lang trug sie schwarze, teils mit Rüschen verzierte Kleidung und entsprechende dekorative Kosmetik sowie „morbide[n] Schmuck" in Silber oder ebenfalls Schwarz. Darauf folgte – viertens – „House und Techno" mit „furchtbaren Lackröcken", hohen Schuhen und Strumpfhosen in Netzoptik (Abb. 8, Abb. 9) und schließlich eine Zeit des bewusst auf Kontraste ausgelegten Kombinierens. Tatjana griff hier Aspekte verschiedener Jahrzehnte auf und setzte sie in ein Outfit um, dessen Ästhetik sie in unserem Gespräch als „bad taste"[140] bezeichnete. Schließlich kristallisierte sich dann das Interesse für die Moden der 1950er- und 1960er-Jahre heraus:

131 Ebd.
132 Ebd.
133 Ebd.
134 Ebd.
135 Ebd.
136 Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.
137 Die Uhr wurde 1986 von der Schweizer Uhrenfirma Swatch auf den Markt gebracht. Sie wurde an einem extra breiten Armband getragen, konnte jedoch aufgrund einer speziellen Fassung auch an der Kleidung angebracht werden. Vgl. http://www.squiggly.com/us/gb/search-results/Swatch/The-Originals/Pop/SQC-C396-t2254 (letzter Aufruf vom 18.3.2013).
138 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
139 Ebd.
140 Ebd.

Abbildung 8: Tatjanas Technophase. Foto o.J., Privatbesitz Tatjana Beck.

Abbildung 9 (inkl. Rückseite): Tatjana 1998. Foto Privatbesitz Tatjana Beck.

> „[A]b und zu gab es noch so ein kleinen Sprung Dreißiger-Jahre-Kleidung (räuspert sich: mit dazu), wobei das ist, würde ich sagen, seit ich siebzehn, achtzehn, siebzehnnhalb, achtzehn bin, ähm war das dann so der Punkt, wo ich für mich gedacht hab, in der Kleidung ruh ich dann. Weil das, das war, was mir schlussendlich am allerbesten gefallen hat und wo ich für mich selber den höchsten Identifikationsgrad auch hatte."[141]

Tatjana pflegte diesen Stil zeitweilig „ganz intensiv"[142]. Sie stellte damals entsprechende Outfits auch für Partys und abendliche Unternehmungen zusammen. Ein Foto zeigte sie in einer solchen Situation. Das Bild verdeutlicht die Aufmerksamkeit für Details sowie die Komposition der einzelnen Kleidungsstücke. Die Gesamterscheinung der abgebildeten Personen – neben Tatjana steht ein junger Mann mit einem an den Stil der Teds[143] erinnernden Äußeren, die Pose lässig, mit

[141] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[142] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.
[143] Vgl. hierzu Polhemus 1994: 33–37, siehe hier vor allem die Abbildung auf Seite 33.

den Händen in den Hosentaschen – zeugt von dem Wissen, welches es braucht, um den Stil der damaligen Zeit nachzuahmen und somit zugleich als Retrolook zu entwerfen.[144]

Aus Bildern und Berichten über die damalige Zeit als auch der Musik habe sich für sie eine „Grunddynamik“[145] des damaligen Lebensgefühls erschlossen, erklärte mir Tatjana. Damit habe sie sich identifizieren können. Tatjanas Abriss der durchlebten Phasen vestimentärer Praxis mündete in der Zuwendung zu einem zeitlich und somit in seiner Bildlichkeit klar definierten Kleidungsstil. Als wir miteinander sprachen, setzte sie die für die Hochphase ihres Rock'n'Roll-Interesses typische Selbststilisierung nicht mehr ständig und in Gänze um. Es erschien ihr mittlerweile zu umständlich. Allerdings besuchte sie weiterhin Anlässe und Lokalitäten, an denen die Investition von Zeit und Arbeit in gelungene Ensemble den Gepflogenheiten entsprechen. Während unserer gemeinsamen Durchsicht ihres Kleiderschranks bedauerte sie, sich heute nur noch selten die Zeit dazu nehmen zu können. Entsprechende Gelegenheiten gebe es ja, ihre Kleidung ‚auszuführen' (Abb. 10). Kleider mit Petticoat trage sie nun beim Opern- oder Theaterbesuch oder wenn sie „schick Essen“[146] gehe, erzählte sie

Abbildung 10: Ein Kleid im Stil des Rock'n'Roll heute.
Foto NWB 15.5.2008.

[144] „Retro-Looks“, so arbeitet Heike Jenß (2002) in ihrer Untersuchung zu einer Jugendszene heraus, „benutzen das Potential der Kleidung als Zeitzeichen und Moment des kulturellen Gedächtnisses.“ (ebd.: 217) Damit gewinne Retro gerade in der Kleidung eine ganz besondere Qualität, die sie von anderen Gegenständen der Dingkultur unterscheide. „Denn mit ihr rücken Zeit, Erinnerung und Geschichte (selbst in synthetisierter Form) auf die eigene Haut und werden zum Medium der Körperinszenierung, die das Selbst anachronistisch im Bild vergangener Zeiten erscheinen lässt“ (ebd.). Wobei interessanterweise gerade Moden aus den Zeiten angezogen werden, die die TrägerInnen selbst nicht erlebt haben und nur aus Filmen oder von Fotos kennen.

[145] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.

[146] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.

mir. Auch integriere sie „Teilelemente“[147] im Retrostil der 1950er-Jahre in ihre heutige Garderobe. In den 1950er-Jahren seien viele „klassische“[148] Kleidungsstücke en vogue gewesen, die sich heute im beruflichen wie im privaten Bereich bei der Zusammenstellung eines Outfits nutzen ließen.[149] Ihr heutiger Kleidungsstil ist somit im Ergebnis nicht nur das Endprodukt ihres Experimentierens mit verschiedenen vestimentären Ausdrucksformen, sondern auch ein der gegenwärtigen Lebensweise entsprechend modifizierter und eigens komponierter Retrolook.

Tatjanas Ausführungen zu unterschiedlichen Outfits, Stilen und vestimentären Anlässen sind daher durch eine Vielzahl von Moden strukturiert. Sie zeugen von einer hohen Affinität für Kleidung, die durch das Umfeld, in dem sie aufwuchs, maßgeblich mitbestimmt war. Dessen AkteurInnen beeinflussten auf verschiedene Weisen ihre Kleidungspraktiken, indem sie die Bedingungen und Kontexte für ihr vestimentäres Handeln lieferten. Tatjana erzählte mir von ihren acht bis zehn verschiedenen Freundeskreisen, die auch von der Kleidung her sehr unterschiedlichen (Jugend-)Moden entsprachen. Es waren die jeweils präferierten Musikstile von Rock’n’Roll, Techno oder „Gruftirichtung“[150] und die dazugehörigen Outfits, die als Unterscheidungsmerkmal zwischen den Freundschaftskreisen herangezogen wurden. Kleidung schien integraler Bestandteil der gruppenspezifischen Zusammenhänge zu sein. Tatjana jedoch betonte, sich „nie in einem festen Verband“ bewegt zu haben „und gleichzeitig doch überall integriert“[151] gewesen zu sein. Sie stellte keinen direkten Zusammenhang zwischen den eigenen und den vestimentären Praktiken dieser jugendlichen Vergemeinschaftungen her. Ihre Garderobe, zumal jene im Rock’n’Roll-Stil[152], schien von äußeren Einflüssen ausgenommen. Ihre Outfits waren demnach individuell, sie selbst in Geschmacksfragen autonom.

Es war Tatjanas Maxime gewesen, möglichst Kleidungsstücke jenseits des gegenwärtig die Geschäfte dominierenden Stils zu tragen und ich erfuhr von ihr, warum es für sie inakzeptabel gewesen sei, ihre Garderobe aus dem gängigen Sortiment der Warenhäuser zusammenzustellen. Es entspreche zwar dem, was ge-

147 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.

148 Ebd.

149 Zudem wählt sie auch gegenwärtig beim Einkaufen insbesondere Adaptionen aus dieser Epoche der Kostümgeschichte aus, weil diese Stücke nicht nur ihren Ansprüchen an die Optik, sondern eben auch an die Qualität entsprächen.

150 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.

151 Ebd.

152 Diese Bezeichnung dient nicht der präzisen Verortung in einer Szene – zumal jene des Rock’n’Roll und die 1950er- und 1960er-Jahre sich in diverse Subgruppierungen wie Rockabilly, Psychobilly oder Hillbilly unterteilen, die wiederum mit ihren eigenen vestimentären Codes versehen sind. Als Eigenkategorie Tatjanas stellt sich ihr eigener Stil dar. Er bildet sich aus ihren vestimentären Praktiken, Konsumverhalten und Zusammenstellung bzw. Konstruktion des eigenen Stils aus unterschiedlichen vorherrschenden Stilen heraus. Dass damit sowohl „die Formulierung von Identität und Individualität gegenüber dem sogenannten Mainstream und die soziale Verortung in der Szene“ möglich wird, wie es Heike Jenß (2002: 230) für die Jugendszene der Sixties-Stylisten zeigen konnte, wird aber auch hier augenfällig.

meinhin als aktuelle Mode bezeichnet werden könne, konstatierte sie, aber ihre Vorstellung von „In-Sein" wurde damit nicht erfüllt:

> „Weil *in* hieß für mich, das Ganze irgendwie früher erkennen, was kommt. Das war das, was akzeptabel war. Also die Klamotten aus Amiland waren für mich immer akzeptabel. Weil ich genau gewusst hab, der Trend kommt, aber er kommt deutlich später und dann hatte ich schon wieder ganz andre Kleider."[153]

Der Besitz der hier erwähnten Kleidung US-amerikanischer Provenienz sei einem entscheidenden „Vorteil" geschuldet gewesen. Eine Tante mütterlicherseits sandte ihr aus den USA „Carepakete"[154]. Sie enthielten modische Outfits, die erst um ein Jahr später die deutschen Geschäfte füllten. Mittels dieser Kleidungsstücke waren distinkte Outfits herstellbar, und zwar durch vestimentäre Absetzbewegungen, die eine zeitliche Verschiebung der saisonal getakteten modischen Trends ermöglichte. In dieser Option des vorausschauenden Sich-Kleidens liegt eine deutliche Analogie zu einer Erzählung Frau Becks, die ihre Kinderkleidung im Modegeschäft erhielt, welches ihre Eltern – Tatjanas Großeltern – betrieben.[155] Allein der Mechanismus variiert: Nicht der direkte, persönliche Zugriff auf kommende Moden, wie er ihrer Mutter möglich war, führte Tatjana zu *besonderer* Kleidung. Der Modesinn der Tante war in dieser Hinsicht zentrales Moment, das sich darin ausdrückte, der Nichte passende Garderobe auszuwählen und sie aus der Ferne mit außergewöhnlicher Kleidung zu versorgen. Es unterstreicht die Bedeutsamkeit, welche der Garderobe in der Verwandtschaft mütterlicherseits zugeschrieben wird.

Da ich vestimentäres Handeln in Anlehnung an Marcel Mauss' Konzept der „Körpertechniken" (1989: 200) als eine Kleiderkörpertechnik begreife, lässt sich die durch die Tante ermöglichte und von Tatjana umgesetzte Kleidungspraxis als Prozess impliziter Erziehung lesen. Marcel Mauss hatte unter Körpertechniken „die Weisen" (ebd.: 199) verstanden, „in der sich die Menschen in der einen wie in der anderen Gesellschaft traditionsgemäß ihres Körpers bedienen" (ebd.), wie etwa beim Laufen oder Sitzen, so auch beim Klettern, Schlafen oder Schwimmen. Diese Handlungen sind hinsichtlich ihrer Art und Weise qua Erziehung erworben und schließlich habitualisiert. Das *Wie* des Sich-Kleidens kann in Anlehnung daran als „technique[s] of body display" (Craik 1993: 4) interpretiert werden: „Codes of dress are technical devices which articulate the relationship between a particular body and its lived milieu, the space occupied by bodies and constituted by bodily actions. In other words, clothes construct a personal habitus" (ebd.). Jennifer Craiks Adaption des Mauss'schen Konzepts von Mode als Körpertechnik ist plausibel und bietet sich als Interpretament für die Wirkweise der US-amerikanischen Kleidung an. Präziser ist es jedoch, von Kleidungskörpertechnik zu sprechen, da

[153] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[154] Ebd.
[155] Vgl. hierzu Kapitel 2.1.4 „Von Wissensbeständen und deren Transfers".

dieser Begriff weniger den Körper denn das Zusammenspiel von Körper und Kleidung betont.[156] Der Fokus liegt auf der Wirkung, die das Objekt am und auf den Körper hat, denn Kleidung entwirft eine spezifische Silhouette, bedingt spezifische Bewegungsabläufe und evoziert haptische, auditive sowie olfaktorische Erfahrungen. Nicht allein der Körper ist demnach „Instrument" (Mauss 1989: 206), sondern vor allem das textile Objekt. Die amerikanische Kleidung wirkte exkludierend. Sie indizierte einen spezifischen Status. Die Tante, so lässt sich aus dieser Perspektive schlussfolgern, sandte Tatjana also die Mittel, mit denen sie einen ganz spezifischen Modus des Sich-Kleidens und der Distinktion realisieren konnte.

Die Sendungen der Tante mütterlicherseits sind nicht die einzigen familialen Kapazitäten, die Tatjana von Verwandten bereitgestellt wurden und die sie für sich nutzte. Zu Schulzeiten griff sie zu selbst genähten Kleidern einer Tante väterlicherseits, deren „grauenhafte Farben und Muster, Formen" sie bewusst dazu verwandte, sich ein „grauenhaft[es]"[157] Outfit zusammenzustellen. Später nutzte sie das Können ihrer Großmutter, um den eigenen, bereits näher beschriebenen Rock'n'Roll-Stil, zu gestalten. Neben materielle Ressourcen traten somit auch immaterielle. Tatjanas Großmutter besaß die für die Performanz eines Retrostils so dienlichen, weil vermeintlich Authentizität verbürgenden Kleider aus dieser Zeit nicht mehr.[158] Dennoch nahm sie eine wichtige Rolle während dieser Periode der Bekleidungsbiografie für Tatjana ein. Damals habe sich das Verhältnis zwischen den Frauen aufgrund Tatjanas Interesses an den 1950er-Jahren nochmals intensiviert.

> „[U]nd das war auch noch mal was, was uns, würde ich sagen, in einer anderen Form zusammengeschweißt hat, weil meine Großmutter ähm ja da noch mal so für sich gedanklich auch durchlebt hat: ‚Was hatte ich denn alles an Kleidern?'"[159]

Wie Tatjana weiter anmerkte, sei ihrer Mutter dieser Kleidungsstil ebenfalls bekannt und deshalb „durchaus auch angenehm"[160] gewesen. Dem Thema Kleidung kam verbindendes Potential in der Familie zu, welches aus der Aufmerksamkeit – mithin dem Sinn für das Vestimentäre – resultierte.

Als ich später vor Tatjanas Schrank stand und sich in ihrem Fundus neben Zaramode und Ebaykäufen im Stile der 1950er-Jahre sowie einem Erbstück – einem Jackett aus den 1950ern, welches ihre Mutter in den 1970ern aufgetragen und nun an Tatjana weitergegeben habe – ein Kleid fand, welches unter Mithilfe der Großmutter genäht wurde, zeigte sich dieses verbindende Potential besonders

156 Vgl. Mentges 2005: 26.
157 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
158 Zum Begriff der *Authentizität* im Kontext von Retrolooks vgl. Jenß 2004.
159 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
160 Ebd.

deutlich: Wir hatten gerade ihre Gürtel und weitere Accessoires angesehen, die an einer roten Garderobe neben der Tür aufgehängt waren. „Hier, das sind dann so diese fünfziger Jahre“[161], wandte sie sich ihrem Schrank zu und zog zunächst einen mehrlagigen schwarzen Rock mit weißen Punkten heraus. Damit ich die Kleidungsstücke besser betrachten konnte, drapierte sie sie auf dem Laminatfußboden des Schlafzimmers. Das seien die 1950er-Jahre-Klamotten, die sie tatsächlich regelmäßig trage. Grade bei dem Rock könne trotz zwei bereits vorhandener Unterröcke ein „richtiger Petticoat“[162] nicht schaden. Es folgte die ‚Gemeinschaftsarbeit‘, im Schnitt jenem Kleid nachempfunden, welches Marilyn Monroe in der berühmten U-Bahn-Schacht-Szene in „Das verflixte 7. Jahr“ trug: knielanger weiter Rock und Neckholder in Weiß.

> „Das hab ich mir übrigens mit der Hilfe meiner Großmutter, ich kann nicht die ganze Lorbeeren einheimsen, (lacht) mit der Hilfe meiner Großmutter genäht und als ich nicht mehr weiter wusste, hab ich es ihr gegeben. Sie hat dann gemeint, ich soll, sie gibt mir es nächste Mal Geld, wenn ich so ein Kleid haben will, aber sie wird es nie wieder nähen, weil der Stoff so rutschig war.“[163]

Neben die biografischen Wissensbestände der Großmutter traten die praktischen Kenntnisse der Enkelin. Materielle wie immaterielle Güter familialer Provenienz erweisen sich als zentrale Bezugspunkte, die Tatjanas Schilderungen ihres Kleidungsstils prägen. Deshalb lassen sich auch die Beobachtungen zur Bedeutung des ‚verspielten‘ Kleidungsstils zusammendenken. Dort ging es im Kern ebenfalls um Prozesse des Transfers und der Aneignung. Transfers sind folglich wichtiges Charakteristikum der Beck’schen Kleidungspraxis und können Auskunft geben über die dialektische Beziehung von Kleidungspraxis einerseits und Familienkonzeption andererseits.

2.1.3 Von Kleidungsstücken und deren Routen

Tatjana, Frau Beck und ich saßen um Frau Becks Wohnzimmertisch und betrachteten, nachdem wir uns einige Zeit über ihre Familie unterhalten hatten, eine Vielzahl von Fotos, die Tatjana mitgebracht hatte. Meta zeigte ebenfalls ihre Bilder. „Das war asiatisch“, kommentierte Tatjana eines ihrer Bilder, woraufhin ihre Mutter ergänzte: „Mhm, die Jacke, die wir zusammen ham.“[164] Es folgte ein weiteres Foto, welches Tatjana zeigte:

---

[161] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.
[162] Ebd.
[163] Ebd.
[164] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.

„T.: Nee, das war schon . des war so eine, so eine ähm, ein Bleistiftrock. Schwarz, ganz lang bis zum Knie und <M.: Ja.> dazu eine weiße Bluse und diese supergeilen Turnschuhe.

M.: Den hab ich im, im Schrank.

T.: Den Rock?

M.: Ja.

T.: Her damit.“[165]

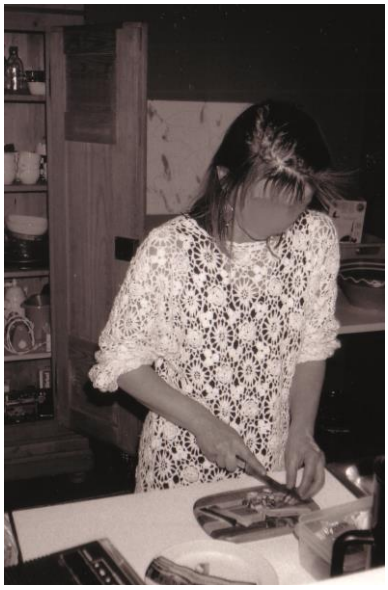

Abbildung 11: Frau Beck in den 1980ern. Foto o.J., Privatbesitz Beck.

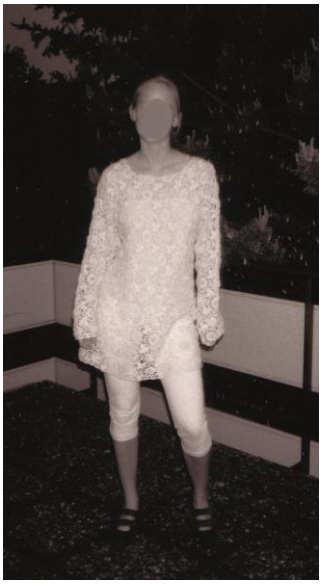

Abbildung 12: Tatjana Beck im Pullover ihrer Mutter. Foto o.J., Privatbesitz Beck.

Es waren kurze Dialoge wie dieser, die schon nach wenigen Bildern meine Aufmerksamkeit darauf lenkten, dass die Kleidung der Frauen mobil war. Auf zwei Bildern, die Tatjana zeigten, entdeckte ich zwei Pullover, welche Meta Beck auf Fotos trug, die sie mir bei unserem ersten Treffen gezeigt hatte (Abb. 11 und 12). Die beiden Frauen griffen die Analogien auch selbst auf. So erörterte Frau Beck: „Tolle Klamodde. Hab ich, sie getragen, hab ich auch getragen.“[166] Bei einem Foto, welches ein Kleid zeigt, erfuhr ich von ihr: „Haben wir auch beide angehabt“, und weiter:

[165] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.
[166] Ebd.

„M.: Oder Tati hat vorhin gesagt, Tracht, hatte ich dann auch zum Teil. Oder Tati hatte ein Faible für Hüte, hatte ich nie, hab ich dann aber ihre Hüte

T.: Geklaut.

M.: ab und zu aufgezogen. Oder das vorher, mit einem Norweger, das ist ja auch die Zeit, da hatte ich dann auch den Norweger. Also das sind jetzt mal, da hat es auch so Doppelungen drin, also Klamotten, die ich anhabe, die sie anhat."[167]

Seien sie getauscht, geliehen wie im Fall der „Weschte" oder ‚vererbt' – der Transfer von Kleidungsstücken erwies sich als ein zentrales Charakteristikum nicht nur der Mutter-Tochter-Beziehung. Nachdem wir über ihre Bekleidungsbiografie, über ihre vestimentären Präferenzen gesprochen und sie mir bereits von ihren wie Tatjanas Umgangsweisen mit Bekleidung erzählt hatte, fragte ich Meta Beck, ob ihr weitere Erlebnisse in den Sinn kämen, die ihr zum Themenkomplex unseres Gesprächs einfielen. Sie überlegte:

„Klamotten? (2) (überlegt, unsicher: Also äh, jetzt bis auf, also so Geschichten wie: Ich hab eine Jeans, mir bricht des Knie raus äh, das war dann Richtung Neunziger,) das war ganz Klasse, kaputte Hosen hat man teuer eingekauft, wo sie dann so sagt: ‚Du nicht. Also mit der Hose gehst Du nicht raus.' So was. (2) Ich glaub, (3) öh, ich weiß nicht, also das müssten Sie sie dann auch fragen, aber ich glaub, so mit ihren, also sie hat, hat ja die Freunde immer mitgebracht, und die bringt sie bis heute mit, oder ich kenn auch viele davon richtig gut, ähm. Ich glaub, ich war nie so ein Problem für sie. Also, dass sie sich geniert hätte oder so. Das nicht. Also weder vor meinem Verhalten, noch wie ich mich einbringe, noch wie ich mich anziehe. . Also die Klamotten haben dann eher was mit den Eltern ihrer Freunde zu tun gehabt. (2) Klamotten tauschen, immer (8) Also das, also weil das ging, also ich hab ja auch Klamotten mit meiner Mutter, tausche ich, mit meiner Schwester, mit meiner Tochter und sie macht das auch."[168]

Es lässt sich als vestimentäres Pendant des Themas ‚Begleitung' betrachten, dass Frau Beck die Ausgestaltung des ‚richtigen' mütterlichen Kleidungsstils diskutiert. Es erscheint nur konsequent, dass Frau Beck nach kurzem Innehalten die ausgeprägte Praxis des Klamottentauschs anmerkt. Auf diese Weise fokussiert sie doch eine gewisse Einigkeit in Fragen des Geschmacks, und zwar vorherrschend nicht nur innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung, sondern in allen weiblichen Familienbeziehungen. Der ‚Objektfluss' wird als vielfältig und intensiv dargestellt. Er ist weder auf die bereits beschriebenen Strickjacken als genommene Sachen von Sei-

[167] Ebd.
[168] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

ten Frau Becks, noch auf den Inhalt der für Tatjana biografisch bedeutsamen Sendungen aus den USA beschränkt.

Betrachtet man das vestimentäre Netzwerk[169] (Abb. 13), wie es sich in der Feldforschung als Narrativ und in Form materieller Kultur herauskristallisierte, so sind die Verbindungen vielzählig. Es lassen sich verschiedene Praktiken des Gebens und Nehmens herausarbeiten, die ihrerseits die Semantik der zirkulierten Kleidung konstituieren.[170] Hierzu gehört das Schenken. Vornehmlich werden Kleidungsstücke – etwa von der Großmutter an die Enkelin oder von der Mutter an die Tochter – weitergegeben, die gezielt für Geburtstage oder auch eher zufällig, im Vorbeigehen gekauft werden. Neben diesen „Market gifts" (Corrigan 2008: 111) erwähnte Frau Beck auch „Family-made gifts" (ebd.), wie der Soziologe Peter

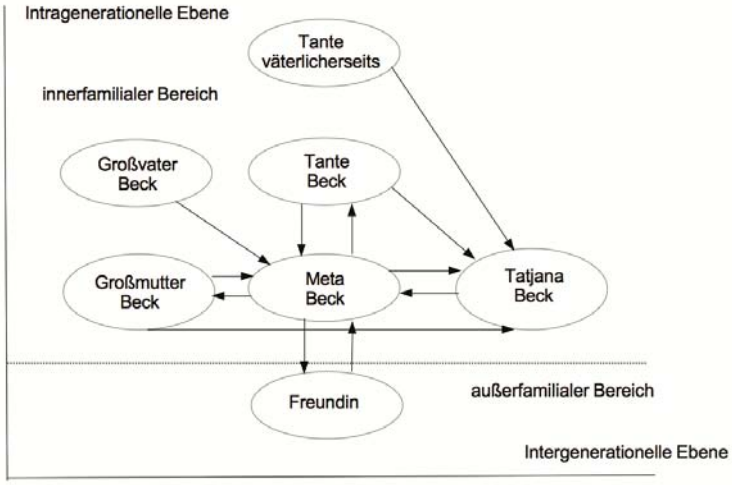

Abbildung 13: vestimentäres Netzwerk der Familie Beck. Eigene Darstellung.

Corrigan (2008) in seiner Typologie der „family clothing circulation" (ebd.: 112) jene Dinge nennt, die selbst gefertigt und dann innerhalb der Familie verschenkt werden. Dazu zählt etwa ein Rock, den Frau Becks Vater als Schneidermeister für

[169] Vgl. Jansen 2006: Unter dem Begriff des Netzwerks versteht sie die „zusätzliche Ebene der Handlungskoordination ‚neben' oder ‚über' den individuellen oder kooperativen Akteuren" (ebd.: 11), charakterisiert durch die Akteure und vor allem durch die „zwischen ihnen verlaufenden Beziehungen oder Relationen" (ebd.: 58). Für die Bedeutsamkeit von Netzwerkanalysen in den Folklore Studies vgl. auch Noyes 2003.

[170] In jenen Fällen, in denen das Geben misslingt, kann auch umgekehrt argumentiert werden, dass die bestehende Semantik des Objekts die Praxis bedingt. Vgl. zu Fragen des Austauschs zwischen Müttern und Töchtern auch Wagener-Böck 2013.

seine Tochter nähte. Neben dem Schenken dominiert zudem das Verleihen von Kleidung den vestimentären Objektfluss insbesondere zwischen Meta und Tatjana Beck. Das ‚Vererben' von Kleidung, d.h. die Weitergabe von aussortierter Garderobe und deren ‚Auftragen', kennzeichnet die Mutter-Tochter-Beziehungen der Familie allgemein. Schließlich kann das bereits erwähnte ‚Abluchsen' der Strickjacke von Seiten Frau Becks als Praktik des (Über-)Nehmens interpretiert werden.

Bereits mit Blick auf die eingangs erwähnten Strickjacken als Ausdruck und Verhandlungsmoment vestimentärer Analogie ist deutlich geworden, dass sich in der Garderobe von Meta Beck Dinge befinden, die zu Tatjanas vestimentärem Besitz gehören. Frau Beck führte mir die schwarz-weiße Bluse vor, die sie von Tatjana hatte und die so gar nicht ihrem Geschmack und Kleidungsstil entsprach. Demgegenüber standen die Leihgaben ‚in Gebrauch': Die verspielte lilafarbene Strickjacke und eine „rote Bluse, ist ihre Bluse. Hab ich mir ausgeliehen"[171], wie mir Meta erklärte. Der Unterschied, der sich zwischen getragenen und ungetragenen Leihgaben ausmachen lässt, entspricht somit der Differenz in den Wegen, wie die Kleidungsstücke in Metas Bestand wanderten: sich selbst nehmen oder aber etwas gegeben zu bekommen. Letzteres kann nur dann in die eigene Garderobe ‚auf Zeit' integriert werden, wenn es den eigenen Geschmacksvorstellungen entgegenkommt und/oder sich eingliedert in die Selbstdarstellung – sei es, weil es mit dem Stil der eigenen Garderobe übereinstimmt, oder weil das Tragen eine experimentelle Ergänzung darstellt.[172] Im Fall der ‚verspielten' Stücke gelingt es, das Selbst mit Kleidung zu entwerfen und zu konturieren, weil sich in dem Kleidungsstück ein Attribut manifestiert, etwa im Hinblick auf den Geschlechtercode, welches man sich selbst zuschreiben möchte. Was auf Seiten Metas signifikant ist, nämlich das Ausleihen als Form des Nehmens, erscheint zunächst kaum auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Tatjana lieh sich offenbar zum Zeitpunkt der Feldforschung kaum Dinge bei ihrer Mutter aus. Nicht nur Meta bemerkte: „sie von mir eher nicht."[173] Das Ungleichgewicht in Bezug auf Leihobjekte ließ sich vor allem auch an der Garderobe festmachen, die sich in Tatjanas Schrank und an anderen Orten der Aufbewahrung befanden. Außer einem Kleid, welches ihre Mutter schon in den 1970er-Jahren getragen habe, findet sich kein Objekt, welches als Leihgabe bezeichnet wird. Daraus lässt sich bereits jetzt schließen, dass sich Tatjana von ihrer Mutter in Fragen der Stilsicherheit unterscheidet, denn ihre Garderobe bedarf keiner Ergänzung. Auch die Feststellung, dass Meta Tatjanas Kleidungsstil als Orientierungs- und Ausgangspunkt sah für die Tendenz, sich einer weiblicher codierten Kleidung zuzuwenden, belegt diese These. Ich werde sie weiter unten mit Blick auf die Einkaufspraxen der Frauen nochmals aufgreifen.

171 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
172 Vgl. hierzu Woodward 2007: 116–117.
173 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

Gegenseitigkeit

Groß wirkte Tatjanas Schlafzimmer kaum, denn das französische Bett war mittig platziert zwischen Schrankwand und Fensterfront. Hinter dem Bett waren Pflanzen aufgemalt, die über die Wand zu ranken schienen; auf dem hellen Laminatboden lag ein weißer langhaariger Bettvorleger, eine geschwungene weiße Lampe hing von der Decke. Die Wände waren zweifarbig gestrichen. Die rote Leiste, die beide Flächen horizontal trennte, war im selben Rot gehalten wie die Haken am Eingang. Angebracht im Freiraum zwischen Schrank und Tür hingen dort breite und schmale Gürtel in schwarz, rosa und hellblau. Daneben befand sich ein orange-goldenes Stück feiner Webstoff, an dem links die Ketten, rechts die Ohrringe mit Nadeln angebracht waren. Praktisch, dekorativ und aufgeräumt. Der Raum war mit Liebe fürs Detail eingerichtet. Beinahe alles wirkte stimmig. Ein kleines aufgeklebtes schnörkeliges Dekorelement auf der Schranktür fiel mir deshalb besonders auf, weil dies Stilelement so gar nicht zu den sorgfältig gemalten Ranken passte.[174]

Der Schrank war dreitürig, in die mittlere Schiebetürfront ein schmaler Spiegel eingelassen. Tatjanas Kleidung hing und lag in den äußeren Segmenten, Pullover, T-Shirts, Blazer, Jacken in der rechten Schrankhälfte. Tatjana schob die Tür zur Seite, lehnte sich an die Wand und betrachtete ihre Garderobe. Die drei Ablagen waren sortiert nach wärmenden und dünneren Oberteilen, ergänzt durch durchsichtige Plastikboxen mit Tüchern und anderen Accessoires; hängend fanden sich auf der einen Seite Hosen, gefolgt von Jacken, Blusen und Blazer – geräumig und ordentlich gefaltet oben, eine sehr volle Kleiderstange unten. Zunächst zog sie ein grünes Jackett heraus, zu dem ich unbedingt die passenden Turnschuhe sehen sollte. Ich blieb im Schlafzimmer, während Tatjana die Schuhe holte und bekam dann neben den grünen ein Paar braune Sneakers und schließlich zwei Paar Pumps – ein rotes mit Rosendruck und ein rosa glitzerndes, extrem spitz zulaufend und mit sehr hohem Absatz – präsentiert. Tatjana arrangierte die Schuhe auf dem Boden und legte schließlich einen mit rosa Pailletten besetzten schmalen Schal dazu. Sie legte Wert auf stimmige Kombinationen. Zwischen Bett und Schrankhälfte stehend, diente der hölzerne Hocker neben dem Bett als Ablage, um mir Zusammenstellungen von Oberteil und Blazer oder Kurzjacke zu demonstrieren. Einige Oberteile hielt sie sich vor den Leib, damit ich sie gut sehen könne. Andere, wie ein gepunktetes Feincordjackett von H&M, beäugte sie zunächst kritisch, wobei sie das Textil mit ausgestreckten Armen von sich hielt, so als wenn sie sich der Gestalt ihres Besitzes vergewissern müsse.

[174] Feldnotiz 15.5.2008.

Ich stand am Bettrand, betrachtete und fotografierte die verschiedenen Dinge, die sie herausgriff. Bei einem Blick auf die volle Kleiderstange registrierte ich, dass dort eine schwarzweiße Bluse hing – eine Bluse wie jene, die mir ihre Mutter als untragbare Leihgabe herbeigeholt hatte. Das Stück hatte ganz offensichtlich seinen Weg zurück in Tatjanas Garderobe gefunden. Gezeigt bekam ich sie nicht.[175] Vielmehr wurde ich auf die kürzere, mit Stoff und Pailletten besetzte Jeansjacke (Abb. 14) im Schrank aufmerksam gemacht, die Tatjana ihrer Ausgehgarderobe zuordnete. „Is' übrigens 'ne Jacke, die meine Mutter mir auch liebend gern abnehmen würde"[176]. Sie habe die Jacke jedoch bislang noch nicht an sie verliehen, weil sie Angst habe, sie bekomme sie nicht zurück. Als ich nachfragte, ob es denn so Sachen gebe, die Meta Beck einfach behalte, musste Tatjana lachen. Ja, es gebe Dinge, die sie nicht zurückerhalte und sie melde dann ihre Ansprüche an, wenn es ihr wieder in den Sinn komme, dass sie etwas verliehen habe. Sie sei eben vergesslich. Die zunächst nicht als solche intendierten Dauerleihgaben erschienen im Gegensatz zur Jeansjacke allerdings kaum problematisch:

Abbildung 14: Jeansjacke von Tatjana. Foto NWB 15.5.2008.

> „Es passiert mir auch oft genug, dass ich es vergesse und sie nach einem Jahr oder so sagt: ‚Du, ich hab noch das und jenes von Dir.' und ähm . andersherum (zögernd: ist es seltener so), aber es ist durchaus auch so. Es gibt so bestimmte Sachen, die sind . Oberteile passen uns halt, ham wir beide genau die gleiche Größe und die tauschen wir wild durcheinander. Mit den Hosen und den Röcken, da klappt es von der Kleidergröße her nicht, aber mit den Schuhen zum Beispiel auch. Also ähm es gibt Nicht alle Schuhe passen uns beiden, aber immer wieder und die tauschen mir durchaus auch ab und zu, oder wenn ich mir welche kauf und die gefallen ihr und sie zieht sie an, dann schafft sie es auch mit drei Wimpernschlägen (lächelnd: mich dazu zu bringen, dass ich sage: ‚Ja, behalt sie.')."[177]

[175] Ebd.
[176] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.
[177] Ebd.

Tatjana lachte. Was in dieser Hinsicht auch interessant sein könnte, sei ein schlichter Rollkragenpullover, fuhr sie fort, wandte sich ihren Pullovern zu und zog ihn heraus. Ihre Mutter besitze das Modell in braun. Tatjana hatte ihn von ihrer Mutter geschenkt bekommen, während jene sich selbst einen gekauft habe.

Die Szene vor Tatjanas Kleiderschrank offenbart drei zentrale Aspekte des vestimentären Objektflusses zwischen Mutter und Tochter Beck. Erstens machte Tatjana mit ihrem Hinweis auf die Jeansjacke auf die Grenzen des Objektflusses aufmerksam. Es gibt Dinge, die nicht weitergegeben werden. Begründet ist die Weigerung, die Jeansjacke zu verleihen, im Objekt. Tatjana zeigte mir die Jacke, als sie von ihrer Präferenz für „verspielt[e]“[178] Kleidung sprach und somit jenen Stil skizzierte, den auch Meta als charakteristisch für Tatjana angesehen hatte. Es fiel auf, dass die mit Blumenranken bestickte Jacke mit rosa Borte und Spitzenbesatz den Strickjacken ähnlich war. Dieses ist kaum verwunderlich, erfuhr ich doch später, dass die Jacke aus derselben italienischen Boutique stammte wie die anderen Teile. Da sie wegen des Grundmaterials Denim wie des Schnitts auch als leger bezeichnet werden kann, vereinte sie folglich Attribute des gewohnten wie auch die des neu entdeckten ‚weiblichen' Stils, von dem Meta mir erzählt hatte. Es liegt daher nahe, dass Tatjana die Jacke als ‚gefährdetes' Stück nicht ausleihen wollte. Neben dieser Praxis des Behaltens, die aus dem Stil des Kleidungsstücks resultiert, wird zweitens die Bedeutung von Vertrauen sinnfällig, welches für das Ver- und Ausleihen von Kleidung von Mutter und Tochter aufgebracht wurde. Vertrauen beinhaltet Annette Baier (2001) zufolge, den „anderen Personen […] die Sorge um eine Sache zu überlassen, die dem Vertrauenden am Herzen liegt, wobei dieses ‚Sich-Sorgen-um' die Ausübung eines Ermessensspielraums impliziert“ (ebd.: 49).[179] Wenn die Vertrauende das von ihr wertgeschätzte Objekt der Vertrauensempfängerin anvertraut, setzt sie also auf deren Wohlwollen, weil sie davon ausgeht, dass dem Objekt – und weiter gegebenenfalls ihr selbst – kein Schaden zugefügt wird.[180] Divergieren die Vorstellungen über den angemessenen Umgang mit dem Objekt, so besteht auf Seiten der Verleihenden die Gefahr, dass ihr Objekt nicht in ihrem Sinne, d.h. entsprechend ihrer Maßstäbe, behandelt wird. Die Verleihende geht mit dem Akt des Entleihens ein Risiko ein. In Tatjanas Befürchtungen, die Jeansjacke nicht zurückzuerhalten, manifestiert sich dieses Risiko, auch wenn sie spielerisch damit umging. Das sich hier artikulierende Misstrauen fiel jedoch im weiteren Verlauf des Gesprächs kaum ins Gewicht. Vielmehr ließe sich

[178] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.

[179] Die Philosophin Baier (2001) hat in ihrer Auseinandersetzung mit Vertrauen kritisch beleuchtet, dass Vertrauen bislang im Rahmen der Moralphilosophie lediglich aus männlicher Perspektive, um nicht zu sagen: mit männlichem Gestus, bearbeitet wurde. Sie macht es daran fest, dass wenig Interesse an Vertrauen außerhalb vertraglicher Vereinbarungen oder Versprechen in den bisherigen Abhandlungen zu finden sei. Sie hat sich mit der Frage nach moralischen Vertrauensbeziehungen beschäftigt und dabei beispielhaft die familiale Beziehung zwischen Ehepartnern im Hinblick auf ihre „moralische Anständigkeit“ (ebd.: 73) erforscht.

[180] Vgl. hierzu Baier 2001: 43 ff.

Tatjanas Antwort auf meine Frage nach von Meta einbehaltener Garderobe als narrative Strategie der Vergemeinschaftung interpretieren. Dass sie eher generalisierend von Oberbekleidung und nicht von spezifischen Kleidungsstücken sprach; dass sie zuvor die Unzuverlässigkeit ihrer Mutter in Fragen der Rückgabe geliehener Kleidungsstücke als Vergesslichkeit charakterisierte, die auch ihr bisweilen zu eigen sei; dass sie sich schließlich auch selbst zuschrieb, gelegentlich eine Leihgabe erst nach einer Aufforderung zurückgegeben zu haben – all dieses betont akzeptierte gemeinsame Verhaltensweisen. Mit dem Hinweis, dass sie ihrer Mutter nur schwer einen Wunsch abschlagen kann, artikuliert sich auch emotionale Zugewandtheit. Tatjanas Ausführungen lesen sich also als Beleg für wechselseitiges Vertrauen als Konstituens des regen Austauschs von Kleidung.

Eine soziale Austauschbeziehung, so konstatiert der Soziologe Peter M. Blau (2005), entwickele sich langsam im Rahmen eines Prozesses, der mit risikoarmen Transfers beginnt, in welchen Vertrauenswürdigkeit bewiesen werden könne. Sei dieses geschehen, könnten Beziehungen ausgeweitet und größere Transaktionen vorgenommen werden. Vertrauen werde im Verlauf dieses Prozesses also selbst generiert. „Das Erzeugen von Vertrauen scheint eine der Hauptfunktionen des sozialen Austauschprozesses zu sein, und es bestehen besondere Mechanismen, die den Zeitraum der Verpflichtung ausdehnen und dabei die Bindungen, das In-der-Schuld-stehen einerseits, und das Vertrauen andererseits, stärken“ (ebd.: 131). Mit dieser Feststellung ist der dritte und zentrale Aspekt des vestimentären Objektflusses zwischen Mutter und Tochter angesprochen: die Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens. Nicht nur der Austausch von Oberteilen oder auch Schuhen erwies sich als reziprok. Auch die Praxis des Leihens war in ein System wechselseitigen Austauschs eingebunden. Zwar weist sie als einzelner Akt des Gebens, Nehmens und Zurückgebens an sich keine Reziprozitätslogik auf. Da allerdings das Ent- und Verleihen sowohl von der Mutter als auch von der Tochter praktiziert wurde, lässt sich das damit verbundene Vertrauen ebenfalls als Gabe und Gegengabe konzipieren. Bereits Mauss betont in seinem Essay über den Gabentausch (1999), dass der Akt des Gebens, Nehmens und Erwiderns als Kreislauf zu verstehen sei, in welchem sich soziale Beziehungen verwirklichten – und zwar auf der Basis von Verpflichtungen, Geschenke zu machen, sie anzunehmen wie auch sie zu erwidern. Die Gabe bindet den Empfänger, hat er diese angenommen, bis auf weiteres an den Gebenden, zumal Alwin W. Gouldner (1960) zufolge eine Reziprozitätsnorm als „a generalized moral norm of reciprocity which defines certain actions and obligations as repayments for benefits received“ (ebd.: 170) gilt, oder, folgt man Georg Simmel (2005), in der Dankbarkeit „jenes Motiv“ zu finden ist, „das die Erwiderung der Wohltat von innen heraus bewirkt, wo von äußerer Notwendigkeit nicht die Rede ist“ (ebd.: 103).

Da Reziprozität also einen Modus des Gebens und Nehmens bezeichnet, der maßgeblich durch ein ‚in-der-Schuld-stehen‘ charakterisiert ist, so stellt sich die Frage nach dem Wie des Abtragens der Schuld, nach dem Wie und Was der Ge-

gengabe. Auch wenn, wie Gouldner (1960) betont, die Frage danach, ob die Gegengabe äquivalent ist, letztlich nur empirisch zu klären sei, so unterscheidet er in Hinblick auf das *Was* doch zwischen „heteromorphic reciprocity" (ebd.: 172), bei welcher die ausgetauschten Dinge lediglich in ihrer Wertigkeit als äquivalent angesehen werden, und „homeomorphic reciprocity" (ebd.), deren Äquivalenz in identischen Tauschobjekten oder Praktiken und Kontexten gründet. Das *Wie* des reziproken Austauschs bezieht sich demgegenüber vornehmlich auf den zeitlichen Ablauf. Hier hat vor allem Pierre Bourdieu ([2]2009) darauf hingewiesen, dass das zeitliche Intervall, d.h. die Verzögerung der Gegengabe, deshalb für reziproke Beziehungen von Bedeutung ist, weil sich so die Ökonomie des Tausches und die sich darin manifestierenden Machtverhältnisse verschleiern ließen.[181] Die direkte Erwiderung einer Gabe widersetzt sich dem Prinzip der Gegenseitigkeit insofern, als hier keine Verpflichtung entstehen kann. Die Schuld ist unmittelbar beglichen. Eine direkte Erwiderung wäre demnach nicht reziprok und, folgt man der Argumentation Alwin W. Gouldners (1960), weder eine „stabilizing function" (ebd.: 176) noch ein „starting mechanism […] [which] helps to initiate social interaction and is functional in the early phases of certain groups before they have developed a differentiated and customary set of status duties" (ebd.).

Damit ist ein Aspekt angesprochen, der sich für die Frage nach der Existenz und Bedeutung von Gegenseitigkeit der Praktik des Leihens, aber auch den anderen Modi des Objektflusses zwischen Meta und Tatjana Beck, als zentral erweist. Reziprozität, so hat Christian Stegbauer (2011) argumentiert, ist nicht nur als beziehungsstiftend anzusehen. Der Konnex von Gegenseitigkeit und sozialen Beziehungen sei komplexer, denn der gegenseitige Austausch könne gleichzeitig auch als eine Funktion von Beziehungen angesehen werden. „Bestimmte Formen des Austauschs, ebenso wie bestimmte Inhalte sind abhängig davon, welche Art von Beziehung zwischen den Tauschpartnern besteht" (ebd.: 130). So existiere „ein Zusammenhang zwischen den gegenseitig erbrachten Leistungen und der Intensität, bzw. der Form der Beziehung zwischen den miteinander in Austausch stehenden Personen" (ebd.). Es könne davon ausgegangen werden, dass je „geringer die Entfernung im sozialen Raum, je intensiver also die Beziehung [ist], umso intensiver […] die Reziprozitätsbeziehung" (ebd.: 131) sei. In dieser Hinsicht sind das von Tatjana Beck und Meta Beck praktizierte Ver- und Entleihen wie auch die Geschenke als Modi des Austauschs zugleich Verhandlungen von Nähe und Distanz und somit der familialen Beziehung selbst. Peter Corrigan (2008) formuliert:

> „To put this more generally rather than looking upon family relations as determining particular forms of clothing gifts and circulation, we can look

[181] Zur Kritik an Bourdieus Konzeption von Austausch mit ihrer Orientierung an symbolischer Ökonomie vgl. Osteen 2002: 23–25. Dass sich diese Perspektive als besonders fruchtbar für die Analyse von geschenkter Kleidung erweisen kann, wird im folgenden Kapitel zu Generationalität ausgeführt werden.

> upon the latter as continually establishing and re-establishing intra-familial relations in different ways, depending on the mode and persons involved at any given time" (ebd.: 127).

Weder Gegenseitigkeit noch die Beziehung sind fixe Gebilde. Tatjanas Erinnerungen an den Themenkomplex ‚Kleidung und Mutter', wie sie ihn mir in unserem ersten Gespräch schilderte, machen deutlich, dass die Praxis des gegenseitigen Ver- und Entleihens als vorläufiger Endpunkt eines Prozesses der Annäherung und Entwicklung vestimentärer Ähnlichkeit interpretiert wurde. „[S]o wie's wahrscheinlich für die meisten in der Pubertät normal ist,"[182] habe sie eben ganz anders sein wollen, was sich damit verband, den Kleidungsstil ihrer Mutter in dieser Phase abzulehnen. Ihr sei „peinlich" gewesen, dass ihre Mutter Lederhose getragen habe und damit den Müttern ihrer Freunde, ihrerseits Mütter in „Kittelschürze"[183], nicht ähnelte. Was ihren Freunden positiv auffiel, war ihr Grund, sich zu schämen. Es habe Zeiten gegeben, in denen sie sich „daheim" eine Mutter in Kittelschürze gewünscht habe.

> „Die Phase, . weiß nicht, war so zwischen . vierzehn und sechzehn, siebzehn und danach war ich gottfroh, dass es anders ist. Und ich glaub, von dem Zeitpunkt an haben wir auch ziemlich viel an Klamotten getauscht, ähm uns gegenseitig beraten, uns teilweise wahnsinnig gestritten, weil so viel Ähnlichkeit ja auch dauernd den Spiegel vorsetzt und reflektiert und dann ganz schön anstrengend ist."[184]

Ihr Auszug war in dieser Hinsicht von Bedeutung. Am Anfang sei es für sie und ihre Mutter „ganz schön heftig"[185] gewesen. Andererseits, so Tatjana, wäre es aber wohl auch nicht viel länger gut gegangen. Heute hingegen habe sie viel Kontakt und das Gefühl, ihrer Mutter von Jahr zu Jahr näher zu kommen. Sie hätten ein „ganz anderes Verständnis füreinander".[186] Die Beziehung zwischen erwachsener Mutter und erwachsener Tochter und jene, die sie als Pubertierende zu ihrer Mutter hatte, waren für Tatjana grundverschieden. Die „Kittelschürze" fungiert als Symbol für die Mutter als sorgende Hausfrau. Tatjana lehnte ein jugendliches Auftreten ihrer Mutter ab und somit eine allzu große Annäherung beider Generationen mit Blick auf den Kleidungsstil, die ja auch zu jener Zeit durchaus Anknüpfungspunkte erlaubt hätte.

Wenn Tatjana ihrer Mutter damals „im Endeffekt die Rückmeldung gegeben" habe, dass sie „jung und dynamisch" wirke, dass sie „das überhaupt nicht brauchen" könne, „weil sie ja schließlich Mutter wäre und sie […] jetzt gefälligst mal

[182] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[183] Ebd.
[184] Ebd.
[185] Ebd.
[186] Ebd.

wie eine Mutter wirken“[187] solle, so formuliert sich darin die Erwartung der Tochter, eigene vestimentäre Räume zugestanden zu bekommen. Diese Erwartung verkehrte sich wenig später ins Gegenteil, und zwar hin zu einer Ähnlichkeit, die Tatjana ebenfalls als problematisch beschrieb. Die dritte Phase schließlich nach dem Auszug wird als Phase der Annäherung gekennzeichnet. Der Austausch von Kleidung und damit von vestimentärem Wissen – welches es später noch näher zu betrachten gilt – markiert dabei einen Wendepunkt im Verhältnis von Tochter und Mutter. Aus diesem Blickwinkel wird deutlich, dass keine lineare Entwicklung hin von der Abgrenzung zur Nähe, vom Desinteresse an der Kleidung hin zur Uniformität und Gleichheit verläuft. Das zeigt sich etwa darin, dass Kleidergaben von der Mutter an die Tochter und umgekehrt keineswegs immer den Geschmack der anderen treffen, etwa wenn Meta mit der schwarz-weißen Bluse, die Tatjana ihr als Leihgabe herausgesucht und mitgebracht hatte, nichts anfangen konnte. Es zeigt sich auch darin, dass Tatjana ihre Mutter zwar als eine wichtige Quelle ihrer Garderobe nennt, da diese ihr immer wieder Dinge kaufe, aber auch darauf aufmerksam machte, dass Meta eben „auch ein paar Mal schon echt . daneben gelangt“[188] habe. Die von den Becks geschilderte Dynamik der Objekte und auch Stilelemente – man denke nur an die ‚verspielten‘ Schnürungen oder Applikationen – verweist also insgesamt auf den steten Verhandlungsprozess, in welchem der persönliche Kleidungsstil im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung reflektiert und modelliert wird. Dabei unterstreicht die Dynamik Gegenseitigkeit und Austausch als beziehungsstiftenden Modus, der im Verlauf der Zeit wirkmächtig wurde.

Richtet man den Fokus abermals auf das Gesamtbild der Objektflüsse, von denen Meta und Tatjana berichteten, so tritt noch ein weiterer zeitbezogener Aspekt hervor. Er steht in Zusammenhang mit der Beobachtung, dass die Frequenzen von Geben und Nehmen differieren. Während Frau Beck Objekte mehrheitlich gab und nahm, erhielt Tatjana überwiegend Kleidungsstücke. Der Unterschied hängt mit der intergenerationellen Ordnung des Netzwerks zusammen. Die mithin auf Gegenseitigkeit beruhenden Geben-und-Nehmen-Praktiken, wie sie zwischen Großmutter und Mutter Beck, zwischen Großmutter Beck und ihrer Enkelin und schließlich zwischen Mutter und Tochter Beck erzählt werden, unterliegen einer zeitlichen, oder besser: biografischen Ordnung. Die soziale Rolle der Tochter fällt Betina Hollstein (2005) zufolge für die Phase der Kindheit mit jener der Nehmenden deshalb überein, weil „Normen und Statusverpflichtungen als auch unausgeglichene Ressourcenverteilung die Norm zur Reziprozität konfligieren und die Verpflichtung zur Reziprozität außer Kraft setzen“ (ebd.: 191 f.). Eltern sind prinzipiell gesetzlich wie moralisch dazu verpflichtet, sich um ihre Kinder zu kümmern. Kinder ihrerseits sind demgegenüber auf die Zuwendung ihrer Eltern angewiesen. Kurz gesagt: die „Market gifts“ (Corrigan 2008: 111) wie auch selbst

[187] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[188] Ebd.

gefertigte Kleidung, welche in der biografischen Phase von der Elterngeneration an die Kindergeneration gegeben wird, konnten gar nicht direkt und adäquat erwidert werden. Dass die erwachsene Tochter als Gebende wenigstens ihrer Mutter gegenüber auftrat, ließe sich daran anschließend mit dem Begriff der generalisierten Reziprozität fassen. Der Begriff wird in der Analyse von Generationenbeziehungen immer wieder deshalb als bedeutsam angesehen, weil das damit bezeichnete Konzept von Gegenseitigkeit diese grundsätzlich in einer „Generalisierung über einen längeren Zeitraum" (Stegbauer 2011: 67) hinweg fasst und betont, dass „für die Akteure die Beziehung im Vordergrund" (Hollstein 2005: 195) stehe und eben „nicht so sehr das, was faktisch getauscht" (ebd.) werde.[189] Der Konnex von familialen Generationenbeziehungen und Reziprozität wird unter Rückgriff auf dieses Konzept vornehmlich im Hinblick auf finanzielle Transfers und Hilfeleistungen, wie etwa die Pflege der alternden Eltern, formuliert. Die erhaltene Zuwendung in Kindheit und Jugend, so die Logik, werde von den Kindern in Form „instrumentelle[r] Hilfen, kognitive[r] und emotionale[r] Unterstützung" (ebd.) zurückgegeben. Betina Hollstein (2005) hat in ihrer Diskussion von Gegenseitigkeit in familialen Generationenbeziehungen darauf aufmerksam gemacht, dass sich der Transfer zwischen Angehörigen als „indirekte Reziprozitätsbeziehung" (ebd.: 199) begreifen lasse. In Anlehnung an Claude Lévi-Strauss könne die hier herrschende Gegenseitigkeit als „ketten-generalisierte Reziprozität"[190] begriffen werden. Gemeint ist die Weitergabe des Erhaltenen von Generation zu Generation, sei es nun Fürsorge oder aber finanzielle Unterstützung. Das Netzwerk, welches aus der Zusammenschau der geschilderten in Fotos und Kleiderschränken manifest werdenden Objektflüsse resultiert, lässt sich dann unter dem Gesichtspunkt der Transmission betrachten, in welche Mutter und Tochter eingebunden sind. Damit erweitert sich der Blick nicht nur auf die familialen Generationenbeziehungen insgesamt, sondern auch auf die Bedeutsamkeit, die Kleidung in diesem Zusammenhang zukommen kann.

2.1.4 Von Wissensbeständen und deren Transfers

„Weites Feld. Also ich bin quasi in eine Schneiderei reingeboren worden"[191]. Mit diesem prägnanten Statement eröffnete Frau Beck unser erstes gemeinsames Gespräch. Es überraschte mich zunächst, denn die anderen Akteurinnen hatten bereits bei der ersten Kontaktaufnahme einen Eindruck bezüglich ihres biografischen Hintergrundes hinterlassen und somit bestimmte Erwartungen bei mir geweckt. Frau Beck hingegen hatte bis zu dem Zeitpunkt, an dem mein Aufnahme-

[189] Vgl. auch Sahlins 2005.
[190] Vgl. hierfür wie für weitere Charakteristika dieser Bestimmung und Ausdifferenzierung von Reziprozität Hollstein 2005: 200, Tabelle 2.
[191] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

gerät startete, ihre Herkunft nicht erwähnt. Ihr Vater besaß in den frühen 1950er-Jahren eine Maßschneiderei. Das Geschäft war zur Zeit ihrer Geburt ein „aufstrebendes Unternehmen". Es habe, so erklärte sie mir, noch die entsprechende Nachfrage nach individuell gefertigter Bekleidung gegeben, denn damals fand sich noch diese Kundschaft, die sich maßgeschneiderte Herrenanzüge habe „leisten" können. Später dann, „als die Konfektion" kam, orientierte sich ihr Vater um. Zunächst verkleinerte er die Schneiderei, hernach eröffnete er ein „Modehaus", welches Herren- und später auch Damenbekleidung anbot. „Meine Mutter ist dann mit eingestiegen."[192] Jedes Frühjahr und jeden Herbst reisten die Vertreter der einzelnen Hersteller mit ihren Waren an und ließen von Models ihre Kollektionen für die nächste Saison im elterlichen Betrieb präsentieren. Frau Beck nahm an diesen Vorführungen teil und durfte sich bereits als Kind eigene Kollektionen zusammenstellen. Ich hätte mir das so vorzustellen, erklärte sie auf Nachfrage, dass es verschiedene Kleiderständer mit Vorführstücken, „Modellen", gegeben habe, sortiert nach Art der Kleidung: je eine Abteilung für Oberbekleidung mit Mänteln, eine mit Blusen, eine für Röcke, eine für Pullover. Sie sei die Ständer entlang gelaufen und habe ihren Eltern ihre Wünsche mitgeteilt. Ihre Auswahl wurde dann als Bekleidung für die nächste Saison bestellt – „mit Hut, mit Schuhen, mit Tasche."[193] Die umfassende Kindergarderobe sei vor allem jedoch ihren Großeltern geschuldet gewesen.

> „[I]ch bin in einer Kleinstadt aufgewachsen, da haben die Großmütter schwarze Strümpfe getragen, schwarze Kleidung, meistens ein Kn-, Knoten im Nacken und meine Großmutter hatte Complets an, kurze Röcke, also damals knieumspielt ähm mit Hüten, mit Schleier, mit ganz hochhackigen Schuhen, mit Seidenstrümpfen. Und ich hab meinen Großvater nie anders gesehen als im Anzug und in Krawatte."[194]

Obgleich man sich ohnehin sonntags „aufgemöbelt" habe, sind ihr ihre Großeltern als besonders modisch gekleidet in Erinnerung. Die bewusste Auswahl repräsentativer Kleidung war eine familiale Eigenheit, die für Frau Beck in der Herkunft der Großeltern begründet lag: Sie seien eben „Städter"[195] gewesen und nur infolge des Zweiten Weltkrieges aus der Großstadt in eine ländliche Gegend gezogen.

Wenn Orte, wie Pierre Bourdieu (2008) herausgearbeitet hat, „Effekte" (ebd.: 166) haben, und somit ihre Bewohner deshalb „symbolisch" (ebd.) mit Weihen versehen, weil diese an den Kapitalvolumen aller Bewohner dieses Ortes partizipieren, so gilt dieses hier gleich in zweifacher Hinsicht. Zum einen wurden die

192 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
193 Ebd.
194 Ebd.
195 Ebd.

Großeltern als modern und fortschrittlich[196] geschildert. Für sie wurde ein großstädtischer Lebensstil skizziert, der das Besondere ihrer Familie verbürgt, weil die repräsentative Sonntagskleidung veralltäglicht und die Großeltern somit als ökonomisch privilegiert erscheinen. Zum anderen verstetigte Frau Beck den Ortseffekt, weil sie diese Form der vestimentären Praxis als intergenerationelle darstellte. Das symbolische Kapital ist also Teil des familialen Habitus, der über die Kleidungspraktiken auch von der Enkelin inkorporiert wurde. Deutlich wird das im Anschluss an die Beschreibung der großelterlichen Bekleidung. Mit einem Rekurs auf modische Zyklen schreibt sich das Fortschrittliche des großelterlichen Lebensstils fort:

> „Ja, und ähm, ich hab des auch mitgekriegt dann in der Schule, als ich vielleicht so zwölf, dreizehn, vierzehn war, mein Modebewusstsein ausgeprägt war, und ich dann vielleicht auch immer so mehr als eine Saison nach vorne gegriffen hab. Ich kann mich noch erinnern, das erste Mädchen in der Schule gewesen zu sein mit einer Hose. Die war aus Stoff und die war aus verschiedenen grauen, war so kleinkariert, und da war ein goldener Gürtel drin. Also mit (2) goldene Ringe waren das, so aneinander, wo so ein Goldteil dann so nach unten. Und da fing das dann auch an mit Konkurrenz, also dass die Mädchen dann (schnalzt) durchaus auch gestichelt haben und sich zurückgezogen haben, wobei mich das äh ja, also ich hatte da jetzt nicht den speziellen Leidensdruck."[197]

Frau Beck interpretierte Ausgrenzung und Konkurrenz als Folge ihres ostentativen Modesinns, der seinerseits Produkt der außergewöhnlichen Kleidungspraxis ihrer Familie war.[198] „[M]ehr als eine Saison nach vorne"[199] zu greifen, ist schließlich nur durch den Erwerb von Kleidung im elterlichen Betrieb möglich gewesen. Ihr Umgang mit Kleidung, die Auswahl sowie das modespezifische Fachwissen sind also im Lebensstil der Familie Beck begründet. Die oben erwähnte Konkurrenzsituation in der Schule scheint deshalb nur bedingt die Selbstverständlichkeit des distinkten Umgangs mit Kleidung zu erschüttern, denn die Familie erweckt in signifikanter Weise den Eindruck des bestätigten wie auch bestätigenden Feldes.[200]

---

196 Zum Zusammenhang von Mode, Moderne und Zeitlichkeit vgl. Lehnert 2005.

197 Einzelinterview Meta Beck 8.8. 2006.

198 Vgl. Simmel 1986. Moden, so Georg Simmel, sind distinguierend, „Klassenmoden" (ebd.: 181). Ihnen wohnt somit immer auch ein relationales Moment inne, das sich in Neid ausdrückt. Neid stelle, so Simmel, eine Form der Aufmerksamkeit für das dar, was man begehrt, aber nicht besitzt. Eben diese Aufmerksamkeit verbinde den Modischen und den, der es gern wäre. Folgt man dieser Perspektive, so wird plausibel, weshalb von Frau Beck das Konkurrenzverhalten der Mitschülerinnen sowie die Ausgrenzung offenbar zwar nicht als positive, aber eben auch nicht als leidvolle Erfahrung dargestellt wird.

199 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

200 Nach einer kurzen Pause thematisierte Frau Beck dann den Wechsel in eine kreisstädtische Schule, wo sie gesehen habe, dass der Kleidungsstil der Stadtkinder anders gewesen sei. „Hab mich dann dort auch sofort angepasst" (ebd.), sagte sie, was sich als Indiz dafür werten lässt, dass die oben als

Die Auswahlpraxis im elterlichen Betrieb stellt in diesem Kontext eine Einübungspraxis dar: Frau Becks Mutter habe ihrer Tochter Meta verschiedene Kleidungsstücke gezeigt und „aufgezeigt warum, also weil die Farbe ganz groß rauskommt".[201]

„Also ich bin quasi in eine Schneiderei rein geboren." Die Besonderheit der Herkunft dient der sozialen Distinktion und deutet zugleich auf den Konnex von Wissensbeständen, Geschmackspräferenz und genealogischem Denken hin, wie er sich im weiteren Verlauf der Gespräche und Beobachtungen manifestierte. Das Modehaus gerann dabei zum Leitmotiv der familialen Stilgenese, denn es wurde von Meta und Tatjana gleichermaßen als Argument für die Relevanz von Kleidung herangezogen. So begann mein erstes Gespräch mit Metas Tochter ebenfalls wie folgt:

> „Also das, was, was mir (räuspert sich) gleich als erstes einfällt, ist, dass ich mit Sicherheit was Kleidung angeht ganz spezifisch von zu Hause geprägt bin, weil:, wie Dir wahrscheinlich meine Mutter schon erzählt hat, ja ihre Eltern 'ne Schneiderei, ein Modehaus besessen ham und das heißt, (räuspert sich) bei uns in der Familie, zumindest von mütterlicherseits, Kleidung immer einen hohen Stellenwert hatte."[202]

Die Rede über den großelterlichen Betrieb ist eine bemerkenswerte Parallele zwischen Mutter und Tochter. Das Leitmotiv *Modehaus* erwies sich während der Gespräche mit Mutter und Tochter Beck als Kern des „Familiengedächtnisses"[203]. Bereits Tatjanas Vermutung, dass ich nach dem Gespräch mit ihrer Mutter von dem Umstand wisse, es mit einer berufsbedingt modeaffinen Familie zu tun zu haben, ist ein Indiz dafür, dass das Familiengedächtnis „in gemeinsamen kommunikativen Akten der Erinnerung" (Keppler ²1995: 206) gebildet wird. Das Sprechen über Kleidung selbst wurde als essentieller Bestandteil des familialen Miteinanders erinnert und in den Interviews erörtert. Deutlich zu beobachten war das etwa bei der gemeinsamen Betrachtung von Fotografien. Frau Beck zeigte mir

moderat empfundene Ausgrenzungserfahrung doch prägender war. Vermutlich war die Anpassung an den Stil der Stadtkinder auch einfacher, weil die Differenz weit weniger ausgeprägt war. Die Bedeutung der Familie allerdings bleibt gleich, denn sie stellt das dominante Grundthema der Ausführungen dar.

[201] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

[202] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.

[203] Vgl. hierzu Halbwachs 2006. Die Erinnerungen an die Großeltern, an die Umgangsweisen mit und Aufmerksamkeit für Kleidung können gesehen werden als mehr als eine „Folge individueller Vergangenheitsbilder. Sie sind gleichzeitig Modelle, Beispiele und eine Art Lehrstücke. In ihnen drückt sich die allgemeine Haltung der Gruppe aus; sie reproduzieren nicht nur ihre Vergangenheit, sondern sie definieren ihre Wesensart, ihre Eigenschaften und Schwächen" (ebd.: 210). Das verwundert vor dem Hintergrund der bereits dargestellten Austauschprozesse kaum. Zu den Funktionen, die Austauschprozesse für Kollektive wie die Familie Beck haben können, zählt Christian Stegbauer (2011) „die Etablierung einer Geschichte, das Entstehen von gemeinsamen Geschichten" sowie den „Abgleich des sozialen Gedächtnisses" (ebd.: 134).

neben Beispielen aus ihrer Bekleidungsbiografie Bilder von einem Familientreffen. Sie schienen wie ein Beleg für die geschilderte Nähe zwischen den Verwandten.[204] Ähnliches beschreibt Andrea Keppler (²1995) für die von ihr untersuchten Dia-Abende. Für sie sind solche Treffen „Formen der Selbstdokumentation und Selbstobjektivation" (ebd.: 206) und sie dienen letztlich der Auffrischung wie des Ausbaus des kollektiven Gedächtnisses einer Familie.

Als ich nach einiger Zeit die Bitte einfließen ließ, die auf dem Tisch liegenden Fotoalben durchzusehen und Tatjana im Zuge dessen fragte, ob sie denn eigentlich eine Vorstellung von vergangenen Kleidungspraktiken ihrer Mutter habe, antwortete sie prompt: „Viel."[205] Für Tatjana war es vor allem die Großmutter mütterlicherseits, die mit ihren Anekdoten aus der Jugendzeit Meta Becks eine zentrale Informationsquelle darstellte. Daneben hätten aber auch beide Elternteile viel über vergangene Garderoben sowie deren Ausdrucksgehalt für das „Lebensgefühl zu der Zeit"[206] berichtet. Sie wisse also einiges. Anekdoten und „so Geschichten" waren folglich Bestandteil des vestimentären Diskurses innerhalb der Verwandtschaftsbeziehungen.

Der verbale Austausch über Kleidung war für Mutter und Tochter ein Moment der Identifikation mit ihrer Herkunft aus einer Schneiderfamilie mit spezifischen Wissensbeständen. Das Reden über das Modehaus war stets an Erinnerungen an die Großelterngeneration mütterlicherseits gekoppelt. Tatjana hatte bereits nach kurzer Zeit zwei Mal ihre Großeltern erwähnt, sodass ich sie bat, mir ein bisschen von diesen zu erzählen. Zunächst erhielt ich Orientierung im Verwandtschaftssystem – „meine Großeltern mütterlicherseits" – und im vestimentären Raum der Becks – „die das Modehaus hatten".[207] Das Argument von der ‚Besonderheit der Herkunft' war gesetzt und zugleich Überschrift wie Einleitung einer ausführlichen Charakterisierung des Großvaters und der Großmutter. So erzählte Tatjana, dass sie den Großvater als „ganz besonderen Mann" erlebt habe, der sich auf sie in jedem Alter eingelassen habe, der mit ihr neuartiges Kaugummi „stundenlang" ausprobiert und in den 1980ern – und damit dem Modetrend der Zeit entsprechend – „in drei verschiedenen Neonfarben Hosenträger"[208] getragen habe. Er sei folglich „an der Mode orientiert" und habe stets neue Trends ausprobiert. Als Geschäftsmann habe der Großvater sich gesagt, er verkaufe Mode, er verkaufe Trends, und sei dementsprechend auf nationale wie internationale Stoffmessen gefahren, um zu wissen, was der „Puls der Zeit"[209] sei. Die Trends habe er dann selbst erprobt. Ihr Großvater sei eben „sehr up-to-date" gewesen, jemand, der „dann für sich einfach auch gesagt hat: ‚Ich kann es nicht verkaufen, wenn ich

[204] Feldnotiz vom 29.10.2006.
[205] Mutter und Tochter Gespräch Beck 29.10.2006.
[206] Ebd.
[207] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[208] Ebd.
[209] Ebd.

es selber das nicht tragen würde, oder selber nicht damit umgehen könnte.“[210] Kurz gesagt: Tatjana schilderte mir ihren Großvater als kreativen und innovativen Unternehmer und erinnerte sich seiner damit als Gegensatz zur Großmutter. Ihre Großeltern, so erklärte mir Tatjana eingangs, trennte ein Altersunterschied von 19 Jahren und dennoch sei ihr der Großvater „gleich jung“ vorgekommen wie die Großmutter. Tatjana musste lachen, als sie mir erzählte, dass die Großmutter fast um den Verstand gekommen sei angesichts der bunten Hosenträger ihres Mannes: „‚Wir sind ein Modehaus.‘ und ‚Wie läufst denn Du rum?‘ und ‚In Deinem Alter‘ und ‚Das geht nicht.‘“[211] Ihre Großmutter war offensichtlich konservativer gewesen und Tatjana vermutete, dass sich die Großmutter dem Freundeskreis ihres deutlich älteren Mannes anpassen wollte, um trotz ihres Alters ernst genommen und integriert zu werden. Unternehmerisch habe sie dementsprechend genau gegenteilig gehandelt. Wo der Großvater auf modische Innovationen setzte, sei sie quasi dem Motto „Umso klassischer, umso sicherer“[212] gefolgt.

Vor dem gemeinsamen Hintergrund des Modehauses, d.h. den repräsentativen Verpflichtungen, die der Familienbetrieb mit sich brachte, werden der Kleidungsstil und die Kleidungspraxis der Großeltern unterschiedlich bewertet. Es ist der dabei bemühte Gegensatz von ‚konservativ‘ einerseits, ‚jugendlich-modisch‘ andererseits, der für Tatjana zugleich Prägekraft für ihr eigenes Kleidungsverhalten ist. So schlussfolgerte Tatjana, als sie mir von dem Selbstbewusstsein des Großvaters erzählt hatte, dass sie und ihr Großvater wohl auch eine „ähnliche Grunddynamik“[213] gehabt hätten. Ihr Großvater habe seine grundsätzlich „klassische Kleidung“ um ausgefallene Details ergänzt. Es ist die Praktik des Aufbrechens eines ansonsten einheitlichen Kleidungsstils, des Hinzufügens einer „kreative[n] Komponente“, die sie „in ähnlicher Dynamik“[214] umgesetzt habe wie er. Die Großmutter, so Tatjana, sei demgegenüber „bis heute noch die Frau, die immer hundertzehn Prozent durchgestylt“[215] sei. In ihren Ausführungen wird deutlich, dass sie ihr eigenes Kleidungsverhalten in weiten Teilen auch durch die Praktiken der Großmutter beeinflusst sah. Das Tragen farbig aufeinander abgestimmter Unterwäsche und Socken, die farblich wie stilistisch auf die Garderobe abgestimmte Auswahl an Schmuckstücken und Make-up seien Ausdruck jener „Wertigkeiten“[216], die ihr die Großmutter vermittelt habe. Die Frage der Gleichfarbigkeit sei dabei ähnlich dem Betten-Machen, bevor man das Haus verlasse. Als Erwachsene wisse sie, dass es im Falle eines Unglücks den Rettungssanitätern, die die Großmutter ins Feld geführt habe, völlig gleich sei, welche Farbe ihre Unterwäsche

210 Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
211 Ebd.
212 Ebd.
213 Ebd.
214 Ebd.
215 Ebd.
216 Ebd.

habe. „Und trotzdem ist es ein Wert, der ganz, ganz tief geprägt ist bei mir. Also den ich . mit der Ratio . mir wegdenken kann, aber das Bauchgefühl bleibt."[217]

Bereits in der Schilderung ihrer Bekleidungsbiografie zu Beginn ihrer Ausführungen hatte Tatjana erwähnt, dass sie die vestimentäre Anpassung an die Großeltern als Kontinuität sehe. Im Bericht über ihre Schulerfahrungen wird jedoch deutlich: Da die Garderobe des Enkelkindes Repräsentantin der im Modehaus vertretenen Modelinien war, ist ihre Garderobe weniger durch eine Anpassung denn durch ein sanftes Angepasst-Werden charakterisiert. In der fünften Klasse etwa sei sie noch stark von zuhause beeinflusst worden, auch wenn die morgendliche Auswahl für ein Kleidungsstück bei ihr lag. Was sich in Tatjanas Schrank befand, wurde durch den Einkauf und die Empfehlungen der Familienmitglieder bestimmt. Dem Geschäft der Großeltern kam dabei große Bedeutung zu, weil der Einkauf für den Betrieb von ihrer Mutter und vor allem von den Großeltern dazu genutzt wurde, die Enkelin einzukleiden. So sei sie für ein Kind klassischer gekleidet gewesen als andere. Dass sie – wie ihre Mutter – durch eben jenes Eingekleidet-Werden wie auch durch die Ratschläge der Familie ihre heutige Kleidungspraxis erlernt und verinnerlicht hat, zeigt sich auch in dem Moment, als sie über die Achtsamkeit gegenüber der Farbkombination von Oberbekleidung und Unterwäsche sprach:

> „Und das ist auch so stark geprägt bei mir, dass ich, ich könnt gar nicht anders. Also, ist vielleicht ein bisschen, (lacht: vielleicht) ein bisschen zwanghaft dann in die Richtung, aber es wäre zum Beispiel für mich eine ausschlaggebender Grund, wenn ich im Kopf hab, heute zieh ich das an und ich hab nicht die passende Unterwäsche dazu da, dass ich dann . wechsele und was anders anziehe. Und, das heißt, . dieses sehr bedacht sein auf, wie passt was zusammen, war mit Sicherheit auch schon in dem zarten Alter von elf sehr ausgeprägt."[218]

Tatjanas Schilderungen lenken den Blick auf den Habitus als das in den Körper eingelassene Soziale.[219] Sie verdeutlichen die pädagogischen Praktiken der Großmutter als Praktiken des Habituserwerbs. „Als Produkt der Geschichte" schreibt Pierre Bourdieu (1993a), „produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata" (ebd.: 101). Es überrascht daher nicht, dass die Wissensbestände und Praktiken der Becks einen spezifischen „praktischen Sinn" (ebd.: 107) für Kleidung aufweisen. Dass die Großeltern in ihren Stilen unterschiedlich beschrieben werden, weist auf zwei „Strategien" (Bourdieu 1992: 83) hin, die die Logik der Praxis auszeichnen und die ihrerseits beide gleichwertig für den Erhalt des symbolischen Kapitals der Familie und somit der Position der Familie im Sozialraum sind.

[217] Ebd.
[218] Ebd.
[219] Vgl. Bourdieu/Wacquant 2006.

Tatjana und Meta Beck ähneln sich darin, dass beide diese Differenz hervorhoben. Deutlich wurden in ihren Schilderungen jedoch auch die unterschiedlichen Orientierungen an Großmutter und Großvater, d.h. die von Tochter und Enkelin unterschiedlich gewichteten Einflussnahmen. Während Tatjana vor allem den positiven Einfluss der Großmutter erwähnte, hob Meta immer wieder auf die Differenz zum mütterlichen Kleidungsstil ab. Ihre Mutter, so hielt sie zunächst fest, sei eine „sehr weibliche Frau“[220] mit schwarzem, langem und vollem Haar, dunklen Augen und dunklem Teint. Sie „hat einen großen Busen, die hat einen guten Arsch“[221], so Frau Beck, und habe sich viele Kleider selbstverständlich maßschneidern lassen. „Also ich sehe überhaupt nicht aus wie meine Mutter“, konstatierte sie in diesem Zusammenhang, und neben dem Körper ist es vor allem die Kleidung, an der sie mir dieses zu verdeutlichen suchte:

> „Meine Mutter kenn ich nur auf Stilettos und ich hab quasi mit fünfzehn, vierzehn, fünfzehn angefangen, habe ich bestimmt zehn, zwölf Jahre nur Turnschuhe getragen und so Bikerstiefel. Sonst keine Schuhe. Da ist sie schier verzweifelt, konnte sie überhaupt nicht verstehen, wie man mit meiner Figur, wie sie sagt, ‚Mit der Figur kannst Du Dir alles leisten, kannst Du alles tragen.‘ Wieso ich jetzt die Sackklamotte anhabe und äh so bequeme Schuhe. Oder auch dann die aus dem äh ja, aus dem äh, vom Flohmarkt oder so.“[222]

Durch die Ausführungen zum vergeschlechtlichten Körper und zur femininen Garderobe ihrer Mutter brachte Meta Beck sowohl ihre Wahrnehmung und Interpretation des Kleidungsstils der Mutter als auch die Erwartungen, die von der Mutter ausgingen, zum Ausdruck. Schuhwerk aus dem Sportbereich, „[which] has helped to promote androgynous clothing“ (Entwistle [6]2006: 171), stehen in deutlichem Kontrast zu Stilettos, die als Zeichen weiblicher Erotik gelten.[223] Die Turnschuhe wie auch die weite „Sackklamotte“ indizieren eine neue Bewegungsfreiheit der Frau, eine Freiheit, die sich durchaus in den Emanzipationsdiskurs der 1960er- und 1970er-Jahre einordnen lässt.[224] High Heels als „the essential female shoe“ (Semmelhack 2006: 234) prägten hingegen das konventionelle, konforme Frauenbild der 1950er-Jahre. Die zwei ungleichen Schuhpaare verweisen auf die Bedeutsamkeit des Geschlechterdiskurses und die darin codierten Geschlechterrollen in einer Gesellschaft.[225] In diesem Kontext ist Frau Becks Aussage, dass sie Tatjanas Absatzschuhe nicht tragen könne, zu interpretieren. Da Tatjana ihre Begeisterung für die 1950er-Jahre mit der Großmutter teilt, erscheint es nur folgerichtig, dass

[220] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[221] Ebd.
[222] Ebd.
[223] Vgl. Semmelhack 2006: 234.
[224] Vgl. hierzu Radner 2001.
[225] Vgl. hierzu Schissler 2001.

für die Mutter Tatjanas Kleidungsstil nicht in Frage kam, da „Stilettos" mit einem für sie mithin ‚traditionellen' Frauenbild belegt waren. Frau Beck unterstrich in ihren Ausführungen den deutlichen Unterschied, der auf den Modi der vestimentären Inszenierung von Weiblichkeit bzw. dem Grad der Identifizierung mit der Geschlechterrolle fußte. In jenen Passagen, in denen Frau Beck über die Geschlechterverhältnisse in ihrer Familie sprach, verschob sich also die Dichotomie von ‚konservativ' und ‚innovativ', die ihre Tochter Tatjana mit Blick auf den Kleidungsstil der Großeltern entworfen hatte. In ihren Erinnerungen bemühte Frau Beck primär die Figur der ‚Tochter aus gutem Hause', die auch im Sinne des Vaters – trotz seines Faibles für bunte Accessoires – einem *bürgerlichen* Frauenbild entsprechend erzogen werden sollte. Ihre Bemerkungen zur Nachfolgeregelung führten das deutlich vor Augen: Als Erstgeborene von drei Kindern hätte es ihr zugestanden, so Meta Beck, die Nachfolge im Familienbetrieb zu übernehmen. Dieses habe für den Vater jedoch nie zur Diskussion gestanden. Selbstverständlich habe sie nach der Ausbildung heiraten und damit die Versorgung durch den Ehemann erlangen sollen.[226] Dass nicht nur mit dieser Geste die ‚männliche Herrschaft' (Bourdieu) zum Ausdruck kommt, wird schnell klar, wenn man die Ängste um den Betrieb hinzuzieht, von denen mir Meta Beck mit Blick auf die Großmutter berichtete. Auch wenn der Ehemann und Vater neonfarbene Hosenträger trug, so werden die vestimentären Insignien von Männlichkeit – neben Hosenträgern Anzug und Krawatte – nicht subversiv unterlaufen, sondern versehen sie lediglich mit dem Attribut ‚Jugendlichkeit'.

Die folgende Darstellung vernachlässigt den oben beschriebenen Gender- wie Generationenaspekt und widmet sich der manifestierenden „Struktur der Kräfteverhältnisse zwischen den Mitgliedern der als Feld funktionierenden Familiengruppe" (Bourdieu 1998: 133), denn ich werde den Blick auf die Erzählungen und Praktiken lenken, in denen sich die vestimentären Wissensbestände[227] der Becks verdichten. Festzuhalten bleibt: Mutter Meta und Tochter Tatjana Beck weisen keinesfalls jene Homogenität auf, die das Argument von der Besonderheit der Herkunft zunächst nahelegt. Die Verhandlungen um ‚das Weibliche der Kleidung', wie sie sich während der Zeit unserer Gespräche auch in der Auseinandersetzung mit dem ‚Verspielten' manifestierten, zeigen vielmehr die Prozesshaftigkeit der Figuration *Mutter-Tochter-Beziehung* im engeren sowie der familialen Beziehungen im weiteren Sinne auf.

---

[226] Vgl. Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.

[227] Wissen verstehe ich dabei grundsätzlich mit Gertraud Koch (2006) in Abgrenzung von ‚Information'. Während Information „Daten, die mit Bedeutung verbunden sind" bezeichnet, meint Wissen die „Fähigkeit, die *Information in Handeln umzusetzen*" (ebd.: 14). Vestimentäres Wissen bezieht sich demnach auf die Praxis wie die Materialität der Kleidung. Es ist, wie Wissen allgemein, individuell wie überindividuell an eine Gemeinschaft gebunden und innerhalb dieser Gemeinschaft wiederum in unterschiedlichem Maße distribuiert, vermittelt wie tradiert.

Den Blick haben

Als zentrales Wissen stellt sich in den Gesprächen mit Tatjana und Meta Beck das Wissen um die Zusammenstellung und Kombination der Garderobe dar. In Metas Ausführungen war mehrfach die Frage nach dem Wie der Ensemblebildung angeschnitten und – darin Tatjana ähnlich – mit dem großelterlichen Betrieb verbunden worden. An jenem Nachmittag, den Frau Beck und ich zunächst mit dem Interview und dann mit der Betrachtung von einigen Fotografien, die sie herausgesucht hatte, verbracht hatten, erfuhr ich eher nebenbei, dass einige Stücke des Vaters im Haus der Geschichte ausgestellt waren.[228] Nichtsdestominder schien Meta Beck bereits zu Beginn unseres Gesprächs darauf bedacht, mir das Können des Vaters und die damit verbundene soziale Anerkennung zu belegen und es zugleich mit den eigenen vestimentären Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen. So habe sie die Freude miterlebt, die mit dem Einkauf von Stoffen und deren Verarbeitung verbunden war: „zu spüren, zu sehen, zu nähen“[229]. Sie habe erfahren, dass der menschliche Körper keiner Norm entspräche und ihr Vater die Fertigkeit besaß, die Kleidung dennoch so zu nähen, „dass da einfach keine Falte fällt“. Dies sei ein Können gewesen, für das er neben der Bezahlung eine sehr hohe Wertschätzung seitens der Kunden erhielt. Das Aufwachsen in der Schneiderfamilie erwies sich im weiteren Verlauf als Initiationsprozess im Umgang mit Kleidung und die berufliche Tätigkeit als bedeutsam nicht nur als Einkommenserwerb der Familie.

Ihre Kleidung müsse farblich harmonieren, so erörterte mir Frau Beck wenig später ihre heutige Kleidungspraxis. „Also, da bin ich irgendwie zwänglerisch“[230]: Farbe und Material, angefangen von der Unterwäsche bis hin zur Oberbekleidung, müssen aufeinander abgestimmt sein. Die Kleidung solle zudem locker sitzen, dürfe nicht drücken, kurz: Man müsse sich darin wohlfühlen können. Und wenn sie ihre Garderobe morgens aussuche, dann habe dieses ebenfalls „immer was mit Gefühl zu tun“ – ein Gefühl, welches jedoch nicht erst durch die Kleidung hergestellt, sondern vielmehr durch Kleidung unterstrichen werden sollte. Dieses gelinge ihr jedoch nicht immer. Selten, an wirklich wenigen Tagen im Jahr, fühle sie sich nicht wohl und wechsele mittags die Garderobe. Dann, so Frau Beck, habe sie sich vergriffen, habe etwas an, was ihr zu eng oder farblich nicht stimmig genug erscheine oder aber eben den Mittagsterminen nicht angemessen sei: „nicht gut genug überlegt und dann . zieh ich mich um.“[231] Als ich sie daraufhin bat, mir das einsetzende Unwohlsein näher zu erörtern und sie fragte, ob sie etwa vorher in den Spiegel sehe, erhielt ich folgende spontane, aber mit Nachdruck vorgebrachte Erklärung:

---

228 Feldnotiz 8.8.2006.
229 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
230 Ebd.
231 Ebd.

> „Da brauch ich keinen Spiegel dafür, ist ein Körpergefühl. Das ist ein Körpergefühl für zu weit [zu weite Kleidung, d.A.], oder äh, des ist auch ein Lichteinfall, also mir ist es schon passiert, mit grün, dass das hier morgens ähm in, in, in so einem gedämpften Licht hat es gepasst, das hat im Ich kenn das natürlich von zu Hause auch, mit Licht. Also mein Vater hat immer drauf bestanden, dass die Kunden rausgehen auf den Hof und die Klamotten bei Licht angucken. Mit der Krawatte, mit einem Hemd, mit 'm Mantel, weil das einfach einen Unterschied macht. Ja, und ich dann unterwegs sehe (schnalzt) passt nicht, beißt sich, tut weh, mag ich nicht. Und das bleibt dann in meinem Kopf auch. Nicht so, dass ich mich jetzt nicht konzentrieren könnte, so nicht. Aber in jeder Minute der Entspannung ist des Gefühl wieder da."[232]

Frau Beck sprach somit ein Gefühl für Harmonie und Ästhetik an und brachte sinnliche Wahrnehmung und Emotionalität nicht nur mit den haptischen und visuellen Eigenschaften der Kleidungsstücke in ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis. Die beschriebene Intuition – das Gespür für die Unstimmigkeiten in der Farbwahl und des Schnitts – weisen auf das „Wissen des Körpers" (Keller/Meuser 2011: 10) als jenes Wissen hin, dessen Träger der Körper ist. Und mehr noch: In das Wissen des Körpers ist das „Wissen über den Körper" (ebd.: 9) eingegangen, zu dem auch das Wissen des Vaters, wie man den Körper mittels Schnitt und farblicher Zusammenstellung der Garderobe modelliert, gehört. Dass dabei gerade über das Sehen, über das Gewahr-Werden von farblichen Unstimmigkeiten gesprochen wurde, ist auffällig, da sie ebenso einen Zusammenhang von *Kennen* und *Erkennen* (Bourdieu) herstellt, wie Tatjana es in ihren Überlegungen zur Herkunft ihrer Eigenart der farblichen Abstimmung von Kleidung getan hatte. Die Sensibilität für Farbtöne, Licht und deren Zusammenspiel ist augenscheinlich in einer Erziehung begründet, die auf der Sorge um den Blick Dritter beruht, denn es geht einerseits um das Gesehen-Werden sowie andererseits um die Konzeption einer *Ansicht*. Das betraf allerdings auch ihren Blick auf die Garderobe anderer. Als Frau Beck überlegte, wer jenseits der Familie Einfluss auf ihren Kleidungsstil genommen haben könnte, war schnell klar, dass weder Männer noch Freundinnen hier von Bedeutung waren. „[I]ch überleg mir auch die ganze Zeit, wo, wo hol ich es mir eigentlich her?", konstatierte sie. „Für mich liegt das in der Luft"[233]. Sie wisse ja nicht, wie ich Nachrichten ansehe, fuhr sie fort, aber sie sehe Nachrichten im Fernsehen und denke oft: „Passt nicht". Wer habe denn dem Moderator das viel zu enge Sakko angezogen, wie könne man der Moderatorin mit „der Hüfte" einen solchen Kittel anziehen und die Stylisten hätten keine Ahnung. „Also so guck ich irgendwie die Welt an."[234] Es ist bezeichnend, wie hoch ihre Aufmerksamkeit für

[232] Ebd.
[233] Ebd.
[234] Ebd.

Outfits ist. Sie erscheint hier selbstsicher, ihr geschulter Blick ist kritisch und sie verwendet ihn dazu, die Omnipräsenz vestimentärer Codes zu strukturieren. Das distinguierende Moment, welches hier im Gespräch mit mir – und mir gegenüber – anklang, ist dabei symptomatisch, denn es unterstreicht, dass sich Meta nicht nur der hohen Aufmerksamkeit bewusst war, die sie Kleidung entgegenbrachte, sondern auch, dass dieses für mich möglicherweise ungewöhnlich sein könnte.

Für Tatjana spielte die morgendliche „Stimmung" eine ähnliche Rolle für die Auswahl der Garderobe wie für Meta. Tatjana erzählte, dass sie die Kleidung mehrheitlich abends auswähle. In 20 Prozent der Fälle allerdings käme es morgens zu Planänderungen, weil sie wisse, dass sie die Garderobe an dem Tag nicht tragen könne.[235] Im Anschluss beschrieb sie mir ausführlich, zu welchem Anlass sie welche Kleidung wählte. Tatjana war als Rhetoriktrainerin tätig, zudem hatte sie einen Lehrauftrag an der Universität und traf deshalb beruflich auf unterschiedliche und wechselnde Klientelen. Sie arbeite daher gezielt auch mit ihrer Kleidung: Wenn sie über Präsentationen Inputs gebe, so erklärte sie mir, dann werde sie etwas anziehen, was die Form ihrer Präsentation unterstütze. Sie erzählte, dass sie mit Rottönen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, bei der Arbeit mit Einzelpersonen hingegen Farben wie rosé präferiere, weil es insgesamt weicher wirke. Sie trete in der Mediation „sehr, sehr reduziert in der Kleidung, sehr klar in der Linie"[236] auf und unterstütze dieses durch Make-up und Frisur. Sie wähle beispielsweise einen schwarzen Rollkragenpullover und wahlweise ein Nadelstreifenjackett oder etwas Unifarbenes als Oberbekleidung. „[D]as hat dann schon da damit zu tun, was befördere ich an dem Tag auch als Inhalt."[237] Es gäbe nur wenige Arbeitsorte, so erklärte mir Tatjana, an denen sie ihre Kleidung so frei wählen könne. An der Universität gäbe es großen Spielraum und gerade hier könne sie, da sie drei Kurse identischen Inhalts lehre, gut beobachten, wie sehr die Gruppendynamik auch abhängig von ihrem Outfit sei. „Und das ist schon was," so Tatjana, „da suche ich gezielt danach aus. Und es gibt bestimmte Farben, die mich dann auch in meiner Tagesform oder Dynamik unterstützen (leise: oder eher hemmen und dann (2) regele ich das dementsprechend)."[238] Die „Rollendistanz" (Goffman 1973), die Tatjanas Ausführungen offenbaren, prägte bereits ihre bekleidungsbiografische Erzählung sowie die Interpretation ihrer wechselnden Kleidungsstile, die sie während ihrer Jugend gepflegt hatte. „Kleider machen Leute" sei der Grundsatz gewesen, den ihre Großeltern ihr mit auf den Weg gegeben hätten und dieser Grundsatz sei es wohl auch gewesen, den sie damals beherzigte: „dann hab ich halt unterschiedliche Leute aus mir gemacht."[239]

[235] Vgl. Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[236] Ebd.
[237] Ebd.
[238] Ebd.
[239] Ebd.

Kleider machen Leute verweist einmal mehr auf das Modehaus als Ort des familialen Habitus und als Lernort[240], an dem das Wissen um Kleidung erworben wurde. Dieser Wissensbestand lässt sich jedoch nicht nur als Modesinn beschreiben. Ersichtlich werden be- und gewusste Kenntnisse davon, wie Farben Atmosphären schaffen, und Kenntnisse um die gesellschaftlichen Konnotationen von Schnittformen und einzelnen Kleidungsstücken. Kurz: Es wird das Wissen um die Wirkung von Kleidung als Medium der Darstellung offenbar. Es ist ein Wissen, welches Mutter und Tochter teilten, wenn sie etwa beide die Auswahl des Outfits für besondere Anlässe bei der Arbeit besprachen oder auch unangemessene Kleidung Dritter in diesen Kontexten erörterten. Auch hörte ich die sprichwörtliche Formel *Kleider machen Leute* nicht zum ersten Mal. „Also, was ich gelernt hab, ist auf jeden Fall ‚Kleider machen Leute'"[241] hatte mir Meta Beck auf meine Frage, was sie denn aus dem Elternhaus mitgenommen habe, geantwortet und präzisierend ergänzt, dass man mit Kleidung „total blenden" und provozieren könne. Sie glaube nicht, dass jeder diese Fähigkeit habe. „Was wichtig ist, ist auf jeden Fall, dass man Qualität erkennt. Dass man weiß, welche Form, welche Farbe zu einem passt."[242] Dazu gehöre ein Wissen, was man zu welchem Anlass tragen könne. Ich bekam von Frau Beck in diesem Zusammenhang von Erfahrungen berichtet, die sie in gut betuchten Kreisen gemacht hatte. Sie habe sich jahrelang in einer Gruppe bewegt, die eben nicht ihre Freunde waren, sondern ‚angeheiratet'. Der Kontakt sei deshalb verpflichtend gewesen. In dieser Gruppe sei man nicht nach sozialer Kompetenz oder Bildung beurteilt worden. „Klamotte war Thema Nummer eins, auch bei Männern. Design war Thema Nummer eins."[243] Frau Beck distanzierte sich sehr deutlich von dieser Gruppe, die sehr viel Geld besessen, ihre Garderobe ausschließlich in Mailand erstanden habe und die, wie sie sich ausdrückte, nicht ihre Welt gewesen sei. Dennoch habe sie sich äußerlich angepasst. „Solche Leute kannst Du total austricksen", erfuhr ich, indem man zu einem guten Frisör geht, der es ‚blicken' müsse, also keiner „auf dem Dorf", sich

Abbildung 15: „Hippie"-Kleid, ca. 1970. Foto NWB 8.8.2006.

[240] Vgl. hierzu Büchner/Brake 2006.
[241] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[242] Ebd.
[243] Ebd.

Make-up und Haare machen lässt und die Klamotten entsprechend auswählt. Und „dann gehst du dahin und du blendest die total."[244] Dass hier zugleich der Zusammenhang von Lebensstil, Kleidung und Klassenlage (Bourdieu 1987) verhandelt wurde, führt nicht zuletzt ein weiteres Beispiel vor Augen. Meta werde in ihrem Arbeitsumfeld, dem örtlichen Krankenhaus, beim ersten Kontakt mit Klienten oftmals als Ärztin und nicht entsprechend ihrer Position als Leiterin der Pflegeeinheit eingestuft. Auch dieses habe neben Sprache und Auftreten etwas mit Kleidung zu tun. *Kleider machen Leute* – es ist der Blick und somit das Bewusstsein für das klassifizierende Moment, welches dem Auftreten innewohnt und welches Meta wie auch Tatjana letztlich bewusst in ihrem Sinne zu steuern suchen.

Neben der visuellen Aufmerksamkeit für Kleidung ist es ein Gespür für Stoffe, die Tatjana und Meta auszeichnet. Meta erwähnte neben den gängigen Stoffbezeichnungen wie Baumwolle, Wolle oder Seide auch „Schweizer Batist"[245]. Während wir im Wohnzimmer ihre „Hippiekleider"[246] (Abb. 15, Abb. 16) betrachteten, erklärte sie mir, dass der Georgettestoff des Kleides schwer und warm sei und deshalb bei hohen Temperaturen nicht tragbar wäre. Heute gäbe es die hochwertigen Chemiefasern, die leicht seien und den Schweiß aufnähmen, die keinen Geruch hätten und zudem so fallen, dass das Tragen eines Tangas nicht notwendig sei. Bei den älteren Kleidern „das war dann halt alles . äh immer noch Naturfasern und die sind zu, . die sind schwer, also des Kleid ist auch schwer, find ich."[247] Sie hatte mir das Kleid herübergereicht, damit ich die Eigenschaft des Stoffes selbst erfühlen konnte: rau, grob und dicht, notierte ich mir später.[248] Tatjana ihrerseits erzählte mir, dass Kunstfasern ihr ein unangenehmes Hautgefühl verursachten, eher zum Schwitzen anregen würden. Sie sehe gezielt auf die Etiketten, um den Anteil an Polyamid zu überprüfen. Auch bei Tatjana war die Qualität der Stoffe generell sehr wichtig, wie sie mehrfach betonte und mir

Abbildung 16: „Hippie"-Kleid, ca. 1970. Foto NWB 8.8.2006.

244 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
245 Ebd.
246 Die Einordnung und Benennungen der Kleider folgen den emischen Deutungen der Frauen.
247 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
248 Feldnotiz 8.8.2006.

vor ihrem Kleiderschrank stehend mit dem Hinweis auf die schlechte Qualität der Modekette H&M verdeutlichte. Sie mutmaßte, dass dieses Feingefühl mit ihrer Großmutter zusammenhing:

> „Also, also mir, mir geht es drum, alles, was, was Chemiefasern sind, versuche ich zu vermeiden, . kann ich nicht so gut leiden. Hat vielleicht damit zu tun, dass meine, wie gesagt meine Großmutter ja ein Modehaus hatte und . die immer ganz großen Wert auf Qualität gelegt hat und ich natürlich jahrelang von Großmuttern und von daheim eingekleidet worden bin. Und wenn ich dann so die ersten Male alleine losgezogen bin und dann mit dem Taschengeld bei H&M aufgeschlagen bin, mir da irgendwelche T-Shirts oder Hosen gekauft habe, ich daheim immer gehört hab: ‚Was hast Du Dir da für ein Schrottmaterial gekauft?'"[249]

Neben dem Sinn für die Art des Stoffes lernte ich während unserer Gespräche auch ihren Blick für stoffliche Mängel kennen. Beim Betrachten der lila Strickjacke, die sie bei unserem ersten Treffen trug, wies sie mich darauf hin, dass die Wolljacke im Boucléstil zwar hochwertiger Qualität sei, Bewegungen jedoch „schon so Punkte"[250] entstehen lassen würden. Diese störten sie ganz offensichtlich, denn Tatjana sagte, sie würde das sehen und die Jacke auch regelmäßig mit einer Schere bearbeiten, bis es wieder ordentlich aussehe. „Also, ähm für mich is' vordergründig wichtig, dass die Kleidung gepflegt aussieht", so erklärte sie, „und für mich persönlich ist es wichtig, dass es 'ne gewisse Grundqualität hat."[251] Ich erfuhr weiterhin, dass sich das in ihrer Jugendzeit anders verhalten habe; dass sie ständiges Einkaufen von Kleidung ohnehin stresse und dass die Qualität nicht zwangsläufig eine Frage des Preises sei. Gute Sachen, die günstig sind, das seien ihr die Liebsten und es käme eben darauf an, ob sie diese per Zufall finde. Auf der Suche nach einem Korsett sei sie sogar mal zu einem Korsettmacher gegangen,

> „habe mir verschiedene Sachen angeguckt, die Arbeitsweise von denen hat mir nicht gefallen, ähm: habe vielleicht ja dann auch noch von zu Hause im Kopf: ‚Wie sehen Nähte aus, was ist saubres Arbeiten mit Stoff?' und so weiter (3) und hab durchs Internet wahnsinnig viele Firmen mir angeschaut, das ist von der Kleidung was, was, (2) wenn es nur annähernd gescheit aussehen soll, sofort ein sehr hochwertiges Segment zumindest vom Preis ist und trotzdem ähm gibt es viel, viel Scheiß drunter."[252]

[249] Schrankgespräch Tatjana Beck 15.5.2008.
[250] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006. Gemeint sind kleine Faserknoten.
[251] Ebd.
[252] Ebd.

Den Blick haben – unter dieser Überschrift lässt sich also das Wissen um die Zusammenstellung und Kombination der Garderobe oder um Qualität subsumieren, welches sich in den Gesprächen mit den Becks manifestierte. Den Blick haben – genauer: den richtigen Blick haben im Umgang mit Bekleidung – ist jene Kompetenz, die für die Becks charakteristisch erscheint. Sie lässt sich als *skilled vision* beschreiben. „Skilled visions" (Grasseni 2007: 4) sind „embedded in multi-sensory practices, where look is coordinated with skilled movement, with rapidly changing points of view, or with other senses, such as touch" (ebd.) und dabei Ergebnisse von „processes of visual training that engender certain kinds of sociality, ideology and standards of practice" (ebd.: 7). Es gibt, so die These, keinen neutralen oder unbeteiligten Blick, sondern verschiedene Praktiken des Sehens, die ihrerseits im Hinblick auf praktische Routinen, auf soziale und ideologische sowie ästhetische Zugehörigkeit untersucht werden können. „Participating in a richly textured environment, full of objects, images and body patterns", so Christina Grasseni (2007: 11),

> „structures and guides our perception tacitly and implicitly. […] The notions of taskscape (Ingold) and worldview thus converge on the issue of practical understanding, achieved locally through material and social learning experiences. A sense of propriety, of aesthetic accomplishment and of moral order is developed and transmitted in communities of practice." (ebd.)

Aufmerksamkeit für und das damit verbundene Wissen um Kleidung, die sich in der Kompetenz des qualifizierten wie qualifizierenden Blicks manifestieren, verweisen abermals auf Lernprozesse, die mittel- wie unmittelbar mit der Herkunft verbunden sind.[253]

Einkaufspraxis ohne praktische Erfahrung

Auch wenn Meta gleich zu Beginn ausdrücklich betonte, dass sie nicht für die Übernahme des elterlichen Betriebs vorgesehen gewesen sei und auch wenn Tatjana ebenfalls bereits zum Anfang unseres Gesprächs darauf verwies, dass ihre Mutter dem Eingekleidet-Werden durch die Großeltern – und somit nach deren Geschmack – entgegenzuwirken suchte, indem sie Tatjanas Eigenständigkeit in Kleidungsfragen nachdrücklich forcierte: In den Ausführungen klingen immer wieder Momente an, die sich als Versatzstücke einer „legitimate peripheral participation"[254] ausnehmen. Frau Becks Auswahl der Kleidung im Geschäft der Mutter war schließlich nicht gänzlich frei, wenn sie sanft angeleitet wurde. Die Ratschläge der Mutter oder auch die nachträgliche Distanzierung von deren Meinung verwei-

[253] Cristina Grasseni hat dieses bereits in ihrer Ethnografie des Viehzüchtens vorgeführt. Vgl. Grasseni 2007a.
[254] Vgl. hierzu Lave/Wenger 1991: 29.

sen auf Aspekte eines dialektischen Prozesses, in dem Fertigkeiten und Wissensbestände erworben wurden, die für die Teilnahme an den Praxen des Schneiderns und des Modeverkaufs im Familienbetrieb konstitutiv waren.

So deutlich der Blick für Kleidung dem familialen Umfeld entsprang und sich in der Praxis der Ensemblebildung niederschlug, so deutlich wurde auch, wie stark sich die Praxis des Einkaufs und das Wissen um gute Kleidung bedingte. Frau Beck hatte ihre Kleidung bis zur Geschäftsaufgabe der Mutter zwei Jahre vor dem Interview nie außerhalb des elterlichen Betriebs erworben. Kamen zunächst die Vertreter der Firmen in das Geschäft, so sei sie später mitgefahren, wenn im „Haus der Moden“[255] Ware bestellt wurde. Dort habe sie sich Sachen herausgesucht, die sie direkt im Lagerverkauf kaufte und mitnahm oder sie habe bereits eine Bestellung für die nächste Saison aufgegeben. Sie besaß eine Karte als Vertreterin des Fachhandels und hatte somit „freien Zugang“ zu allen Kollektionen und dadurch die Möglichkeit, sich ihre Klamotten von „No Name bis zum Designer alles“[256] nach eigenen Wünschen anzusehen und zusammenzustellen. Ein Effekt dieser Optionen ist, dass sie drei Sommermäntel und sechs Wintermäntel ihr Eigen nannte. Sie sei ein „treuer Träger“[257], was sie mir konkret an einem Jackett demonstrierte, welches sie in der Zeit des direkten Kontakts zur Modebranche erstanden hatte (Abb.: 17).

Im Verlauf unseres Gesprächs wurde weiter deutlich, dass mit Aufgabe des Geschäfts der Einkauf für sie zur Herausforderung wurde. Frau Beck hatte bis dahin in den Showrooms der Anbieter die einzige Bezugsquelle gesehen. Sie hatte „alles über meine Mutter gemacht“[258]. In der Folge mussten dementsprechend neue Wege beschritten werden, weil „das System ja auch nicht mehr vorhanden“[259] war. Frau Beck entwickelte ihre eigenen Strategien. Erstens griff sie auf die

Abbildung 17: Älteres Jackett aus dem Modegeschäft der Großmutter.
Foto NWB 8.8.2006.

255 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
256 Ebd.
257 Ebd.
258 Ebd.
259 Ebd.

„Konkurrenz“ der Mutter zurück. Der Erbe eines Konkurrenzunternehmens führe ein großes Modegeschäft und dorthin gehe sie jetzt: „ [A]lso ich mein, ich kaufe auch so ein, wie ich es früher gemacht hab, im Frühjahr alles zack zack zack auf ein Mal und im Herbst auch.“[260] Die Auswahl an Garderobe war bisweilen durch Dritte vermittelt und aufgrund ihrer zierlichen Statur konnte sie sich anfangs nur in der Abteilung für junge Mode, nicht jedoch in der Damenabteilung bedienen. Heute bestelle man ihr die richtige Größe, und mehr: Es werde besorgt, was sie möchte. Sie wisse wiederum, dass das möglich ist:

> „weil meine Mutter hat immer so gearbeitet, dass die ihre Kunden angezogen hat, wie die, also nach deren Vorstellung, die haben ja angerufen und ham gesagt, so und so und so und sie ging durch die Häuser und hat die Klamotten zusammengesucht. Und so macht er das jetzt für mich.“[261]

Die gewohnte Qualität der Ware wie auch ihre distinguierte Stellung, die sie aus der familialen Herkunft ableitete, blieben bei dieser mittelbaren Form des Direktkaufs bei Modelabels und -designern freilich erhalten. Indem sie ihre Wünsche delegierte, nutzte Frau Beck die Rolle als Kundin für sich. Die 53-Jährige hatte mir bereits erzählt, dass sie nicht gerne einkaufen gehe. Sie mochte das „Bummeln“ nicht, es langweile sie oder mache sie unruhig und es verwunderte daher kaum, dass sie sich auf zwei Geschäfte – die Boutique des Konkurrenten ihrer Mutter und jene kleine italienische Boutique, die in der Nachbarschaft ihrer Tochter lag und aus der ihre ‚verspielte‘ Lieblingsjacke stammte – konzentrierte. Das von ihr präferierte Vorgehen beim Erwerb von Garderobe mutete beherzt und effektiv an: „geguckt tack tack tack und es kam dann irgendwann an und fertig.“[262] Der Einkauf bei der Konkurrenz der Mutter ermöglichte ihr diese Vorgehensweise, wohingegen der Einkauf im Einzelhandel und mehr noch in Warenhäusern, die ein anderes Einkaufsverhalten erforderten, sie eher befremdete. Insbesondere der Blick für Kleidung schien in diesem Feld ein entwertetes Kapital zu sein, da weiteres Feldwissen erforderlich wurde, um das gewünschte Outfit zu finden. Tatjana hingegen verfüge, so wurde in Frau Becks Ausführungen deutlich, über jene Fähigkeiten. Frau Beck griff – und damit wäre ich bei der zweiten Kompensationsstrategie – daher auf ihre Tochter als Begleiterin zurück. Sie habe ziemlich schnell herausgefunden, dass es gut sei, mit der Tochter einkaufen zu gehen, denn diese bummele sehr gerne in der Stadt und habe „ein gutes Händchen“. Es klang durchaus Bewunderung an, als Meta mir schilderte, dass Tatjana die Fähigkeit besitze, sich selbst in den unsortierten Ladengeschäften großer Ketten zurechtzufinden, und mehr noch. Sie verfüge über das Geschick, „wirklich tragbare gute Sachen“ aus einem Überangebot herauszufiltern. Tatjana schreite schnellen Schrittes durch die Räume.

[260] Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
[261] Ebd.
[262] Ebd.

> „Und da gehen die Augen tack tack tack tack und da macht die so und da macht die so und dann sagt sie: ‚Und das sind die zwei Stücke, die man hier mitnehmen kann. Alles andere kannst du vergessen.'"[263]

Tatjana, so hatte Meta betont, habe ihre Garderobe nicht nur sehr früh eigenständig erworben. Sie hatte sich weniger Kleidung bei der Großmutter geholt, sondern war öfter mit Freundinnen einkaufen gegangen – ein Umstand, aus dem sich ableiten lässt, dass Tatjana auch jenseits des Familienbetriebs Fertigkeiten erwarb, die für die Ausgestaltung der Garderobe unerlässlich sind, da der Zugang über die Großmutter irgendwann nicht mehr existierte. Im Gegensatz zu ihrer Mutter war sie offenbar in der Lage, den Blick für Kleidung den örtlichen Gegebenheiten anzupassen und ihn damit in den Augen Frau Becks gewissermaßen zu optimieren. Frau Becks Vorgehen stellt also den Versuch dar, die gewohnten Praktiken der Auswahl von und des Wissenserwerbs um aktuelle Moden den neuen Bedingungen anzupassen, und weiter noch, sie in Kontexte zu transportieren, die jenen soweit als möglich ähnelten, die der Familienbetrieb bis dato geschaffen hatte. Metas gegenwärtige Einkaufspraxis erwies sich somit als Einkaufspraxis ohne praktische Erfahrung, weil ihr die Kompetenz zu fehlen schien, das Warenangebot und deren Konsum jenseits distinktiver und exklusiver Kontexte so zu nutzen, dass ihr Geschmack bedient werden würde.

Boten ihr der großelterliche Betrieb und das „Haus der Moden" Verlässlichkeit darin, modische und hochwertige, kurz: dem legitimen Geschmack ihres Umfeldes entsprechende Kleidung zu erwerben, so suchte Meta bei ihrer Tochter Unterstützung dort, wo diese Verlässlichkeit nicht gegeben schien. Tatjana hatte die gemeinsamen Kurzurlaube erwähnt, zu denen ein Einkaufsbummel gehörte; hatte den „Schlendertag"[264] angemerkt, den es immer gemeinsam zu planen galt, da darauf zu achten war, einen Wochentag auszuwählen, an dem beide Frauen gemeinsam durch die Geschäfte der Großstadt bummeln konnten, in der Tatjana lebte. Der Impuls für die gemeinsamen Einkaufsunternehmungen käme, so Tatjana, eher von Meta denn von ihr selbst. Beim Zusammensuchen der Fotos, um die ich sie gebeten hatte, habe sie über die Anzahl jener Kleidungsstücke nachgedacht, von denen ihre Mutter und sie dasselbe Modell besäßen. Es seien sicherlich so zehn Teile, berichtete sie mir und betonte, dass mit einer Ausnahme sie selbst diejenige gewesen sei, die das jeweilige Kleidungsstück zuerst besessen habe. Meta sehe die Garderobe bei ihr, wolle sie dann auch haben und gemeinsam gingen sie dann los, um das Teil zu besorgen.[265] Dass Tatjana sich an dem Nachkauf offensichtlich nicht störte, wurde umso deutlicher, bedenkt man den Aufwand, den sie etwa für eine Stoffhose auf sich nahm. Meta habe das Modell sehr gefallen, allerdings hatte die Firma es bereits aus dem Programm genommen. Daraufhin wurde

[263] Ebd.
[264] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[265] Vgl. ebd.

Tatjana aktiv, fragte im Geschäft wie in der Lagerverwaltung nach Restposten und fand heraus, wo sie das Modell noch bekommen konnte. „[H]ab ihr dann gleich einen Stapel in fünf verschiedenen Farben bestellt. Und mitgebracht. In ihrer Größe."[266] Tatjana bezeichnet den gemeinsamen Einkauf als „sehr freundschaftlich", als „verspielt, mädchenhaft"[267], weil sie sich gegenseitig Dinge zeigen und (mit)einander beraten würden. Sie unterstrich dabei, dass das Einkaufen momentan auch deshalb so gut gelinge, weil man gut über die Garderobe der anderen informiert sei. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass sowohl der Austausch von Dingen zwischen Mutter und Tochter wie auch Metas neues Faible für das ‚Verspielte' nicht nur in Metas Orientierung an Tatjana begründet sind, sondern durch das Wegbrechen des ‚Einkaufssystems Modehaus' ausgelöst worden ist.

Tatjanas vergangene wie auch die gegenwärtigen Einkaufspraktiken und -strategien zeigen, dass sich ihre Nutzung der vestimentären Ressourcen und Wissensbestände keineswegs außerhalb des Referenzrahmens bewegt, den der elterliche Betrieb und die von ihm gebotenen Optionen konstituierte. Erstens erwies sich der Bezug von Kleidung über die Großmutter auch in Tatjanas Erzählung als Fundus, aus dem reichlich geschöpft wurde. Sie sei, solange die Großmutter das Familiengeschäft geführt hatte, mit ihr, mit der Mutter oder der Tante einkaufen gegangen. Ihre Großmutter sei ja bei einigen Labels bisweilen 55 Jahre Stammkundin und -einkäuferin gewesen und so sind sie dort immer mit Namen angesprochen worden. Man fragte nach neuen Kreationen und bekannten Modellen, sah sich um nach einem möglichen Angebot für die Boutique und zugleich für sich selbst.[268] Die Kundenfreundlichkeit, die sich in der persönlichen Ansprache seitens der Verkäufer und Verkäuferinnen zeigte, war als Kriterium eines gelungenen Einkaufs auch ersichtlich, als Tatjana mir den Wandel ihres Einkaufsverhaltens schilderte. Früher besuchte sie „wahnsinnig gern" und mit „Wahnsinnskondition"[269] Boutiquen, was ihr zunehmend lästiger geworden sei. Sie habe sehr konkrete Vorstellungen, weshalb ein gezieltes Einkaufen in den Boutiquen meist scheitere. Die Strategien, die sie entwickelt hatte, bestanden in einer generellen Aufmerksamkeit für Schaufensterauslagen während der Mittagspause sowie in spontanen Besuchen eines Kaufhauses. Es müsse zügig gehen, lernte ich und auch, dass ihr die Luft in den Verkaufsräumen des Kaufhauses unangenehm sei und dort meist zu viele Menschen unterwegs seien. Sie habe zum einen keine Lust zu warten, bis sie im Kaufhaus eine Verkäuferin ansprechen könne – wenn denn überhaupt eine in der Nähe sei –, zum anderen entspreche die Anordnung der Waren und damit das Blickregime nicht ihren Präferenzen.[270] Tatjana bevorzugte daher mehr und mehr den Einzelhandel.

[266] Einzelinterview Tatjana Beck 29.10.2006.
[267] Ebd.
[268] Vgl. ebd.
[269] Ebd.
[270] Vgl. ebd.

Es ist das Bedürfnis nach guter Beratung, das sich als zweiter gemeinsamer Referenzpunkt zwischen Meta und Tatjana ausmachen lässt, zumal ich auf meine Bitte nach einer Schilderung der präferierten Geschäfte folgendes Beispiel genannt bekam:

> „Das ist zum Beispiel, meine Großmutter wohnt in der *Region*, und hat erst vor zwei Jahren ihren . Laden zugemacht und das Konkurrenzunternehmen im Städtchen ist, wird geführt von einem . ehemaligen Mitschüler, den ich sehr gern mag, . mit dem wir früher auch immer in, in Kontakt gestanden sind, allerdings haben wir natürlich nicht bei ihm eingekauft. (lacht laut) Und wenn ich dann rübergehe, dann ist das irgendwie ein Per-Du-sein, das ist . Der weiß gleich von dem, (2) was mir gefallen könnte, was, . was Design kann und der guckt mich an und der sieht meine Figur und der . zieht zwei Hosen raus und sagt: ‚Die zwei die können passen.' und ich sag: ‚Die da drüben gefällt mir aber viel besser.' und er sagt: ‚Nehm sie mit, probier sie an, aber ich weiß, die passt zu Deiner Figur nicht.' und er hat recht."[271]

Diese Form der Zugewandtheit empfand Tatjana als angenehm. Dort kaufte sie gerne ein.

Die Schilderungen von Einkaufspraktiken, die ihrerseits den Blick für Kleidung in situ thematisieren, lenken die Aufmerksamkeit auf ein Spezialwissen[272]. Dieses umfasst nicht nur Wissen um die Materialität der Kleidung samt ihrer Eigenschaften, sondern eben auch um die professionellen Praktiken des Textilhandels. Das Spezialwissen erwies sich als handlungsleitend, das wurde nicht nur im Gespräch mit den Frauen allein, sondern auch dort deutlich, wo ich Ensemble präsentiert bekam, mir einzelne Kleidungsstücke erörtert oder aber Fotografien gezeigt wurden. Während des gemeinsamen Gesprächs zwischen Tatjana, Meta und mir sahen wir uns einen Indexprint (Abb. 18) an, der diverse Einzelaufnahmen von Schuhen, Taschen, Gürtel, von Jacketts und Kostümen, Kleidern, Röcken, Hosen etc. zeigte. Außerdem betrachteten wir einige der dazugehörigen Einzelaufnahmen der sorgfältig vor weißem Stoff arrangierten Garderobe – Fotos, die eine fünf Jahre alte Garderobe zeigen –, die dem Erinnern dienten und die letztlich den wertschätzenden Blick der Becks auf und für Kleidung materialisierten. Im Dargestellten manifestiert sich der Blick für Kleidung als ein Blick für die professionelle Präsentation des Einzelteils. Zu sehen war unter anderem ein 1950er-Jahre-Kleid, welches mir sowohl Tatjanas Bekleidungsbiografie als auch ihre Bindung an die Großmutter vergegenwärtigte. Es wurde erneut der Objektfluss deutlich, denn Meta hatte sich, so Tatjana, bereits am Abend zuvor beschwert, dass Tatjana ein Ensemble entsorgte, anstatt es ihr zu geben. Kurz gesagt: In und um den Indexprint kumulierten die für die Becks herausgearbeiteten

[271] Ebd.

[272] Zu den Unterschieden zwischen Spezialisten und Professionellen und den damit verbundenen Wissensbeständen vgl. überblicksartig Knoblauch 2005: 287–294.

vestimentären Praktiken und das Wissen um Kleidung. Der familiale Habitus wurde somit gerade dort sichtbar, wo er sich in den geschilderten Einkaufspraktiken manifestierte und sich jene Strukturen aufzulösen schienen, die ihn hervorbrachten.[273]

Abbildung 18: Tatjanas Garderobe, Indexprint November 2001. Foto Privatbesitz Tatjana Beck.

[273] Vgl. hierzu Bourdieu ²2009: 164 f. sowie Bourdieu 1993a: 116 f.

2.2 Doing kinship mittels Kleidung

Die Interpretation der vestimentären Praktiken hat gezeigt, wie sehr Verwandtschaftsbeziehungen und Kleidungspraxis einander durchdringen können. Indem sich Frau Beck von ihrer Tochter immer wieder Kleidungsstücke ausleiht, bindet sie diese aktiv in ein System des Gebens und Nehmens ein, das sich entlang verwandtschaftlicher Beziehungen entfaltete. Wenn sie sich an ihre Tochter wendet, um die ungewohnte neue Einkaufssituation zu bewältigen, so involviert sie Tatjana in gemeinsame Aktivitäten und nutzt zugleich die verwandtschaftliche Beziehung, um ihre Einkaufspraktiken aufrecht zu erhalten. Dieser Befund legt nahe, die Mutter-Tochter-Beziehungen gemäß der von Pierre Bourdieu (²2009) vorgeschlagenen praxeologischen Perspektive „als etwas, was man macht und woraus man etwas macht" (ebd.: 77 f.) zu betrachten, und zwar deshalb, weil – wie im Fall Beck – offenbar ihre Ausgestaltungen „das Produkt (bewußter oder unbewußter) Strategien sind, die auf Befriedigung materieller und symbolischer Interessen abzielen" (ebd.: 78) und der Wahrung der familialen Kapitalien dienen. Elisabeth Timm (2011) hat in ihren Analysen populärer genealogischer Praxis herausgearbeitet, dass Verwandtschaftsbeziehungen in diesem Sinne nicht nur auf das Handeln der Menschen zielen, sondern diese Verwandtschaftsbeziehungen praktisch herstellen und nutzen. Es sei immer auch ein Zugriff auf „vorliegendes, sichtbares und unsichtbares (Im)materielles" (ebd.: 154), und somit werde Verwandtschaft eben nicht nur gemacht, sondern immer auch vorgefunden, etwa in Form von „Erbstücke[n]" oder „symbolische[n] Ordnungen" (ebd.). Dies führt mich zurück zu dem am Beginn dieses Kapitels aufgezeigten Zusammenhang von Kleidung, dem Interesse an der Herkunft und der Praxis der Mutter-Tochter-Beziehung. Eine praxeologische Perspektive auf Verwandtschaft ist, wie Timm (2010) anmerkt, auch Orientierung zu einer neuen ethnologischen Verwandtschaftsforschung. In Abgrenzung zu strukturalistischen wie strukturfunktionalistischen Verwandtschaftsforschungen, deren Fokus auf den Regeln des Verwandtschaftssystems lag,[274] wird von dieser ein Konzept von Verwandtschaft vorgeschlagen, welches als „relatedness" (Carsten 1997; 2000) gefasst wird. Mit diesem Begriff wird ein Verständnis von ‚Verwandtschaft' bevorzugt, welches sich nicht ausschließlich auf die Blutsverwandtschaft konzentriert, sondern den analytischen Schwerpunkt auf die Praxen des *doing kinship*, die Praxen des Verwandtseins und somit die Konzeption von *Verwandtschaft im Alltag*, legt.[275] Als offene wie flexible Kategorie, so Janet Carsten (1997), führe ‚relatedness' folglich zu einer Verwandtschaftsforschung, „less bound by analytic assumptions and more open to indigenous diversity" (ebd.: 285). Carstens Entwurf zielte darauf ab, der in ihren Augen

[274] Als ‚starting point' einer neuen Perspektive auf Verwandtschaft wird in der Literatur David M. Schneider 1968 genannt.
[275] Vgl. das Verständnis von Verwandtschaftsbeziehungen bei Schnegg u.a. 2010.

willkürlich gesetzten Unterscheidung von Natur und Kultur in älteren Ansätzen ihre Prominenz zu nehmen und ohne Vorannahmen an jene Phänomene heranzutreten, die als verwandtschaftliche bezeichnet werden können.[276] Verwandtschaft, so die Argumentation, ist keine leblose, gegebene Entität, welche Beziehungen zwischen Menschen auf wundersame Weise determiniert. „On the contrary," so Carsten (1997), „it consists of the many small actions, exchanges, friendships and enmities that people themselves create in their everyday lives" (ebd.: 23). Es ist jener Blick auf die Praxis des Verwandtseins[277], der in meinen Augen instruktiv für das Verständnis des vorgefundenen Konnexes von Kleidung und dem Reden über Herkunft und Verwandtschaft ist. Denn die vestimentären Verbindungen, die zwischen den Frauen, aber auch ihrer weiteren Familie bestehen, sind eben immer auch verwandtschaftliche Beziehungen, die ihrerseits mit Kleidung, mit Fotos, in Tauschakten, im familialen Gedächtnis sowie bei gemeinsamen Einkaufsgelegenheiten ausagiert und neu justiert werden.

Vestimentäre Ästhetiken

Gegenstände als Bestandteil von Performanzen und Selbstdeutungen in Mutter-Tochter-Beziehungen zu betrachten, ist evident, denn es sind gerahmte und aufgehängte Familienfotos oder ‚verspielte' Jacken, die Mutter und Tochter miteinander wie auch mit ihrer weiteren Verwandtschaft assoziieren. Ihnen ist folglich gemein, dass sie sich als Zugehörigkeitsbekundungen und – wie der eingangs geschilderte Fall der Schuhmachers zeigt – auch als Abgrenzungsinstrumente interpretieren lassen. Für die Analyse der in der vorliegenden Untersuchung interessierenden Gegenstände – Kleidung in weiblichen Generationenbeziehungen – erweist sich eine Betrachtung derjenigen Gegenstände als fruchtbar, die den zentralen Aspekt des Relationierens nicht außer Acht lassen.[278] Wie in den obigen Ana-

[276] Vgl. Carsten 2000: 5.

[277] Diese wird von Schnegg u.a. (2010) als Ausdruck einer allgemeinen Hinwendung zu einer „sozialkonstruktivistischen Herangehensweise" (ebd.: 18) sowohl in der Sozialethnologie als auch in anderen Disziplinen gedeutet. Carsten hingegen betont, dass ihre „point[s] of departure" (Carsten 2000: 16), d.h. die Untersuchungen David Schneiders, ihrerseits einzuordnen seien in „a larger double move in anthropology from function to meaning" (ebd.: 18): Strukturfunktionalismus und Strukturalismus. Für eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Ansätzen, wie Verwandtschaft zu konzeptionalisieren sei, vgl. auch Viveiros de Castro 2009 und Franklin/McKinnon 2001.

[278] Aufgrund ihres Verbindungspotentials und ihrer Wirkmächtigkeit läge es nahe, die Dinge im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours (2002, 2007, 2008) zu fassen. Für die Verwandtschaftsforschung hat sich die symmetrische Anthropologie als inspirierend erwiesen, weil sie die Dichotomien von Natur und Kultur sowie Materiellem und Immateriellem zu überkommen sucht. Sie bot damit nicht nur eine Perspektive auf neuere Reproduktionstechnologien und Wissenspraktiken an, sondern auch eine Perspektive, die eigene Epistemologie kritisch zu hinterfragen. Wer handelt und verbindet sich damit wann wie und welche Effekte zeitigt dieses? Auch wenn für das zugrundeliegende Erkenntnisinteresse dieser Arbeit solche Fragen von essentieller Bedeutung sind – wie sonst ließen sich Phänomene der Vergemeinschaftung untersuchen? –, so lässt sich die von der

lysen deutlich wurde, sind Tatjana und Meta Beck durch ihr Wissen um den Stoff, die Farbe, den Schnitt, die Machart, kurz: das Design in die normative Ordnung der Familie integriert. Die Gegenstände fungieren in dieser Hinsicht als Materialisationen dieser intersubjektiven Ordnung, die durch die Praxen, die der Habitus zeitigt, stetig hervorgebracht wird.[279]

Daniel Miller (2001) arbeitet mit Blick auf die Bedeutung von Wohnungsgegenständen heraus, „that the simple idea that one's home is a direct expression of one's taste is false" (ebd.: 111). Nicht immer, oder möglicherweise sogar selten, seien Individuen Akteure, die ihre Umgebung aktiv gestalten, sodass diese eine Repräsentation ihrer selbst wird. Vielmehr bliebe sie in ihrer Materialität befremdlich. So *vergegenständlichten* sich in Stil oder Materialität etwa staatliche Forderungen, moralische Vorstellungen oder auch soziale Kategorien, die durch sie wirkungsvoll werden und – um nicht ganz fremd zu bleiben – ihrerseits kreativ angeeignet werden. Aktive Aneignung vollzieht sich über die Umgestaltung bestehender und das Hinzufügen persönlich bedeutungsvoller Dinge.[280] Der Blick auf die kreativen Aneignungsprozesse, der sich als Reaktion auf die Handlungsmacht der Dinge lesen lässt, macht auf die jeweiligen Ästhetiken aufmerksam, die sich schwerlich aus einer einzigen sozialen Kategorie wie etwa der Klasse oder dem Geschlecht heraus erklären lassen. „Through the reinforcement of various influences at particular times, certain traits and styles develop which come to characterize them", so hatte Miller (2008) betont, „not as individuals but as a network of relationships" (ebd.: 293). Die Ästhetik, die hieraus entsteht, „refers to pattern, sometimes an overall organisational principle that may include balance, contradiction and the repetition of certain themes in entirely different genres and settings" (ebd.). Nicht nur für jede Frau, auch für jedes der Frauenpaare lässt sich in diesem Sinne eine eigene *vestimentäre Ästhetik* herausarbeiten, die sich aus der lebenslangen Entwicklung der Beziehung ebenso speist wie aus vergangenen sowie gegenwärtigen Lebensweisen jeder Einzelnen. Ich möchte in Anlehnung an Miller (2008) präzisierend vorschlagen, von einer *vestimentären Beziehungsästhetik* zu sprechen, um zu kennzeichnen, dass sie sich aus der Beziehung Mutter/Tochter ableitet und erst durch diese verständlich wird. Auf diese Weise lässt sich das Zusammenspiel von

„Soziologie der Assoziationen" (Latour 2007: 30) vorgeschlagene Vorgehensweise der Beschreibung mit der Forschungsperspektive dieser Arbeit jedoch nur schwerlich vermitteln. Die ANT bedient zwar das Interesse einer kulturanthropologischen Erforschung von Artefakten, die Dichotomie von Subjekt und Objekt zu überkommen (vgl. Chua/Salmond 2012: 104, kritisch auch Kneer 2008, Lindemann 2008, auch Knappett 2008). Mit ANT können jedoch vor allem „Stabilisierungen, Veränderungen und Verfestigungen" (Schwertl 2013: 113) untersucht werden. Zeitlichkeiten im Sinne historischer Kontexte etwa geraten damit weniger in den Blick, da sie über die Situationen hinausgehen, weshalb auf diese Weise mithin situative Generationalisierungen, nicht aber die Diskurse ersichtlich werden, in die sie eingebunden sind.

[279] Vgl. Miller 1987: 129–130. Zu einer ausführlichen Herleitung siehe Miller 1987: 3–82; Miller 2005: 8–10 oder Miller 2010, zudem Tilley 2006.

[280] Vgl. Miller 2001: 112–119.

sozialen, räumlichen und zeitlichen Bezügen und Kontexten näher untersuchen, die sich in den Kleidungsstücken und -praktiken verdichten und die für das Sich-Kleiden in Mutter-Tochter-Beziehungen relevant sind. Einen Baustein, der sich in deren Ausgestaltung als bedeutungsvoll erwies, habe ich bereits beschrieben: Familie und Verwandtschaft.

Nun haben Liana Chu und Amiria Salmond (2012) sehr richtig festgestellt, dass Millers Programm der *Material Culture Studies* Gefahr laufe, die Analyse auf den Prozess der Vergegenständlichung zu eng zu führen. „What he offers, in this sense, is another universalizing way of (re)conceptualizing person and things" (ebd.: 109), so die Autorinnen, die weiter ihr Unbehagen mit der daraus resultierenden methodologischen Prämisse darlegen:

> „Yet, this seems to sit uncomfortably with the main thrust of his methodology: namely, its commitment to taking the diversity of ‚vulgar' conceptualizations seriously. Ethnography reveals that not all ‚common sense' understandings of artefacts embrace the same taxonomies, philosophies and sensory templates, so that what may seem straightforwardly ‚material' to ethnographers may not be the same (sort of) thing to their informants. Within a framework that insists on the virtual uniquity of ‚objectification', however, such discourses and experiences can only remain descriptive." (ebd.)

Es bestehe die Gefahr, dass alternative epistemologische und ontologische Möglichkeiten aus dem Analyseprozess ausgeschlossen würden. Der Blick auf das Konzept der vestimentären Beziehungsästhetik bestätigt das, da es auch auf die *agency* der Dinge verweist, die sich nicht (allein) über den dialektischen Prozess der Materialisierung fassen lässt. Wesentlich ist auch, das Wirk- und Handlungspotential als ein konstitutives Moment der vestimentären Praxis in Generationenbeziehungen zu berücksichtigen. Um sich dem Zusammenhang von Mutter, Tochter und Kleidung anzunähern, erweist sich die von Alfred Gell (1998) vorgeschlagene Perspektive als anschlussfähig, denn sie interessiert sich für die Art und Weise der Verbindung und dafür, „how human efficacy and creativity could be distributed in, imputed to and offered from artefacts by people" (Chua/Salmond 2012: 105). *Agency* wird von Gell (1998) als Attribut von Entitäten gefasst,

> „[which] are seen as initiating causal sequences of a particular type, that is, events caused by acts of mind or will or intention, rather than the mere concentration of physical events. As a result of this exercise of agency, certain events transpire (not necessarily the specific events which were ‚intended' by agents)." (ebd.: 16)

Die Objekte selbst werden als „*secondary agents*" (ebd.: 21) bezeichnet, weil sie weder die Ereignisse willentlich initiieren, noch moralische Verantwortung für ihre Wirkweisen übernehmen. Sie sind „objective embodiments of *the power or capacity to*

will their use" (ebd.). Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Objektivierung in ihrer gegenständlichen Form den Modus darstellt, in dem *agency* sich manifestiert.[281] Im Kern geht es in Gells „Art and Agency" (1998) allerdings um die Frage, wie die Wirkung von Kunst als kreative Praxis zu konzeptionalisieren sei.[282] Bereits Trudi Schuhmachers Auseinandersetzung mit den Familienfotos hat gezeigt, dass der hier verhandelte Einheitslook auch dem Nähen als kreativer Praxis mütterlicherseits geschuldet war.[283] Die Ensemblebildung, wie ich sie auch vor Tatjana Becks Kleiderschrank beobachtete, verweist auf den Zusammenhang von Kleidungspraxis und Kreativität, wie ihn Sophie Woodward (2005) in ihrer Studie zu den vestimentären Auswahlpraktiken hervorgehoben hat. Sie operationalisiert dabei die Gell'sche Bestimmung von *agency* in zweierlei Hinsicht. Die Distribution von Intentionen impliziere eine Eigenlogik der textilen Materialität. Sie führe dazu, dass der von der Trägerin beabsichtigte Ausdruck eben *nicht* die entsprechende Wirkung zeitige. Zugleich mache Kleidung die Trägerin empfänglich für Effekte eines „externalized, potentially distributed, mind" (ebd.: 37). Daraus ergebe sich ein gewisser Kontrollverlust mit Blick auf den intendierten Eindruck. Hierauf fuße somit die Sorge, sich nicht angemessen zu kleiden. Mich interessiert mit Blick auf die vestimentären Praktiken in Generationenbeziehungen – wie eingangs erläutert – vornehmlich die Frage nach dem assoziierenden Potential der Dinge. Gell (1998) hat Hersteller, Dinge und Rezipienten miteinander gekoppelt und somit ein Verständnis von *agency* vorlegt, das auf Relationen abzielt:

> „That is to say ‚social agents' can be drawn from categories which are as different as chalk and cheese (in fact, rather more different) because ‚social agency' is not defined in terms of ‚basic' biological attributes (such as inanimate thing vs. incarnate person) but is relational – it does not matter, in ascribing ‚social agent' status, what a thing (or a person = is) in itself; what matters is where it stands in a network of social relations." (ebd.: 123)

Kleidungsstücke interessieren mit Blick auf die Mutter-Tochter-Beziehungen als Dinge mit Eigenlogik, Handlungspotential und Wirkmächtigkeit, denn grade deshalb erweisen sie sich als zentrale Bausteine dieser *culture of relatedness*.

In „What is a relationship? Kinship as Negotiated Experience" (2007) hat Daniel Miller die flexibilisierte wie dynamisierte Konzeption von Familie und Verwandtschaft problematisiert, weil sie die Gefahr berge, jedwede Relevanz von Wertvorstellungen und Normen zu negieren. Dass „formal kinship" (ebd.: 538)

---

[281] Kritisch zu diesem Verständnis von agency äußert sich etwa Ingold (2010): „Yet, paradoxically, these attempts to move beyond the modernist polarisation of subject and object remain trapped within a language of causation that is founded on the very same grammatical categories and that can conceive of action only as an effect set in train by an agent" (ebd.: 95). Da ich in der Praxis die Dinge in ihrer Relevanz für die Mutter-Tochter-Beziehung rekonstruktiv und somit aus einer spezifischen zeitlichen Perspektive heraus erforsche, erscheint es mir sinnvoll, bei den Effekten zu bleiben.

[282] Einen Überblick über das Werk liefert Hoskins 2006.

[283] Vgl. Abb. 2.

insbesondere dort zu berücksichtigen sei, wo der Umgang mit Dingen Beziehungen modelliere, hat er anhand von Einkaufspraktiken herausgearbeitet.[284] Es sei notwendig, verwandtschaftliche Beziehungen nicht mehr im Hinblick auf ihre Bedeutung zu befragen, sondern dahingehend zu untersuchen, inwieweit sie bedeutungsvoll seien. „The argument", so Miller (1998), „is that what makes a relationship meaningful, as opposed to merely having meaning, is almost always a process of objectification" (ebd.: 53). Geschmack habe sich hier weniger als die Repräsentation von Distinktionen und Klassenzugehörigkeit erwiesen denn als „process in the creation of relationships" (ebd.: 21). Kaufentscheidungen sind – so die These – Vergegenständlichung von sozialen Beziehungen. Sowohl in der Einkaufspraxis als auch in dem, was letztlich ausgewählt werde, schlagen sich wechselseitige Erwartungen und Vorstellungen nieder. Der Akt der Auswahl und des Einkaufs im Kontext etwa von Paar- oder auch Mutter-Kind-Beziehungen sei demnach als Dreieck zu beschreiben, dessen Eckpunkte (a) das Subjekt, wie es im Alltag erfahren wird, (b) die Vorstellung von der sozialen Rolle, die gesellschaftliche bzw. mediale Diskurse hervorbrächten sowie (c) die Ware, die erworben wird, bilden.[285] Die Auswahl von Dingen erweist sich vor diesem Hintergrund einerseits als ein Mittelweg zwischen normierenden Vorstellungen von Verwandtschaftsrollen und Verwandtschaftsbeziehungen, wie sie in Diskursen verhandelt werden, und als das Wissen um den individuellen Verwandten und die gelebte Beziehung im Alltag andererseits. „Shopping and similar practices are viewed as (among other things) attempts to resolve these dialectical contradictions. Although such resolutions are always temporary, the process itself is what is understood as giving relationship depth" (ebd.: 53). Wenn ich im Folgenden das Augenmerk auf einen zweiten Aspekt der *vestimentären Ästhetiken* richte, so ist eben jener Hinweis auf den Einfluss von Diskursen, wechselseitigen Vorstellungen und Erwartungen insofern von Bedeutung, als sie sich im Rahmen von Generationalisierungsprozessen und Generationalitäten gleich in mehrfacher Hinsicht als wirkungsvoll erweisen.

[284] Auch hier basieren die Erkenntnisse auf ethnografischen Studien im London der Gegenwart. Vgl. Miller 1998: 10–12.
[285] Vgl. ebd.: 33.

3. Zeitbezüge. Zur Situiertheit der vestimentären Praxis

Das Schlafzimmer war aufgeräumt. An der einen Wand standen zwei mehrtürige Schränke, im Spalt dazwischen befand sich ein Korb, vermutlich für Schmutzwäsche. Ein Wäscheständer lehnte an der Schrankwand. Gegenüber der Tür hing ein Spiegel mit einer auf antik getrimmten Fassung. In der Ecke neben einer Kommode lag ein Stapel Kleidung. Trudi Schuhmacher erklärte mir, dass es sich hierbei um Aussortiertes für den Flohmarkt handelte.[286] Ich besuchte sie an diesem Vormittag, um mit ihr gemeinsam ihre Garderobe zu betrachten. Das Ehebett war gemacht, Kissen und Decken mit weißem, geblümtem Bettzeug bezogen. Trudi räumte es zur Seite. „Dann kannst Du Dich draufsetzen." Ich setzte mich auf das Bett und sie öffnete ihren dreitürigen Schrank. In der linken Hälfte lagerten Pullover und Oberteile, grob farblich sortiert. Auf dem Boden befanden sich Taschen in verschiedenen Größen – obenauf eine große aus Korb. Die andere Schrankhälfte war größer und hatte eine kleine Ablagefläche oben, wo die Kleidung eng gestapelt war. Ein geringelter dunkler Schal hing heraus. Links im Schrank stand eine kleine Kommode, auf der Jeanshosen lagen. Auf dem Schrankboden daneben lagerte Bettwäsche. Die Kleiderstange war voll. An ihr hingen neben Jacken und einigen Oberteilen auch Kleider, eines davon in einer Schutzhülle. Ich sollte im

[286] Vgl. Schrankgespräch Trudi Schuhmacher 11.4.2008.

Verlauf unseres Gesprächs erfahren, dass die Sortierung der T-Shirts nach Farben meinem Besuch geschuldet war. Trudi hatte das Aufräumen gleichfalls zum Anlass genommen, Dinge auszusortieren und war dabei auf Kleidungsstücke gestoßen, von denen sie gar nicht mehr wusste, dass sie sie noch besaß.[287]

Einige Aspekte ihrer Garderobe hatten wir bereits diskutiert: den Erwerb, das für sie problematische Aussortieren, die unliebsamen Geschenke ihrer Mutter. Trudi stand vor ihrem Kleiderschrank und überlegte. Längere Sachen trage sie gegenwärtig sehr gern und zog zwei trägerlose Tops aus dem Schrank, eines dunkel gestreift, eines hellgrau gepunktet, beide mit Spitzenborte am Saum. Ein weiteres in Rosa besäße sie zudem von den Shirts, welche sie vor allem unter Pullovern trage, die nicht über die Hüften reichten. Das schwarze allerdings zöge sie eigentlich kaum an: „Aber wieso? Weiß ich jetzt auch nicht."[288] Sie lachte und erklärte mir dann, dass sie sich eher sportlich kleide. Schicke Kleidung trage sie selten. Auch wenn ihr das bei anderen durchaus gefalle, entspreche es ihr nicht, denn sie brauche das Gefühl, genügend Bewegungsfreiheit zu haben. Überhaupt sei es so, dass sie gerade dann, wenn sie wisse, „ich muss mich schick machen", keine Lust mehr dazu habe. Kurz darauf fiel ihr Blick auf die Aufbewahrungsbox mit rotem Stoffbezug, die in der rechten Schrankseite neben dem Jeansstapel stand. Sie holte sie heraus und begann auf dem Boden kniend, mir einige der Gürtel zu zeigen, die sie darin aufbewahrte. Hier war einer zu finden, der ihr „inzwischen zu viel Glitzer"[289] hatte. Sie berichtete mir, dass sie eine Phase gehabt hatte, in der sie „ganz viel so Glitzersachen"[290] getragen habe. Mittlerweile sei sie aber wieder zu den sportlicheren, bequemeren Sachen zurückgekehrt, die ihre Garderobe bereits vor dieser Phase dominiert hatten. Ihr Freundeskreis, in dem sie vor etwa zweieinhalb Jahren verkehrte, sei eben „auch so bisschen schicker angezogen"[291] gewesen, sie habe sich dann angepasst. Dabei habe sie diesen Stil aber letztlich nur an Wochenenden gepflegt, weil sie ja als Kindergärtnerin arbeitete. Mittlerweile orientiere sie sich nicht mehr so deutlich an den Freunden, sondern trage, was ihr gefalle. Kleidung schien als Thema zwischen den Freundinnen erhalten geblieben zu sein. Mit einer Freundin, so Trudi, habe sie erst neulich ein Video angesehen, welches auf einer gemeinsamen Klassenfahrt entstanden war.

> „Und ich hab gesagt, also so schrecklich hatten wir es nicht in Erinnerung. Also wo wir uns dann gesehen haben, haben wir auch gesagt: ‚Ach, oh Gott.' Es ist so, jetzt, es ist irgendwie mit dem Abstand sahen wir schon ein bisschen anders (lacht: Also sahen wir schon schlimm aus). Also wir hatten so einen Bob, also so, ganz kurz, beide, dann hatten wir ähm so Stoffhosen vom, vom Pimpkie oder an. Also auch nicht, also einfach nicht schön. Und

[287] Vgl. Feldnotizen 11.4.2008.
[288] Schrankgespräch Trudi Schuhmacher 11.4.2008.
[289] Ebd.
[290] Ebd.
[291] Ebd.

dann hatten wir die Plateauschuhe von Buffalo und dann irgendwelche engen (Aussetzer) Also sah halt wirklich ein bisschen Jetzt im Nachhinein denk ich mir ‚Okay, sieht sah echt nicht gut aus.' Also wir können jetzt wahrscheinlich eher verstehen, warum unsere Eltern gesagt haben: ‚Na ja. Ist vielleicht nicht so (lacht: toll.') Aber damals sah, sind alle irgendwie so rumgelaufen und wenn man nicht so rumgelaufen ist, dann war man halt irgendwie ja auch nicht ähm, . nicht in oder ich weiß es nicht. Aber Na, man hat sich ja schon sehr dem Modetrend, ist man ja schon sehr hinterher. Aber ich denk, es ist auch wichtig, um dann irgendwie sein eigenen Geschmack zu entwickeln und dann sagen: ‚Okay, nee. Das geht jetzt doch gar nicht.' Oder: ‚Möchte ich jetzt so nicht mehr tragen.' Ja. Also letztendlich sind wir ja auf (lacht: unseren eigenen Geschmack gekommen.) Ja. Aber zu der Zeit war das halt toll. Also wer weiß, wie ich jetzt in zwanzig Jahren dann drüber denke, wie äh denk, wie ich eben jetzt rumgelaufen bin. Ja. (3) Aber Also was ich überhaupt nicht möchte, das ist so (3) Also ei- Ich möchte eigentlich nicht wirklich aus der Mode kommen. Weil, wenn ich manchmal so im Fernseher sehe, sind dann auch Fünfundzwanzigjährige, wo ich dann auch denk: ‚Oh Gott.' Weil das dann schon alles so bieder oder so. Also, ist dann vielleicht auch denen ihr Geschmack oder so. Das ist ja auch okay, aber wo ich mir dann denk, glaub ich, renn ich dann noch irgendwelchen Bin ich vielleicht doch noch eher so, dass ich guck, dass im Trend bin, ein bisschen und dass ich einfach modern bleib. Also ich möchte nicht irgendwann so (lacht: bieder rumlaufen.) Also ich find das immer erschreckend, weil ich finde, die wirken dann viel älter. Ja. Ich möchte, da möchte ich, glaub ich, schon jugendlicher bleiben."[292]

Sie schwieg einen Augenblick. Dann erfuhr ich, dass sie zwischen einem jugendlichen Kleidungsstil und der gegenwärtigen Kleidung Jugendlicher unterschied. Letzteren lehnte Trudi ebenfalls ab. Als „nicht ganz jugendlich, aber einfach schon noch ein bisschen mo-, also moderner", als nicht „wirklich bieder"[293] beschrieb sie mir ihr Ideal und dazu gehörte nicht nur die Abgrenzung zu Kleidung, die unmodern wirkte. Sie trafen nicht ihren Geschmack, die Trends, die sie gegenwärtig bei Jugendlichen sah: Die bei Jungen zu beobachtende Praktik, Tennissocken über das Hosenbein zu ziehen, anstatt sie darunter zu verbergen, befremdete sie ebenso, wie ihre Feststellung, dass mollige Frauen enge Röhrenjeans und knappe Oberbekleidung trugen. Es war gerade letzteres, was ihrer Meinung nach typisch für die heutige Jugend sei, zu denen ihrer Beobachtung nach viele Übergewichtige zählten.[294]

[292] Ebd.
[293] Ebd.
[294] Vgl. Feldnotizen und Schrankgespräch 11.4.2008.

Die Szene vor Trudi Schuhmachers Schrank verdeutlicht: Das vestimentäre Selbstverständnis der Frauen ist vielfältig zeitlich dimensioniert. Die Prozesshaftigkeit und Dynamik eigener Kleidungspraktiken und Geschmackspräferenzen werden mit Bezug auf Altersgruppen verhandelt und vor dem Hintergrund der Altersangemessenheit von Kleidung reflektiert. Mode dient als Zeitachse, an der sich die eigenen Positionierungen orientieren. Der Konnex von Kleidungspraxis und Position im Lebenslauf einerseits sowie die Verbindung von Kleidungspraxis und Kohortenzugehörigkeit andererseits, die sich aus diesen Dimensionen ableitet, sollen im Folgenden betrachtet werden. Für den Moment wird deshalb der verwandtschaftliche Zusammenhang zugunsten der Frage nach Strategien und Ressourcen vernachlässigt. Ich werde das Alter der Frauen und die daraus resultierenden Effekte ins Zentrum rücken, wobei *Alter* als Kategorie der sozialen Klassifikation verstanden wird und somit als Variable, mit der im Lebensverlauf unterschiedliche soziale Status und Rollen assoziiert werden. Alter erwies sich, wie ich zeigen werde, als ein weiterer Parameter bei den Ver- und Aushandlungen des vestimentären Geschmacks im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung, der für die Frage nach vestimentären Praxen und Selbstpräsentationen in Mutter-Tochter-Beziehungen zu berücksichtigen ist.

3.1 Übergangsphasen und vestimentäre Konventionen

„Ich zeig Dir noch im Wohnzimmer ein paar Textilien."[295] Es war der Tag nach Rosenmontag in einer Kölner Altbauwohnung. Hier wohnte Mercedes Lingen (Jg. 1949), deren Tochter Trixi ich einen Monat zuvor an ihrem Studienort Berlin kennengelernt und interviewt hatte. Bereits gut eine Stunde war ich Mercedes Lingens biografischen Ausführungen zu Kleidung und Generationenbeziehungen gefolgt, die sie in bemerkenswert eloquenter Weise vorgetragen hatte. Wir hatten gemeinsam einige Fotos betrachtet. Das Zimmer, das wir nach diesen Ausführungen betraten, war geräumig und hell, mit dunklem Holzparkett, weißen Vorhängen und verschiedenen Gemälden an den Wänden. Gegenüber der Fensterfront standen Bücherregale, rechts ein Klavier, links eine Bank mit Schrankaufsatz, verziert mit Ornamenten, daneben ein Sessel mit hellblauem Polster. Der Raum war weitgehend im Jugendstil gehalten. „Also, das ist jetzt, wie man dazu zu sagen pflegt, mein bürgerliches Wohnzimmer."[296] Für Mercedes war der Raum schlicht „Kunst". Sie ging zum Tisch, auf dem sie mir ihre Garderobe bereitgelegt hatte. Auf den ersten Blick überwogen schwere Stoffe wie Wolle und Samt, gedeckte Farben kontrastierten mit hellen Schals und so zeigte sie mir dann auch als erstes ihren Lieblingsrock: ein blaues Teil in Crinkleoptik.

[295] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
[296] Ebd.

Sie drapierte den Rock (Abb. 19) auf den Tisch, betrachtete die restlichen Kleidungsstücke, griff eine Wolljacke in rostrot, „aus ganz anderem Material“[297], legte diese auf den Rock. Dazu gehörten noch farblich passende Strümpfe, beschrieb Mercedes, die seien aber gerade in der Wäsche. Schließlich kam noch ein mintfarbener Schal dazu. „Bin ich picobello angezogen.“[298] Nach Meinung ihrer Tochter sei sie damit overstyled, so Mercedes, während sie eine Kombination aus schwarzem langen Rock und schwarzer Jacke

Abbildung 19: Frau Lingens bereitgelegte Kleidung. Foto NWB 20.2.2007.

Abbildung 20: Das sportliche Outfit. Foto NWB 20.2.2007.

mit Fellbesatz auf einen Bügel hing. „Also“, sie warf den blassgelben Schal um das Ensemble und hielt es vor sich in die Höhe, „so geh ich zur Arbeit in der Kluft. Da fühl ich mich wohl drin.“[299] Auch aus den verbleibenden Kleidungsstücken bildete sie ein Ensemble: „ganz sportlich“[300]. Den wadenlangen Rock aus hellem Jeansstoff mit dem Gehschlitz an der Vorderseite kombiniere sie mit einem hellblauen Shirt. Sie legte den Rock auf das Parkett und dazu ein dunkelblaues, lang geschnittenes Jackett aus Samt. Um ein nicht gänzlich unifarbenes Outfit zu kreieren, drapierte sie schließlich noch einen blassroten Seidenschal rechts auf das Revers (Abb. 20). Zufrieden war sie jedoch nicht.

„Das ist nicht schön.“[301] Kombiniert mit einem Schal in Crinkleoptik und farblich in einem weiteren Blauton ließ

[297] Ebd.
[298] Ebd.
[299] Ebd.
[300] Ebd.
[301] Ebd.

sich ebenfalls kein Outfit entwerfen, welches ihr gefiel, „weil das nicht kontrastiert."[302] Mit dem roten Schal sei es wenigstens „witzig". Einen „bisschen einen verrückten Schnitt"[303] hatte für sie der bereits erwähnte, lange schwarze Rock. Zu dem Rock, den sie sehr gerne trage, wähle sie in der Regel ein schwarzes Oberteil. Der Ballonschnitt und die Raffung seitlich auf Wadenhöhe schienen offenbar ausreichend, um ein Outfit zusammenzustellen, welches ihr nicht zu schlicht erschien. Das gelbe Oberteil, welches noch auf dem Tisch lag, war für sie auch denkbar, doch letztlich war es der blaue Schal, den sie quer über den Rock legte.

Während Mercedes die Ensembles anordnete und betrachtete, bat ich sie, mir vom Stellenwert, den das Kombinieren für sie einnahm, zu erzählen, davon, wie sich ihre Lieblingsgarderobe gestaltete, wie sie ihre Sachen morgens zusammenstellte. Wir sprachen daraufhin auch über den Erwerb der Kleidungsstücke und darüber, welche Kriterien sie an die Dinge anlegte. Ausgehend von den Kleidungsstücken auf dem Tisch in ihrem Wohnzimmer erörterte sie mir ihre gegenwärtigen Kleidungspraktiken. Der Kontrast, der dabei ihre Argumentationen bestimmte, war kaum zu übersehen. An jenem Tag trug sie einen tomatenroten Hosenrock aus Vlies, dazu einen steingrauen schlichten Feinstrickpullover mit V-Ausschnitt, dunkle Socken, rote Filzpantoffeln. Im Gegensatz zu den Ensembles, die auf dem Boden, am Schrank, auf dem Tisch zusammengestellt lagen oder hingen, war es keineswegs dezenter, aber deutlich legerer. Sie fühle sich eben besser angezogen mit ihrem Lieblingsrock aus schwarzem Leder als in den Klamotten, die sie gerade trage. Diese Trennung zwischen Kleidung, die im Haus getragen werde, und jener, mit der sie samstags einkaufen gehe und zudem jener, die sie zur Arbeit trage, habe sich über die Jahrzehnte entwickelt und sei zur Gewohnheit geworden. Sie sah an sich herunter. „Das ist mein Zuhause-Kostüm. Fühl ich mich aber super wohl, weil es ganz warm und kuschelig ist."[304]

Szenen wie diese zeugen von klaren Regeln im Umgang mit Kleidung und deren Relevanz im Prozess der Selbstdarstellung.[305] Die praktische Unterscheidung zwischen dem privaten Setting der heimischen Wohnung und den verschiedenen Öffentlichkeiten ist unschwer als Ausdruck und Effekt der Vorder- und Hinterbühne im Goffman'schen Sinne[306] zu verstehen. Sie verweist in diesem Fall auf die Arbeit, die Mercedes in ihre Garderobe investiert hatte. Die Zusammenstellung der Garderobe war ein Moment, in dem unterschiedliche Bekleidungsstrategien und -taktiken „altersstrukturiert – wie strukturierend" (König 2007: 299) in Erscheinung traten. Da alle interviewten Frauen mit wenigen Ausnahmen berufstätig waren oder aber in einem Ausbildungsverhältnis standen, erwiesen sich die nor-

[302] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
[303] Ebd.
[304] Ebd.
[305] Vgl. hierzu die Arbeiten Erving Goffmans, z.B. Goffman 2002, bes. 10–53 [Techniken der Imagepflege] oder auch Goffman 1982.
[306] Vgl. Goffman 2003: 99–128.

mativen Codes dieser Arenen als Fluchtpunkte, an denen sich die Ensemblebildung orientierte. So führte die 58-jährige Psychologieprofessorin Michaela Karstensen in unserem Einzelgespräch eine Reihe von pragmatischen Überlegungen an: als Hauptkriterium das Wetter, weiter die Art der Fortbewegung zum Arbeitsplatz und schließlich das „Lustprinzip". Dadurch werde „(lacht: die Vorselektion,) ob Hose, Rock mit Strümpfen, ohne Strümpfe und was auch immer"[307], bestimmt. Magda Schuhmachers Schilderung hingegen zeigt, dass diese Kriterien auch durch die normativen Codes der jeweiligen sozialen Arena – und durch die soziale Positionierung, die damit einhergeht, präfiguriert sind. Sie liege morgens wach, so die 51 Jahre alte Sekretärin in einer Schule für Logopädie, und durchdenke die Zusammenstellung der Garderobe. Im Winter habe sie „bedeutend weniger Hosen als Oberteile"[308] im Schrank und so sei deren Auswahl die erste zu treffende Entscheidung. Sie achte darauf, hier abzuwechseln, „so hintereinander halt, dass man nicht immer in der gleichen rumläuft"[309]. Schließlich sei es dann wahrscheinlich, stets nach der Lieblingshose zu greifen. Die Entscheidung für eine Hose hing jedoch noch von einem weiteren Kriterium ab: dem des Gesehen-Werdens als regulierendem Moment der Ensemblebildung. Wenn z.B. schlechtes Wetter herrsche, so seien helle Hosen weniger in Erwägung zu ziehen, da diese „unten rum dann ganz verdreckt"[310] wären, bis sie das Büro erreiche. Sie hatte lachen müssen, als sie fortfuhr, denn das Zusammenstellen von Hose, Pullover, T-Shirt am darauffolgenden Tag würde weniger Zeit in Anspruch nehmen. War einmal eine Entscheidung getroffen, so schränkte diese den Pool an Optionen ein. Es schien den Akt der Auswahl zu erleichtern, der der Ausgestaltung der sozialen Rollen diente, d.h. jenen Bündeln von Eigenschaften, die an spezielle Positionen wie die berufliche geknüpft sind.

Bereits vordefinierte Arbeitskleidung, wie sie in den Dienstleistungsberufen im Gesundheitssektor, in denen einige Befragte arbeiteten, üblich war, entlastete in dieser Hinsicht nur bedingt. Es sei eigentlich unerheblich und somit auch nicht problematisch, was man morgens greife, weil man sich ja umziehe, erklärte mir die Schwesternschülerin Tabea Decker (Jg. 1985).[311] Die einem frühen Aufstehen geschuldete Praktik, zu greifen, was bereits herumlag oder auch der scannende Blick in den Kleiderschrank, der zu einem schnellen Ergebnis führte, machen jedoch aufmerksam auf die Taktiken und die Relevanz von Routinewissen[312], welches das morgendliche Auswahlverfahren bestimmten. Tabeas Mutter Martina (Jg. 1958) etwa verfügte über „Basics"[313]. Ihr bleibe regelmäßig wenig Zeit, etwas aus-

307 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
308 Einzelinterview Magda Schuhmacher 17.7.2006.
309 Ebd.
310 Ebd.
311 Vgl. Einzelinterview Tabea Decker 2.8.2006.
312 Vgl. Schütz/Luckmann 2003, vgl. auch Knoblauch 2005: 141–152.
313 Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.

zusuchen und so sei es für sie eine Entlastung, während der Woche auf „Jeans, weißes T-Shirt“[314] und schließlich eine Bluse zurückgreifen zu können. Sie beschrieb mir diesen Teil ihrer Garderobe detailliert, es handele sich nicht um gewöhnliche Baumwoll-T-Shirts, sondern solche aus „diese[n] neue[n] Materialien, meistens Mikrofaser“[315]. In der Farbe der Blusen folgte sie einer affektiven Logik, indem sie vorm Spiegel stand und feststellte, ob ein „Grüntag“ oder ein „Blautag“[316] sei. „Für Unschlüssigtage“ besaß sie ein Männerhemd in rosa, welches aus der Garderobe ihres Schwiegervaters stammte, sowie ein weiteres „hellblaues Herrenhemd aus Baumwolle“[317]. Die Hemden wurden mit hochgekrempelten Ärmeln getragen und nicht zugeknöpft und dies sehe „dann gut aus. […] Das ist okay.“[318] Eine solche Sicherheit im Arbeitssetting bedarf der entsprechenden Taktik und der Erfahrung, um die persönlichen Geschmackspräferenzen mit den Anforderungen im Beruf in Einklang zu bringen und so den erwünschten „Rahmen“ (Goffman 2004) für die Selbstdarstellung zu nutzen. In den Schilderungen der morgendlichen Routinen kamen besonders die Schwierigkeiten zur Sprache, die mit diesen Anforderungen einhergingen. Vor diesem Hintergrund erweist sich das vestimentäre Routinewissen als ein erstrebenswertes wie erlernbares Wissen. Die zum Zeitpunkt des Gesprächs 41 Jahre alte Tiffani Müller erzählte mir, dass sie, um Zeit zu sparen, während des Aufstehens und im Bad überlegte, was sie an diesem Tag tragen könne und sich dann in der verbleibenden Zeit bis zum Verlassen des Hauses gelegentlich doch noch umziehe.[319] Tina Hackenberg, 38 Jahre alt, schilderte, dass es mit der Auswahl immer ein wenig dauern würde und sie sich schon überlegt habe, ob sie ihre Kleidungsstücke nicht am Vorabend raus legen solle.[320] Von der 30-jährigen Theodora Voigt erfuhr ich, dass sie sich ganz aktuell seit einigen Wochen angewöhnt habe, genau dies zu tun, weil es sonst morgens ein „Chaos“[321] sei. Es fehle ihr die Zeit, weshalb sie, „so blöd sich es anhört“[322], schon mal verschiedene Socken zur Arbeit getragen habe. Sie mache eigentlich kaum Fehler, dieser Vorfall habe sie aber schockiert. Um zu vermeiden, nochmals die Füße den ganzen Tag unter ihrem Schreibtisch verstecken zu müssen, suche sie sich bereits abends Kleidung heraus.

Insbesondere die jungen Frauen befanden sich mit Blick auf die erwähnte Sicherheit in Fragen morgendlicher Kleiderauswahl in einer Übergangsphase. Routine hatte sich noch nicht eingestellt, was auf den prozessualen Charakter vestimentären Wissens verweist. Frau Karstensens Schilderungen der beruflichen Kar-

314 Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.
315 Ebd.
316 Ebd.
317 Ebd.
318 Ebd.
319 Vgl. Einzelinterview Tiffani Müller 7.9.2006.
320 Vgl. Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
321 Einzelinterview Theodora Voigt 19.8.2006.
322 Ebd.

riere machen die Prozesshaftigkeit besonders gut deutlich. Frau Karstensen war zu unserem Einzelgespräch gerade aus der Universität, an der sie als Dozentin tätig ist, zurückgekehrt und saß mir nun in weißer Bluse und brauner Stoffhose gegenüber. Sie erzählte mir von ihrem Studium im Berlin der späten 1960er-Jahre, einer Zeit, die sie „rückwertig“[323] als Phase des abrupten Wandels und der Freiheiten in universitären Kontexten beschrieb. Da sie mir die vestimentären Aspekte dieser Zeit geschildert hatte, interessierte mich der weitere Verlauf ihrer Bekleidungsbiografie und so kamen wir auf den Zusammenhang von Beruf und Garderobe zu sprechen. Sie erzählte mir Folgendes: Ihre wissenschaftliche Laufbahn begann als Tutorin, danach arbeitete sie als examinierte Hilfskraft, bis sie schließlich eine Assistentenstelle erhielt. Bis zu diesem Zeitpunkt war sie „parallel an einer Erziehungsberatungsstelle“[324] freiberuflich tätig. Damals gab es noch nicht den sich heute abzeichnenden Trend, „im Job förmlich“[325] gekleidet zu sein. Im Zuge der bundesweiten Schaffung von Studierendenberatungsstellen Ende der 1970er-Jahre wechselte sie dann in eine Leitungsposition, zu der der Aufbau der Institution zählte. In der Einrichtung selbst trug sie weiterhin „normale“ Kleidung, „aber wenn es dann irgendwelche Meetings gab mit Professoren oder Fakultät oder was auch immer, also vor allem mit den Herren Professoren, die dann schon alle wieder in Anzügen herum liefen“[326], kleidete sie sich ebenfalls anders. Ihre Garderobe begann sich sukzessive zu wandeln: Sie schaffte sich ein Kostüm an, einen Hosenanzug, „einfach mal ein bisschen was Feineres für solche Gelegenheiten“, eine Garderobe, die sie „im normalen Alltag dann, im Job“[327] nicht anzog. Obgleich sie später an die Universität, „also im Grunde zum, zum normalen Lehrbetrieb“ zurückkehrte und sich in einen Kontext stellte, in dem sie keine sozialen Notwendigkeiten sah, sich anders zu kleiden als zuhause, gab es doch „schon einen kleinen Unterschied.“[328] T-Shirts, die sie am Wochenende daheim trug, kamen heute wochentags nicht mehr in Frage. Frau Karstensen sah in dieser Praktik ein „Tribut“[329], welches sie ihrem Alter zollte. „Also es gibt, es gibt so ’ne, es gibt jetzt Abstufungen (lächelt: in meinem Kleiderschrank.)“ Sie musste schmunzeln:

> „Also, das ist schon deutlich. Das gab’s früher in der Art nicht. Aber es macht auch Spaß. Also ich hab das gerne. Also das ist so wie in so verschiedene Häute schlüpfen. Also mal ganz nobel und ähm, wobei ich genau weiß, dass ich bestimmte Dinge nie jeden Tag anziehen würde und dann irgendwas dazwischen.“[330]

[323] Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
[324] Ebd.
[325] Ebd.
[326] Ebd.
[327] Ebd.
[328] Ebd.
[329] Ebd.
[330] Ebd.

Sie schien das Für und Wider ihrer Beobachtung abzuwägen, führte dann eine Freundin an, die ebenfalls zuhause anders gekleidet war als im Büro und kam zu dem Schluss, dass sie nicht die Einzige war, deren Garderobe „so leichte Abstufungen“[331] aufwies.

Es war offensichtlich, dass Frau Karstensen in ihren ‚Kostümierungen‘[332] gezielt auf Erfahrungen zurückgriff, die sie im Verlaufe ihrer Berufskarriere gesammelt hatte. Aus diesem Wissen erwuchsen jene Routinen, die die Frauen schilderten, die auf eine längere Berufslaufbahn zurückblickten. Es war jenes mithin implizite vestimentäre Wissen, welches sich die jungen Frauen an ihren Arbeitsstätten, in den dazugehörigen „communities of practice“[333] erst noch anzueignen schienen. Das Sich-Kleiden lässt sich eben auch jenseits der Familie als kontinuierliches Erwerben und Bearbeiten von Wissensbeständen lesen. Das Erfahrungswissen in seiner *biografischen Artikulation* zeigt, dass sich das darin ausdrückende soziale Altern in historischen Zusammenhängen vollzieht und deshalb spezifische vestimentäre Praktiken und Qualitäten zeitigt.[334] Mercedes Lingens Reden über den Einsatz der Farbe Schwarz in beruflichen Kontexten mag dafür als Beispiel dienen. Mercedes war Lehrerin, hatte sich jedoch gegen die Verbeamtung entschieden und somit nie im „Staatsdienst“[335] gearbeitet, sondern sich über den zweiten Bildungsweg selbst eine Stelle gesucht. Seit einigen Jahren war sie spezialisiert auf „Frauenlehrgänge“, denn als Feministin konnte sie „das Geschmischte“[336], wie sie es formulierte, mit der Zeit nicht mehr ertragen. Sie habe nicht mehr die Kraft aufbringen können für diese „Disziplinierungs- und auch Frauenarbeit“[337], als die sie die Lehre junger Männer begriff. Für ihre heutige Tätigkeit, so erfuhr ich, empfand sie schwarze Kleidung, ein zurechtgemachtes Äußeres, ein geschminktes Gesicht als besonders geeignet. „Wenn man Erwachsene unterrichtet, es hilft bei der natürlichen Autorität“, erzählte sie mir und schilderte, was sie regelmäßig am ersten Unterrichtstag trug: „City-Stiefel mit so hohen Absätzen, einen langen

331 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.

332 Vgl. hierzu die Diskussion des Begriffs der Kostümierung in Abgrenzung zur Uniform wie zur Maskerade in Mentges 2007.

333 Vgl. Wenger 1998.

334 Den Begriff der biografischen Artikulation entlehne ich Hubert Knoblauch (2005: 141–152) und seinen Ausführungen zur phänomenologischen Wissenssoziologie Alfred Schütz'. Ich folge ihm darin, dass alle Prozesse des Wissenserwerbs eine biografische Dimension haben und auch darin, dass der Wissenserwerb an biografische Situationen gebunden ist. Im hier interessierenden Kontext soll seine mithin individualistische Lesart aber zugunsten eines Verständnisses von Biografie zurückgestellt werden, das sich an Pierre Bourdieus Ausführungen zur Laufbahn orientiert. Es handelt sich hierbei stets auch um ein Nachvollziehen der sich artikulierenden „Abfolge von nacheinander durch denselben Akteur (oder eine bestimmte Gruppe) besetzte[n] Positionen […] in einem (sozialen) Raum, der sich selbst ständig entwickelt und der nicht endenden Transformationen unterworfen ist“ (1990: 80).

335 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.

336 Ebd.

337 Ebd.

schwarzen Lederrock, schwarzes Jackett, schwarzes Shirt, Perlenkette, großer Schlüsselbund, dunkelrot oder mittelrot die Lippen, Augen sehr stark betont, bisschen Frisur oder streng."[338] Sie nahm die halblangen Haare mit beiden Händen zusammen, was ihr Gesicht betonte. „Das macht dann einen ganz andern Typus, siehst Du?"[339] Wenn dann eine Schülerin zu spät zum Unterricht „Kaugummi kauend"[340] erscheine, und sie sie mit strengem Blick zur Tür bitte, am nächsten Tag pünktlich zu sein, so zeige ihr Äußeres seine Wirkung und vermeide weitere Vorkommnisse. Auch für Verhandlungen mit Vorgesetzten hatte sie eine solche Strategie. Um ein Konzept durchzusetzen, gehe sie in schwarz, käme gezielt einige Minuten zu spät und trage ihr Anliegen vor. Anschließend wisse der Dezernent, dass sie „die Lady in schwarz"[341] sei, die etwas über Gendermainstreaming für das Schulprogramm geschrieben habe. Sie setze, so erklärte sie mir in diesem Zusammenhang, ihre Kleidung manchmal gezielt – und in ihren Augen erfolgreich – ein. Die visuell-vestimentäre Präsenz, die sie erzeugte, der Raum, den sie dadurch konstruierte, verweist nicht nur auf Erfahrungswissen im Kontext ihrer beruflichen Tätigkeit. Das bewusste *impression management* fußte, so machten ihre vorangegangenen Ausführungen über ihren Lehrstil deutlich, vor allem auch auf ihrem (Selbst-)Verständnis von Frau-Sein, welches sie ihrerseits biografisch situierte. Sie habe neulich beim Aufräumen ein Foto gefunden, auf welchem sie „rappelkurze Haare" trage, eine „dreiviertellange Jeans, weiße Tennissocken, bunte Turnschuh so in Stiefelform"[342]. Das Bild zeige sie auf einem Fahrrad, „wo der Lenker falsch rum montiert ist, Zigarette im Mundwinkel"[343]. Man hätte sie mit einem Mann verwechseln können, sie habe „immer auf Kopf gesetzt und nicht auf Schönheit."[344] Dieses Bild entstand während der Pubertät, so Mercedes, in der sie lieber ein Junge denn ein Mädchen gewesen wäre. Die Abneigung, die sie damals gegen ein deutlich feminines Auftreten gehegt habe, gehe heute noch in ihre Haltung gegenüber ihren Schülerinnen ein. „Das mag ganz paradox klingen", erklärte sie mir,

> „weil ich bin ja auch gerne ladylike, ich hab irgendwann das Schön- und das Schlausein, . Schönsein und Schlausein hab ich verschmolzen in meiner Identität, da war ich vielleicht . mh, fünfundzwanzig . oder ein bisschen jünger."[345]

Sie sei in einer Zeit aufgewachsen, in der „dieser Dualismus", die „Spaltung des Frauenbildes" in „Göttin, Heilige, Kluge, (2) Unschuldige" einerseits, „Hure,

[338] Ebd.
[339] Ebd.
[340] Ebd.
[341] Ebd.
[342] Ebd.
[343] Ebd.
[344] Ebd.
[345] Ebd.

Weibchen, Blondchen“[346] andererseits als gegeben angesehen wurde. Für Mercedes war es ein Erkenntnisprozess zu begreifen, dass die Attribute ‚schön sein‘ und ‚intellektuell sein‘ sich weder ausschlossen noch gegeneinander ausgespielt werden müssen. Dieser Erkenntnisprozess vollzog sich während ihrer Studienzeit, von der sie mir zu diesem Zeitpunkt bereits erzählt hatte. Mercedes war feministisch interessiert und in der Frauenbewegung engagiert gewesen. Vor diesem Hintergrund berichtete sie mir nun von ihren Schülerinnen als Frauen, die in bauchfreier, pinkfarbener Oberbekleidung im Unterricht erschienen und mit ihren „Piepsstimme[n]“[347] keinen im gesamten Raum gut hörbaren Redebeitrag formulieren könnten. Wenn sie dann die Schülerinnen aufforderte, Kraft in ihre Stimmen zu legen und als Übung vorschlug, diese sollten sich auf den Tisch stellen und solange in den Klassenraum rufen „‚Ich bin hier‘“[348], bis sie wahrgenommen werden, so unterstrich diese Schilderung ihre eigene persönliche Wertschätzung von Präsenz. Sie selbst lege enormen Wert darauf, Präsenz auch selbst zu verkörpern und experimentiere dabei auch mit Kleidung und dekorativer Kosmetik. In der Situation unserer Unterhaltung war diese Präsenz deutlich wahrzunehmen, durch ihre Körperhaltung und ihre Sprechstimme. Mercedes saß aufrecht da. Mit gradem Rücken demonstrierte sie mir die verschiedenen Stimmlagen, von denen sie sprach. Danach unterstrich sie selbstreflexiv ihre Ablehnung gegenüber diesen Frauen, gegenüber diesem „‚Ich hab nichts zu sagen, ich muss mich dünne machen, zweiundvierzig Kilo, und ich muss die Klappe halten.‘“[349] Sie merke eben, dass sie „Tochter aus dem Elternhaus“ sei, aus dem sie komme und deshalb geneigt sei, „die schlaueren Mädels auch mehr zu mögen“[350]. Es gelänge ihr aber aufgrund ihres „therapeutische[n] Know-how[s]“ – erworben in verschiedenen Fortbildungen im Bereich der Körper- und Familientherapie wie der Psychoanalyse – dieses „Problem“[351] zu erkennen und entsprechend zu handeln. In der Selbstwahrnehmung sei sie die Person, die sie selbst geworden sei. „Das ist ganz klar. Aber ich kann natürlich meine biografischen Erfahrungen dann auch nutzen und wenn die was fragen, über Frauenbewegung oder Feminismus, dann sitzen die mit solchen Ohren“, Mercedes machte eine entsprechende Geste. Mit leiser, hoher Stimme imitierte sie hernach ihre Schülerinnen: „Frau Lingen, wie war das denn früher? Erzählen Sie mal.“[352] In derartigen Ausführungen manifestiert sich der Verweiszusammenhang zwischen gegenwärtiger beruflicher Praxis, biografischer Konstruktion und Garderobe. Er unterstreicht – wenngleich nicht immer durch pädagogische wie psychologische Expertise informiert – die Relevanz biografischen Wissens als Handlungsressource und die Bedeutsamkeit biografischer Erfahrungen im

[346] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
[347] Ebd.
[348] Ebd.
[349] Ebd.
[350] Ebd.
[351] Ebd.
[352] Ebd.

Reden über eigene und fremde vestimentäre Praxis.[353] Die bisherigen Ausführungen zum Konnex von Kleidung und biografischer Position machen dabei vor allem auf eine kohortenspezifische Qualität vestimentärer Praxis aufmerksam. Auf diese Qualität möchte ich im nächsten Abschnitt eingehen, denn sie erweist sich als Konstante innerhalb der bezogen auf das Lebensalter sehr heterogenen Auswahl an Mutter-Tochter-Paaren.

Mit Blick auf die Frage nach den Zeitbezügen, wie sie am Beispiel der Ensemblebildung diskutiert wurde, darf vorab jedoch ein Aspekt nicht unerwähnt bleiben, der sich als ein weiteres wesentlich zeitlich motiviertes Strukturierungsmoment vestimentärer Praxis erwies: das Lebensalter und die Altersnormen, die es für die Frauen zu zeitigen schien. So erzählte mir Tabea Decker, die zum Zeitpunkt unseres ersten Treffens 20 Jahre alt war, dass sie mit ungefähr 15 Jahren begonnen habe, sich selbst Kleidung zu kaufen. Zunächst seien ausschließlich Jeans in Kombination mit beispielsweise weiten T-Shirts oder Pullovern ihr Ding gewesen, und „klar, mit sechzehn, siebzehn, achtzehn“[354] seien dann auch Röcke dazugekommen, auch mal ein Kleid. Getragen habe sie beides aber nicht. Zwischen 18 und 20 sei ihre Garderobe „auch mal“[355] modisch gewesen. Generell sei sie aber eher ein „bisschen Modemuffel“[356], der unabhängig von Modetrends seine Garderobe auswähle. Ihr Kriterium war der eigene Geschmack. Gleichwohl erfuhr ich kurz darauf, dass sie sich ihren älteren Freunden angepasst habe. Jene seien eher sportlich gewesen, in femininer Kleidung. In Rock oder Kleid sei sie sich aber „einfach affig“[357] vorgekommen, da sie sich selbst nicht wiedererkannte. „[I]nzwischen ist es einfach so“ fuhr sie fort,

> „ich denke einfach, ab einem gewissen Alter so, mit achtzehn, neunzehn, zwanzig, denk ich, kann man sich auch mal so anziehen, und muss man sich auch manchmal so anziehen. Also, wenn man jetzt, keine Ahnung, die Hochzeit von meinen Eltern, oder pf: Geburtstage oder so, oder wenn man auch ein Vorstellungsgespräch hat, dann sollte man einfach in gewissen Kreisen nicht in Jeans und Turnschuhen ankommen. Dann kriegen die so einen Hals und denken: ‚Oh Gott, wer kommt denn jetzt?‘“[358]

Das Lebensalter erweist sich als zentrales Interpretament sich wandelnder vestimentärer Praktiken und Geschmackspräferenzen. Somit wird die Relevanz von Altersvorstellungen unterstrichen, die das Sich-Kleiden in unterschiedlichen sozialen Kontexten gleichermaßen zu durchdringen und zu homogenisieren scheinen.

353 Vgl. hierzu Alheit/Hörnig 1989.
354 Einzelinterview Tabea Decker 2.8.2006.
355 Ebd.
356 Ebd.
357 Ebd.
358 Ebd.

Die von Tabea thematisierte vestimentäre Altersnorm[359] unterstrich deren orientierende wie sanktionierende Funktion, die die Auswahl der Kleidung in unterschiedlichen Lebensphasen in unterschiedlicher Weise modellierten. Die 50-jährige Frau Voigt erzählte, dass sie als Alternative zu kurzen Hosen seit etwa einem Jahr Röcke trage, die das Knie umspielten, weil sie das als ihrem Alter angemessener empfinde und zitierte in diesem Kontext ihre Schwägerin mit den Worten „‚Also ab vierzig sollt man keine kurze Röcke oder Hose mehr anziehen.'"[360] Diese Maßregelung hielt sie damals für unangemessen und ignorierte sie zunächst, weil sowohl ihr Ehemann als auch ihre Tochter sie nicht auf die kurzen Hosen angesprochen hätten. Die 51 Jahre alte Frau Schuhmacher gab an, sehr enge und sehr kurze Kleidung zu vermeiden. Begründet wurde dies – darin Frau Voigt ähnlich – mit ihrem Körper. Sie denke, dass in ihrem Alter manches nicht mehr angemessen sei, „man sollte sich nicht in einen Minirock quetschen"[361]. Wenn man nicht mehr ganz jung sei und die Figur nicht mehr stimme, dann fiele es negativer auf, als wenn man lockere, neutrale Kleidung trage.[362] Nun ist ein molliger Körper allerdings nicht zwangsläufig das Resultat eines fortgeschrittenen Alters. Die Kritik an enger Kleidung ist immer auch Ausdruck eines Schlankheitsideals. Trudis Ausführung zu den molligen Jugendlichen in Röhrenjeans mag dieses bereits verdeutlicht haben. In vergleichbarer Weise kann daher die orientierende wie sanktionierende Funktion von vestimentären Altersnormen als ein Interpretament verstanden werden, das nicht an die je individuelle, aktuelle biografische Position der Frauen gebunden ist. Vielmehr verquicken sich in den Argumenten diverse Diskursstränge, die hier aber nicht aufgelöst werden sollen. Für den Augenblick mag der Hinweis auf die eingangs bereits diskutierten Arbeiten der Norwegerinnen Ingun Grimstad Klepp und Ardis Storm-Mathisen (2005) genügen:

> „The idea is that women's different roles in terms of sexuality and reproduction call for different clothing at different ages. The girls and women presented an almost identical series of conceptions about what is appropriate attire for the different stages. The clothes start with an innocent, asexual, childlike appearance, then move towards more daring contemporary expressions before timing down to less trendy, more demure adult attire. We have not found any differences between the two groups in terms of the order or contents in this sequence. On the other hand, the respondents have a lot to say about where they would place others, and how their dress is not appropriate." (ebd.: 339)

[359] Vgl. zu dem Begriff grundsätzlich Neugarten/Moore/Lowe 1978 oder auch – aktueller mit Blick auf die vestimentären Selbstdarstellungspraktiken Jugendlicher – König 2007: 230 f.
[360] Einzelinterview Maria Voigt 19.8.2006.
[361] Einzelinterview Magda Schuhmacher 17.7.2006.
[362] Vgl. ebd.

In diesem Kontext, so die Autorinnen, wurde vor allem die Mutter respektive Tochter von den Befragten thematisiert, wobei sich die Rolle des Geschlechts und die Weiblichkeitskonzepte als bedeutsam erwiesen. Wie sich Aushandlungen zwischen Mutter und Tochter in dieser Hinsicht gestalteten, wird Thema des Kapitels über die Bedeutung von *Geschlecht* sein.

3.2 AlltagsModeGeschichte(n)

„Die Erinnerungen an Dinge sind angereichert mit emotionalen, sinnlichen, erlebnisintensiven Erfahrungen, eine der Voraussetzungen für ihre Erinnerung" (König 2000: 75). Die geführten Gespräche bestätigen Gudrun M. Königs Aussage, die sie mit Blick auf die Objektwelt der Kindheit formuliert: Viele der Kleidungsstücke könne man als flüchtig bezeichnen, weil sie kaum je von exponierter Bedeutsamkeit für den Träger oder die Trägerin seien. Sie würden sich nicht in das Gedächtnis einschreiben.[363] Es sind demnach die ‚besonderen' Dinge, die Erinnerungen ausstatten. Die vestimentären Biografien, die auch den bisherigen Ausführungen zugrunde liegen, waren ihrerseits maßgeblich durch die Narrationen geprägt, die im Einzelinterview mit mir, aber auch im gemeinsamen Gespräch mit der Tochter respektive der Mutter entfaltet wurden. Komplettiert wurden sie durch Fotos. Die Auswahl von Fotos – so hatte mir Tatjana Beck gezielt eine Fotoserie herausgesucht, Frau Hackenberg hingegen Fotoalben bereit gelegt – waren wichtige Momente der individuellen Selbstpräsentation. Darüber hinaus konstituierten, chronologisierten und transformierten die Bilder die biografischen Narrationen als selektive Archive, was beim Betrachten der Fotos deutlich wurde. Dies galt später auch für die Kleidungsstücke: „Objects do not offer a simple gateway to the past. Their power to link past and present comes from the contingent and situated manner in which they are encountered in acts of remembering" (Brown/Reavey/Brookfield 2014: 181). Der Umgang mit den Fotos und Kleidungsstücken zeugt von der Konstruktion der vestimentären Biografie und der Mutter-Tochter-Beziehungen aufgrund meiner ihnen angetragenen Forschungsfragen. Es handelt sich stets um eine Ko-Konstruktion. Neben den Fotos, den Textilien und den Frauen war ich als Forschende in der Situation anwesend. Am Fall der 1958 geborenen Krankenschwester Frau Decker lassen sich diese Aspekte besonders deutlich nachvollziehen. Da wir bei unserem ersten Gespräch keine Fotografien angesehen hatten, habe ich Frau Decker gebeten, beim gemeinsamen Treffen mit ihrer Tochter Tabea alte Fotos mitzubringen. Frau Decker hat eingewilligt, den Termin wollte sie mit Tabea besprechen. Es sollte allerdings anders kommen. Zwei Tage später war ich mit Tabea im Haus ihrer Mutter verabredet. Als ich vor der Tür des Reihenhauses stand, musste ich zu meinem Schrecken

[363] Vgl. König 2000: 75.

feststellen, dass ich die Minidiscs, auf die ich die Gespräche für gewöhnlich aufnahm, vergessen hatte. „Heute ist eine echte Katastrophe passiert!“ sollte ich später in mein Feldtagebuch notieren und doch war es gerade dieses Missgeschick, welches Einblicke in Frau Deckers vestimentäre Biografie gab und weiteres bedeutsames Material für die vorliegende Untersuchung generieren sollte. Zunächst informierte ich die Deckers über die Verzögerung. Da ich aber telefonisch nicht herausfinden konnte, ob die Minidiscs noch am anderen Ende der Stadt waren und meine Gastgeber mir die Discs hätten vorbeibringen können, klingelte ich erneut bei der Familie. Frau Decker bat mich herein, um gemeinsam mit ihrer Tochter einen neuen Termin auszumachen.

Auf dem Weg in das geräumige, helle Wohnzimmer merkte sie an, dass Tabea ohnehin gesundheitlich etwas angeschlagen sei und sich lieber wieder hinlegen wolle. Sie schlug aber vor, dass wir beide die Bilder ansehen könnten, die sie und Tabea bereits für mich herausgesucht hätten. Bei Tee und Gebäck saßen wir schließlich eine knappe Stunde am Esstisch, die Fotos in der Mitte und unterhielten uns. Anschließend bot Frau Decker an, die Bilder einzuscannen und bis zu unserer nächsten Zusammenkunft auf eine CD zu brennen.[364] Auf diese Weise sah ich Fotos, die Frau Decker in der Garderobe zeigten, die bereits in der narrativen Konstruktion ihrer Biografie während des ersten Treffens Erwähnung fand

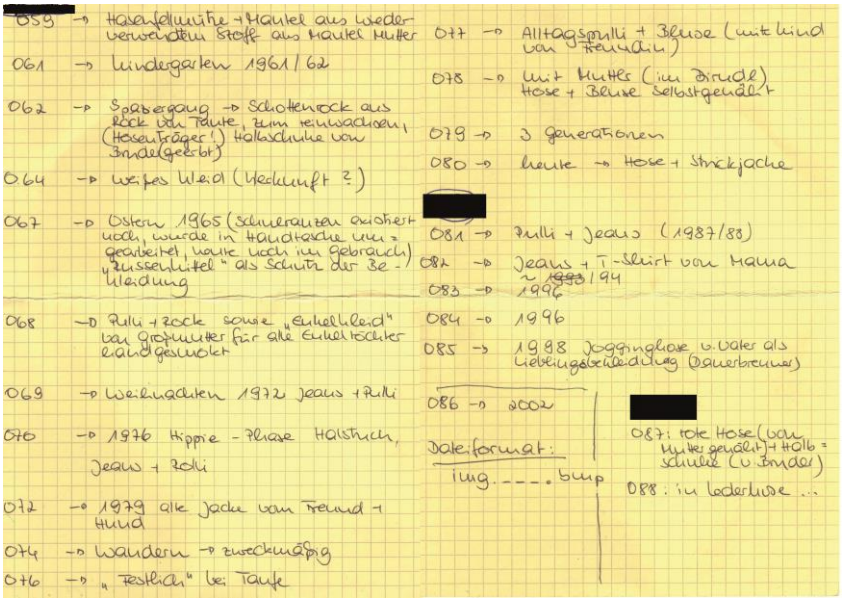

Abbildung 21: Karteikarte, li.: vorn, r.: hinten. Scan NWB.

[364] Vgl. Feldnotizen vom 29.7.2006.

und somit für sie bedeutsam war. Bei dem spontanen Zusammensitzen festigten sich ihre biografischen Deutungen. Im Anschluss wurden die Fotos nummeriert, deren Inhalte auf einer gelben Karteikarte (Abb. 21) chronologisch handschriftlich fixiert und mir gemeinsam mit der CD übergeben.[365] Diese Chronologie der Fotografien Frau Deckers und Tabeas muss als eigenständige Entität angesehen werden, eben weil dort weitere Erläuterungen zu den abgebildeten Dingen notiert sind. Sie ist mit ihren verschiedenen stichwortartigen Beschreibungen das, was Bruno Latour (2006) als „Inskription" (ebd.: 262) bezeichnet hat und verweist damit auf die Bedeutsamkeit der Fotografien, Fotoalben und – in einigen Fällen – auch der noch vorhandenen Kleidungsstücke für die Konstitution biografischer Wissensbestände, kurz: darauf, dass die vestimentären Biografien im Zusammenspiel dieser Artefakte entstehen konnten.

Im Folgenden soll die Bedeutsamkeit der historischen Situierung der vestimentären Biografie am Beispiel der Mütter erörtert und die Manifestationen der biografischen Wissensbestände in ihrer Kohortenspezifik beschrieben werden, weil diese die vestimentäre Ästhetik der Mutter-Tochter-Beziehungen in mehrfacher Hinsicht modellierten. Dass ich dabei die Mütter in den Blick nehme, ist selbstredend der Konstruktion des Forschungsfeldes geschuldet, das aus dem Interesse am modischen Diskurs der 1960er-Jahre heraus entstand. Schließlich erfolgte mein Zugang zu den einzelnen Mutter-Tochter-Beziehungen als *field sites* über das Aufsuchen von Frauen, die ihre Jugend mit dem in Mode gekommenen Minirock assoziierten. Dieser kleinste gemeinsame Nenner, der selbst von der historischen Zeitlichkeit von Kleidungspraktiken ausging und zugleich Prämisse der Forschung war, erleichtert es, deren Wirkmächtigkeit in ihren Nuancen nachzugehen. Darüber hinaus sind es aber gerade die biografischen Konstruktionen der Mütter, die eine signifikante Spezifik erkennen lassen. Die untersuchte Muttergeneration gehört den Geburtsjahrgängen 1937 bis 1964, die Tochtergeneration den Geburtsjahrgängen 1964 bis 1990 an. Es war also mit intragenerationellen Differenzen im Hinblick etwa auf modische Diskurse und Innovationen zu rechnen. Insbesondere für die Muttergeneration lässt sich trotz großer Altersunterschiede jedoch ein einheitliches Narrativ erkennen, auch unter Berücksichtigung unterschiedlicher Positionierungen im sozialen Raum. Das Narrativ durchdrang die Erzählungen und konstituierte in dieser Hinsicht Entsprechungen, die sich in den Mutter-Tochter-Beziehungen fortschrieben. Die ihm immanenten Zeitbezüge und Ressourcen, die als biografisches Wissen in die Konstruktionen einfließen, werden vor allem durch die Fotografien greifbar. Schließlich visualisieren diese nicht nur unterschiedliche Phasen der individuellen vestimentären Biografien der Frauen, sondern informieren auch über die Geschichte der Kleidungspraxis als Alltagspraxis, die ins Verhältnis zu modischen Diskursen gesetzt werden muss. Den Fotografien

[365] Der Prozess der Auseinandersetzung mit der eigenen vestimentären Biografie sollte damit nicht enden, sondern seine Fortsetzung etwa ein dreiviertel Jahr später während eines gemeinsamen Kaffeetrinkens und anschließenden Durchstöberns der Kleiderschränke finden.

kommt ein zweifacher Quellenwert zu.[366] Die Bilder machen dabei auf die zeitliche ‚Achse' aufmerksam, entlang derer Differenzen und Ähnlichkeiten, mithin Kohortenzugehörigkeiten, konstruiert werden können.

3.3.1 „... also ich hab auch mal ein paar Fotos rausgesucht"[367]

Frau Müller stand auf und holte die sieben Schwarz-Weiß-Fotografien, die sie mir bereitgelegt hatte. Ich hatte bereits 20 Minuten mit der verrenteten Bibliotheksangestellten gesprochen, die 1945 als Tochter einer Hausangestellten geboren wurde. Sie versuchte gleich zu Beginn unseres Interviews ihr Interesse an Mode zu begründen, indem sie mir von dem glücklichen Moment in ihrer Kindheit erzählte, an dem sie keine unförmigen orthopädischen Schuhe mehr tragen musste. „Also ich hab mich schon ein bisschen auch so über das Äußere nachher definiert."[368] Es ziehe sich „eigentlich wie ein roter Faden durch"[369], begonnen mit Modeschmuck, den sie mit rund 15 Jahren trug. Es sei alles aufeinander abgestimmt gewesen: Schuhe, Handschuhe, Handtasche. „Hütchen" habe sie auch mal getragen, was ja „heute fast undenkbar"[370] erscheine im Alter von 17, 18 Jahren. Die

Abbildung 22: Frau Müller 1961. Foto Privatbesitz Müller.

Abbildung 23: Frau Müller 1964. Foto Privatbesitz Müller.

366 Vgl. hierzu z.B. Hägele 2004: 36.
367 Einzelinterview Marianne Müller 17.6.2006.
368 Ebd.
369 Ebd.
370 Ebd.

Fotos, die nun vor mir lagen, rekurrieren auf eben jene Zeit. Drei der Bilder waren auf der Rückseite datiert, die weiteren ordnete Frau Müller in etwa der gleichen Zeit, Anfang der 1960er-Jahre, zu. Dieser Zeitraum ist laut Kostümhistorikerin Ingrid Loschek (2005) eine „modische Übergangsphase" (ebd.: 81), in der das Nebeneinander zweier Stile vorherrschte, eine Differenzierung zwischen Kleidung für junge Frauen und der für „die reife Frau" (ebd.).

Diese aus den 1950er-Jahren übernommene Unterscheidung begann sich zugunsten einer Orientierung an Jugendlichkeit auch für den „reiferen" Stil aufzulösen. Jene Zweiheit im Stil lässt sich gut an den dokumentierten Outfits nachverfolgen: Die Steghosen in Kombination mit dem Rollkragenpullover und knielanger Jacke, Parka ohne Taille sind stilistisch der Orientierung am französischen Existentialismus zuzuordnen, die eher von Jugendlichen gepflegte wurde (Abb. 22). Gleichwohl verweist die Rocklänge auf die Garderobe des „Youthquake" (Steele/Solero ²2000: 49), der mit dem kniefreien Minikleid[371] assoziiert wird. Die Länge des Kleides mit Passe in Pepita verdeckt das Knie leicht (Abb. 23). Das Kostüm (Abb. 24) schließlich, welches Frau Müller ungefähr dem Jahr 1964 zu-

Abbildung 24: Frau Müllers Kostüm. Foto von 1964, Privatbesitz Müller.

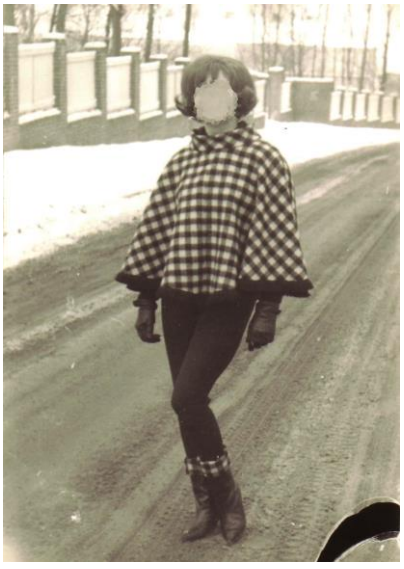

Abbildung 25: Frau Müller im Poncho. Foto von 1964, Privatbesitz Müller.

[371] Die modische ‚Laufbahn' des Minikleides bzw. des Minirocks lässt sich in etwa auf das Jahr 1962 bzw. 1963 datieren und ist mit dem Namen Mary Quant bzw. André Courrèges verbunden. Vgl. im Kontext seiner Entstehung Til 1998: 98–99. Vgl. dazu ausführlich in Hinblick auf Zeit und Generationalität auch Hofmann 2009.

ordnet, ist im Schnitt den Entwürfen Coco Chanels der späten 1950er-Jahre entlehnt.[372] Da es weniger jugendlich denn elegant auf sie wirkte, wurde dieses Ensemble von ihr als Ausdruck der Hinwendung zur Mutterrolle interpretiert, denn in diesem Jahr wurde ihre Tochter geboren. Mit Blick auf die vestimentäre Biografie waren diese Fotografien ihr offensichtlich Beleg für das modische Interesse. Der Poncho (Abb. 25), den das Bild in Kombination mit schmaler Hose, Stiefeln und Lederhandschuhen zeigte, sei selbst genäht gewesen, so Frau Müller:

> „Das war ein Schnitt, da stand: ‚In zwei Stunden fertig.' Da hab ich ewig dran gesessen. (lacht: Das war, erstmal den Stoff,) also das [sie wies auf die Bordüre, mit der das Stück unten abschloss] hab ich natürlich selbst ausgedacht hier, ne? Das war nicht dabei. Ich glaube, den Kragen auch, weiß ich jetzt nicht mehr genau."[373]

Es waren jedoch nicht nur ihre Erklärungen, die das Selbstverständnis als elegante Frau mit einer Affinität zu entsprechender Mode der späten 1950er- und frühen 1960er-Jahre unterstrichen. Die ausgewählten Bilder untermauern diese Selbstpräsentation, denn die Körperhaltungen auf den Fotos ähneln jenen, die auch in Katalogen und Zeitschriften zu sehen sind: Frau Müller nimmt auf ihnen Posen ein, die jenen der Modefotografie der Zeit entsprachen.[374] Sie sei diesem Stil treu geblieben, sollte ich wenig später erfahren, Schlaghosen, wie sie in den 1970er-Jahren Mode waren, oder auch enge Kleidung trage sie aber nicht mehr. Weitere Fotografien zeigte sie mir nicht. Sowohl die Bilder als auch die biografische Selbstdarstellung, die sie illustrierten, thematisierten die späten 1950er- und frühen 1960er-Jahre. Der Bob mit Haarband reiht sich visuell ein in Frau Müllers Erzählung von „Rock'n'Roll", „Jazz", „Fats Domingo" und dem „Halbstarken"[375] mit Tolle und in Besitz eines Plattenspielers. Frau Müllers Auswahl an Bildern kontrastiert in dieser Hinsicht jene von Frau Schuhmacher.

Abbildung 26: Frau Schuhmacher (hinten). Foto o.J., Privatbesitz Schuhmacher.

[372] Vgl. Steele/Solero ²2000: 27 ff.
[373] Einzelinterview Marianne Müller 17.6.2006.
[374] Vgl. hierzu etwa die Zeitschrift Burda 11 (1960) 41, Burda 4 (1961) 41 oder Burda 1 (1962) 47.
[375] Einzelinterview Marianne Müller 17.6.2006.

Deren Auswahl umfasste u.a. eine Fotografie, die die 51-Jährige als junges Mädchen zeigt, sowie zwei Bilder als Teenagerin bzw. junge Frau aus den Jahren 1972 und 1977 (Abb. 26–28). Im Vergleich zu Frau Müllers Bildern sind es hier zunächst die Längen der Säume, die ins Auge fallen. Das erste undatierte Bild zeigt Frau Schuhmacher hinter einem weiteren Mädchen vor einer Bücherwand. Sie ist gekleidet in brauner Strickjacke, hellem und hochgeschlossenem Oberteil und kurzem, das Knie nicht bedeckendem Rock in hellblau und beige. Bei der gemeinsamen Durchsicht von Fotoalben rund zwei Monate später sollten weitere Bilder aus den Jahren 1972 und 1977 die Präsenz dieses Schnitts unterstreichen.

Abbildung 27: Frau Schuhmacher 1972. Foto Privatbesitz Schuhmacher.

Abbildung 28: Frau Schuhmacher am 19.7.1977. Foto Privatbesitz Schuhmacher.

Die Bilder visualisieren feine Unterschiede gerade mit Blick auf den Schnitt der Kleider. Obgleich die Rocklängen stets kurz sind, ist das kurzärmelige gelbe Kleid mit Knopfleiste, welches Frau Schuhmacher beim Herabsteigen einer Treppe trägt, knapp und tailliert. Das Hemdkleid, welches auf dem Bild mit dem Ché-Guevara-Plakat zu sehen ist, sitzt ebenfalls eng. Die Puffärmel dieses Kleides rekurrieren auf den Mitte der 1970er-Jahre in Mode kommenden Folklore- bzw. Nostalgielook. Dass neben den dem Paisley-Muster ähnlichen Stoffgestaltungen vor allem die Farbe Gelb überwog, ist kein Zufall, sondern, wie Frau Schuhmacher mir im Interview erörterte, damals „ganz aktuell“[376] gewesen. Sie selbst sei

[376] Einzelinterview Magda Schuhmacher 4.5.2007.

nicht extrem modisch gewesen, habe aber in der Zeit, in der „Mini-Mode war, also ganz extrem kurze Röcke und Kleider" getragen, „dann diese, ja nicht ganz langen Mäntel, aber so wadenlange Mäntel", habe das „dann schon auch mitgemacht."[377] Es handelt sich hier nur um wenige Fotos ‚in Pose'. Aufgrund der ländlichen Umgebung sind es vermutlich Ausflugs- bzw. Urlaubsfotos. Es überwiegen Schnappschüsse beispielsweise in der Küche oder eben auf der Treppe. Die Bilder unterstreichen die Selbstdarstellung der an aktuellen Trends interessierten, aber eben nicht übermäßig modischen jungen Frau. Anders als bei Frau Müller werden hier die Kleider kaum ‚zur Schau getragen'.

Während ihrer Jugend, so Frau Schuhmacher, „so sagen wir mal, so zwischen fünfzehn und zwanzig"[378] habe sie kaum je Hosen getragen, lediglich Hotpants. Plateauschuhe habe man gehabt, Strickkleid und weiße Stiefel miteinander kombiniert. Sie legte eine der unsere Gespräche charakterisierenden Denkpausen ein.[379]

> „Ja. (2) Aber ich glaube, da gab es jetzt, glaub ich, keinen Unterschied zwischen . ja, so, so . Nee, glaub, Freizeitkleidung, so was hatte ich auch nicht, also das war, . das war praktisch eine Garderobe so für alle Gelegenheiten, also ob das jetzt Schule oder in der Buchhandlung oder . zu Hause war."[380]

Was sie hier beschrieb, reiht sich ein in den Eindruck, den das Foto erweckte, auf dem das Poster mit dem Konterfei Ché Guevaras und die Vinylsingles an der Wand hinter einer Bar zu sehen sind. Die Fotos wie die Erzählungen Frau Müllers und Frau Schuhmachers zeichnen ein Bild alltäglicher Kleidungspraktiken, welche ihrerseits als jugendkulturelle Kleidungspraktiken zu verstehen sind. Sie forcieren allerdings weit weniger ein spezifisches Narrativ von jugendkulturellem Ausbruch und Protest wie die Bilder aus den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren, die mir die 1953 geborene Frau Beck oder die 1949 geborene Frau Lingen zeigten.

Frau Beck hatte mir von ihrem Umzug in die Universitätsstadt etwa 30 km von ihrem Heimatort erzählt, welche „ganz klar geprägt [war] durch die Hippiezeit"[381]. Sie habe dort ihre Szene gefunden, in der man Gitarre spielte, Joints rauchte, eben „rumlunger[te]". Sie hatte unterstrichen, dass sie nicht mit jenen Leuten zusammen gewesen sei, die damals „irgendwie auch so abgefuckt" waren. Ihre Leute seien „alle gewaschen" gewesen. Man habe kein Make-up oder lackierte Fingernägel, dafür aber eine aufwendige Haargestaltung mittels Hennafarben und Bändern, textilen Dekors, arabische Hemden und Kleider, Zehensandalen und Fußkettchen getragen.[382]

---

377 Einzelinterview Magda Schuhmacher 4.5.2007.
378 Ebd.
379 Vgl. Interviewnotiz 4.5.2007.
380 Einzelinterview Magda Schuhmacher 4.5.2007.
381 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
382 Eine bewusste Ungepflegtheit, die auf schmutziger Kleidung beruhte und die, wie Ingun Grimstad Klepp (2007) es vorschlägt, „can be seen as a rebellion against the cleanliness tyranny of the housewives" (ebd.: 269), wird von Frau Beck damit eindeutig verneint.

Die vestimentäre Selbstdarstellung ihrer Szene basierte folglich auf dem für diese subkulturelle Mode typischen Primat der Natürlichkeit, dieses schloss aber ein Bewusstsein und Interesse am eigenen Äußeren keineswegs aus. Frau Beck bedauerte an dieser Stelle des Interviews, dass sie kein Foto zur Hand hatte, um mir ihre männlichen Freunde mit deren langen, von ihr als „wunderschön“[383] erinnerten Haaren zu zeigen. Rausgesucht hatte sie andere Bilder, auf die wir später zu sprechen kamen. Hier waren einige dabei, die jene Zeit repräsentierten. An einem Bild führte Frau Beck mir ihre „Klamotte“ exemplarisch vor Augen. Es zeigt sie – laut Beschriftung – im April des Jahres 1975. Das langärmlige Hemd mit Knopfleiste sei „ein Unterhemd von einem alten Mann“[384]. Es wurde blau-lila gebatikt. Dazu trägt sie neben einem eng geknoteten Tuch einen „Dosenring“[385] als Accessoires um den Hals (Abb. 29).

Abbildung 29: Frau Beck im April 1975. Foto Privatbesitz Beck.

Frau Lingen, welche Ende der 1960er-Jahre ihr Studium in Köln aufnahm, hatte mir ausführlich von ihrem Engagement in der Studentenbewegung und später auch der Frauenbewegung erzählt. Von ihr wiederum bekam ich zwei Bilder zu sehen, auf denen wenig Garderobe zu sehen war. Sie hatte mir bereits ein Foto gezeigt, welches sie im Kontext der Generationenthematik für bedeutsam erachtete und war während unseres Gesprächs dann kurz aufgestanden, um nach weiteren zu suchen. „Es gibt ein Foto von mir vor achtundsechzig und eins nach achtundsechzig. Das würde ich Dir noch gern zeigen, weil das sind zwei Welten“, so Mercedes, während sie die Küche verließ. „Das ist brav angepasst Gymnasium und dann Hippie. Ich muss das nur finden.“[386] Das erste der beiden Schwarz-Weiß-Bilder, mit denen sie zurückkehrte, ist auf der Rückseite mit 1968 datiert. Es handelt sich dabei um ein professionelles Porträtfoto (Abb. 30). Das Oberteil mit kurzem Rundkragen und die Hochsteckfrisur kontrastieren deutlich mit der zwei-

383 Einzelinterview Meta Beck 8.8.2006.
384 Ebd.
385 Ebd.
386 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.

ten Fotografie. Auf diesem werden die Haare offen und offensichtlich ungekämmt getragen, dazu eine Kordel, die seitlich über die Schulter fällt. Dieses Bild ist mit 1970 datiert und es sind gerade die Details – neben der Kordel ein grobgliedriges Armband und eine kurze Halskette in ähnlichem Design –, welche auf den modegeschichtlich vielfach beschriebenen Hippiestil rekurrieren.[387] Auch die Perspektive und die Mimik – hier eine für Passfotos charakteristische leichte Aufsicht und ein entsprechendes Lächeln, dort eine leichte Untersicht, ein Eis im Mund und ein Blick, der in die Ferne geht – unterstreichen Mercedes' Argument von den „zwei Welten"[388].

Abbildung 30: Frau Lingen, li.: 1970 als „Hippie" und re.: 1968 „brav". Fotos Privatbesitz Lingen.

Die Fotos werden von Mercedes Lingen wie auch von Frau Beck sowohl in einer zeitlichen wie in einer räumlichen Relation verwandt. Sie markieren einerseits den mit dem Auszug aus dem Elternhaus verbundenen Umzug in ein urbanes Setting und andererseits den Übergang von einem alten zu einem neuen vestimentären Stil. Gerade Aussagen wie jene, die Eltern hätten die Kleidung doof

[387] Vgl. u.a. Polhemus 1994: 64–66; Til 1998: 106–107; Steele 1997. Die Modeforscherin Steele (1997) argumentiert im Übrigen: „In its orientation towards youth, and other counterculture virtues like freedom, culture virtues like equality and anti-capitalism, the first phase of 1970s style might be described as late hippie diffusion. From 1975 through 1979, however, fashion became simultaneously harsher and more conservative. On the level of street fashion, the peace and love ethos of the hippies was followed by the sex and violence of the punks. In the world of high fashion, a deliberately decadent style of ‚Terrorist Chic' dominated" (ebd.: 281). Mit Blick auf den Halsschmuck, wie er von Frau Lingen und einige Jahre später von Frau Beck getragen wird, scheint sich diese These durch die Fotografien zu erhärten, gleichwohl wäre auch hier – wie in weiten Teilen der existierenden modegeschichtlichen Analysen – der nationale Fokus der Ausführungen für weitere empirische Explorationen in diese Richtung zu berücksichtigen.

[388] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.

gefunden, sind symptomatisch für die Zeit der modischen Übergangsphasen.[389] So verschieden die Outfits z.B. Frau Müllers zu jenen Frau Becks auch anmuten, weil sie unterschiedlichen Moden zuzuordnen sind, so ähnlich erscheinen in diesem Punkt die Interpretamente dieser Zeit. Vestimentäre Jugendmoden werden zum Argument generationeller Selbstpositionierung gegenüber den Eltern. Frau Schuhmacher hingegen erzählte mir, dass sie von ihren Eltern durchaus beschränkt wurde mit Blick auf Zeiten des Ausgehens, und dass über die sehr kurzen Kleider „gemeckert"[390] worden sei. Ihre Mutter habe aber, so erfuhr ich an anderer Stelle „als Mini-Mode war, dann schon doch auch über dem, also oberhalb des Knies"[391] getragen. Damit unterscheidet sich Frau Schuhmachers Erzählung von jenen der anderen drei Frauen, Frau Müller, Frau Lingen und Frau Beck darin, dass die Rocklänge als Anzeichen generationeller Differenz in der Praxis aufzuweichen begann. Als Gemeinsamkeit bleibt jedoch festzuhalten: Die Frauen aktualisierten ein Narrativ von den langen 1960er-Jahren als Entstehungszeit einer jugendlichen Massenkultur.[392] Es ist dieses Narrativ, das in der Zusammenschau von visuellen Repräsentationen und biografischen Narrationen einen Zusammenhang zwischen den Frauen hervorbringt und dabei zugleich die Differenzen zu konterkarieren scheint, die sich mit Blick auf die unterschiedlichen Outfits ergeben. In den biografischen Konstruktionen sollte sich dieser Zusammenhang noch verdichten.

Aufbruchsgeschichten

Auf der Karteikarte, die ich von Frau Decker gemeinsam mit der CD mit Fotografien erhielt, sind Siglen zu lesen. Sie korrespondieren mit jenen der Fotos auf der CD und geben Auskunft über das Jahr ihrer Entstehung laut Rückseite oder Eintrag ins Fotoalbum. Darüber hinaus ist dort von Herstellung, Herkunft und im Fall eines Schulranzens auch über dessen weiteren Gebrauch zu lesen. Der Schulranzen wurde zur Handtasche umgearbeitet. Auf Seiten der Muttergeneration bestimmten solche Beschreibungen, Fotografien und Erzählungen von selbst gefertigter oder aufgetragener Kinderkleidung die bekleidungsbiografischen Ausführungen. Ich erfuhr zudem von Kleidung, die übergroß gefertigt oder angeschafft wurde, damit das Kind hineinwachsen konnte. Da die interviewten Frauen zwischen 1937 und 1964 geboren wurden, verwundern diese Erinnerungen kaum. Sie wuchsen in der unmittelbaren und mittelbaren Nachkriegszeit auf, in welcher zunächst Versorgungsstrategien dominierten, die den Mangel der Kriegsjahre

[389] Feldnotiz 8.8.2006.
[390] Einzelinterview Magda Schuhmacher 17.7.2006.
[391] Ebd.
[392] Vgl. neben den bisher genannten auch die Ausführungen u.a. in Breward/Gilbert/Lister 2006, der zugleich Ausstellungsbegleitband ist und somit exemplarisch für dieses Wissensformat hier erwähnt werden sollte.

kompensieren sollten.[393] Explizit benannt und als erklärendes Argument herangezogen wurde dieser historische Kontext allerdings lediglich von Frau Karstensen. Sie sei „ja knapp nach dem Zweiten Weltkrieg geboren", ihre Eltern „waren Flüchtlinge, haben bei null angefangen […] und das hieß, wenn es, wenn es was irgendwie halbwegs Flottes gab, dann war es selbst genäht"[394], auch wenn es oft Probleme gegeben habe, entsprechende Stoffe zu erstehen. Frau Karstensens Mutter war gelernte Schneiderin[395], übte ihren Beruf allerdings „eigentlich nur so halt nebenher, neben dem Haushalt"[396] aus, was zur Folge hatte, dass in der Familie stets die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift Burda mit ihren Schnittmustern vorhanden war. „[U]nd dann weiß ich noch"[397], so Frau Karstensen, habe sie auf den Kinderseiten des Magazins ein Kleid gesehen, welches ihr besonders gut gefallen habe. Sie habe es ihrer Mutter gezeigt und dann auch tatsächlich ein entsprechendes Kleidungsstück von dieser geschneidert bekommen. Die Erinnerung an diesen erfüllten Wunsch erwies sich als eine von verschiedenen „einschneidende[n] Erinnerungen"[398]. Weiter zählten für Frau Karstensen der Kauf ihrer ersten Jeans und ihres ersten T-Shirts im Alter von ungefähr 16 dazu, da sie zuvor kaum Hosen getragen habe. Sie sei in einer Großstadt aufgewachsen, Keilhosen für Mädchen seien dort schon vor der Jeans in Mode gewesen. Und doch habe es in ihrer Kindheit für sie lediglich „so pludrige"[399] Trainingshosen gegeben. Diese Hosen waren am Beinausschnitt von einem Gummiband zugezogen und wurden bei Kälte unter dem Rock getragen, wahlweise ersetzt durch lange Strümpfe mit Strumpfhaltern. Es sei „furchtbar […] unangenehm"[400] gewesen, so Frau Karstensen, diese zweite Form der Beinbekleidung zu tragen. Sie führte folgende Gründe dafür an: Erstens habe man mit Strumpfhaltern und Strümpfen ja dennoch gefroren, weil von den Beinen „da sowieso immer noch ein Stück nackt"[401] gewesen sei. Die Unterkleidung verfehlte also ihren Zweck. Zweitens seien es eben auch keine Strumpfgürtel gewesen, „wie sie heute schick wären"[402]. Die Strumpfgürtel waren „einfach richtig hässliche Dinger"[403]. Man habe nicht gewollt, dass andere einen vor oder nach dem Sportunterricht beim Umziehen in der Umkleide damit sehen. Sie habe nur noch eine pauschale Erinnerung an die Abneigung, so Frau Karstensen, doch assoziierte sie mit den Strumpfhaltern ein deutliches Gefühl von

393 Vgl. hierzu Wildt 1993.
394 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
395 Ihr Vater war Maurerpolier.
396 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
397 Ebd.
398 Ebd.
399 Ebd.
400 Ebd.
401 Ebd.
402 Ebd.
403 Ebd.

Scham. Es war vor allem eine „soziale Furcht“ (Simmel [4]1992: 140), den Konventionen ihrer Umgebung nicht zu genügen.

Was sich an diesen Ausführungen zum selbst ausgewählten Kleid einerseits, unliebsamen Strumpfhaltern andererseits zeigt, ist ein Zusammenhang, der mir in den Erzählungen immer wieder begegnete: Die Frauen sprachen über ‚Sehnsuchtsobjekte‘, d.h. vestimentäre Wünsche, und über erfahrene Kleidungspraktiken. Es war zugleich ein Reden über die verschiedenen sozialen Rahmungen, in welche die Frauen ihre Kindheit und Jugend setzten und die sie als Hintergrundfolie oder als Argument für ihre Deutungen heranzogen. Sie skizzierten damit einen sozialen Raum, der von ihnen als in vielerlei Hinsicht begrenzt dargestellt wurde. Den Ausgangspunkt bildete dabei regelmäßig die Erinnerung an wenige Kleidungsstücke. Zu diesen zählten solche, deren taktile Eigenschaften – kratzend – im Gedächtnis geblieben waren und ferner solche, die aus abgelegter Kleidung der Verwandtschaft gefertigt und somit als altmodisch erinnert wurden.

Abbildung 31: Frau Decker mit Lederhose. Foto o.J., Privatbesitz Decker.

Es wurden auch Kleidungsstücke geschildert, die nicht zur Alltagskleidung zählten, wie zum Beispiel ein Paar eigene Lackschuhe, von denen mir Frau Decker (Jg. 1958) erzählte. Frau Decker verbrachte ihre Kindheit in einem Dorf nahe einer kleinstädtischen Studentenstadt. Sie wuchs im Pfarrhaushalt der Großeltern auf, weil ihre Mutter alleinerziehend war. Frau Deckers „erste“[404] Erinnerung an Kleidung war daher jene: Es sei kein Geld für eine eigene Garderobe vorhanden gewesen und sie habe deshalb die Sachen ihres älteren Bruders auftragen müssen, sowohl Hosen und Pullover als auch Schuhe. Wie sie in dieser Kleidung aussah, sollte ich bei unserem zweiten Gespräch erfahren, bei dem sie mir ein Bild von sich präsentierte, auf welchem sie um die fünf Jahre alt war. Sie trägt eine Lederhose[405] ihres Bruders (Abb. 31). „Damit konnte man gut dreckle.“[406] kommentierte sie das Bild, das in seiner Ikonographie jedoch mehr als

[404] Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.
[405] Zur Lederhose als Kinderkleidung vgl. Weber-Kellermann 1979. Die Volkskundlerin arbeitete heraus, dass dieses pflegeleichte Kleidungsstück nach dem 2. Weltkrieg bis in die Mitte der 1960er-Jahre besonders beliebte Garderobe – für Jungen – war.
[406] Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.

deutlich jene Interpretation nahe legt, die sich bereits im Rahmen unseres ersten Gesprächs herauskristallisierte. Das Mädchen trägt Knieströmpfe und festes Schuhwerk, das an Wanderschuhe erinnert. Der Blumenkranz im Haar wie auch der schüchtern wirkende Blick mit geneigtem Kinn brechen aber diese männlich codierten Bildanteile. Das Bild reiht sich somit ein in ein erstes Grundthema, welches im Rahmen der vestimentären Biografie verhandelt wurde: die Einübung von Geschlechterrollen. Die Erzählung von den Lackschuhen, die sich Frau Decker wünschte, lässt sich entsprechend interpretieren. Es sei ihr „relativ wurscht"[407] gewesen, die Oberbekleidung ihres Bruders zu tragen. Da aber einige Mädchen damals schon mit Lackschuhen herumgelaufen seien, habe sie auch ein solches Paar Schuhe besitzen wollen:

> „[D]es wollt ich zu gern haben und ich habe diese klobigen abgestoßene Schuhe von meinem Bruder anziehen müssen, also Lackschuh, und dann hieß es: ‚Lachschuh ist Quatsch'. Die Straße waren noch nicht geteert. ‚Was willst Du mit Lackschuh? Und außerdem ist das affig.' Ne? Und ich war natürlich au ä Landkind, das heißt, ich hab gern gematscht und hab auf meine Kleider auch überhaupt nicht aufgepasst, somit war das Thema Lackschuh einen Traum."[408]

Später, mit 14 Jahren, sollte Frau Decker dann ein erstes Paar bekommen. Es gefiel ihr nicht. Der rechte und der linke Schuh hätten sich ein wenig voneinander unterschieden. Zudem war es kein rotes Paar Lackschuhe, wie sie sich gewünscht hatte, sondern eines in der Farbe dunkelblau. „[A]ber es waren Lackschuhe und ich hab 'se dann halt gekriegt, ne? Damit ich Lackschuh gekriegt hab."[409] Frau Decker sprach also von den familialen Aufmerksamkeitsstrukturen, die über Kleidung ihren Ausdruck fanden. So verdeutlichte sie in diesem Kontext die strengen und das Kind ängstigenden Erziehungsmethoden der Großmutter. Als Mädchen hatte Frau Decker mehr im Haushalt zu helfen als ihr Bruder. Klavier spielen war diesem vorbehalten. Verhielt sie sich nicht den Vorstellungen der Großmutter entsprechend, wurde ihr mit der Abschiebung ins Kinderheim gedroht. Dies sei bis zwölf so gegangen, dann habe sie sich ihrer Mutter anvertraut, weil ihr etwas Kostbares kaputt gegangen sei und sie nun befürchtete, von der Großmutter weggegeben zu werden. Jüngstes Kind einer alleinerziehenden Mutter in einem Pfarrhaushalt in dörflichem Milieu der frühen 1960er-Jahre zu sein und zudem weiblich – das Narrativ vom gleich zweifach enttäuschten Wunsch nach roten Lackschuhen lässt sich angesichts dieser sozialen Selbstpositionierung in intersektionaler Perspektive deuten. „[M]eine Großmutter hat Antiquitäten gehabt. Des war ein Pfarrhaus"[410], erklärte Frau Decker. Sie könne ihre Großmutter heute besser ver-

[407] Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.
[408] Ebd.
[409] Ebd.
[410] Ebd.

stehen, weil sie mit den Kindern, die sie erzog – neben Frau Decker und ihrem Bruder wohnten die Cousinen und Cousins auch dort –, überfordert gewesen sei. Als Pfarrersfrau habe die Großmutter zudem immer auch „so a bissle […] im Licht der Öffentlichkeit“[411] gestanden. Frau Decker erzählte mir von den Kleidungsstücken, die für sie aus abgelegter Garderobe der Großmutter gefertigt wurden. Das Schlimmste, was man ihr angetan habe, sei ein heller naturfarbener Mantel mit „fürchterliche Knöpfe“[412] gewesen. Von einer Schneiderin aus einem Kostüm der Großmutter hergestellt, hatte sie diesen in der Schule, dem Gymnasium in der nächstgelegenen Mittelstadt, tragen müssen,

> „wo Professorenkinder waren, also auch bei mir in der Klasse. Die haben einmal einen ganz anderen Bildungsstand gehabt, die waren in der Klavierstunde, die waren im Voltigieren, da wusste ich gar nicht, was das ist. Die waren im Urlaub im Ausland und haben zum Teil Französisch sprechende Kindermädchen gehabt und so, die waren einfach auf einem ganz andere Niveau.“[413]

Ihr „Stolz“[414] zu jener Zeit sei ein Ensemble aus einer roten Hose aus Cord-Samt und einem jeansartigen Kittel in derselben Farbe gewesen, welchen sie von ihrer Mutter genäht bekommen hatte. „[D]ie haben mich natürlich erst mal ausgelacht“[415], gesagt, sie sei unmöglich angezogen. Sie sei gefragt worden, ob ihre Kleider aus der Altkleidersammlung stammten. Es sei furchtbar gewesen, so Frau Decker. Es war ein konservativer Lebensstil, der in diesen Ausführungen erörtert wurde und nicht nur diese biografische Selbstdarstellung in besonderem Maße perspektivierte. Ich erfuhr in den Interviews mehrfach von ländlichen Pfarrhaushalten, von Großeltern und Eltern, von denen die 1942 geborene Frau Schmidt sagte, sie hätten „vielleicht sehr viel Rücksicht genommen, auf die zum Teil etwas bornierten Dorfbewohner“[416]. Die Enge, die für dieses Milieu gezeichnet wurde, war weder ausschließlich an ein ländliches Milieu, noch an christliche Moral- und Wertvorstellungen oder an bestimmte Erziehungsstile gebunden.

Im Fall von Frau Karstensen war es auch die jüngere Vergangenheit der Familie gewesen, die ins Feld geführt wurde, um die sozioökonomischen Kontexte zu begründen. Nichtsdestoweniger ähnelten sich die Narrationen darin, dass auf sie

411 Ebd.

412 Ebd. Das soziale Umfeld fand bereits in der Erzählung von den Lackschuhen Widerhall. Hilary Davidson (2006) hat ausgehend von H. Christian Andersens Märchen ‚Die roten Schuhe‘ eine interessante Analyse der sich wandelnden symbolischen Bedeutungen roter Schuhe vorgelegt. Sie zeigt, dass Erotik und Sexualität eine davon ist. Die negative symbolische Konnotation der Schuhe im Feld von Sexualität und Erotik wandelte sich erst im Verlauf der „liberation politics“ (ebd.: 287) der 1960er- und 1970er-Jahre.

413 Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.

414 Ebd.

415 Ebd.

416 Einzelinterview Margot Schmidt 6.10.2006.

Erzählungen von der „erste[n] Revolution im Kleiderkasten“[417] folgten, wie es Frau Decker mit Blick auf die Hänseleien ihrer MitschülerInnen formulierte. Die erste selbst ausgewählte, selbst erworbene Kleidung wurde von Frau Lingen mithin sogar als bewusster Akt des Aufbegehrens und des Ausbruchs interpretiert. Von Lackschuhen, die ihre Eltern ihr *nicht* gekauft hatten, erfuhr ich auch in diesem Gespräch und davon, dass auch sie als Kind nicht schön gekleidet gewesen sei. Sie wuchs als Tochter „fromme[r] Protestanten“[418] in einer badischen Kleinstadt auf.[419] Ihr Vater war Baudirektor von Beruf. Er gehörte Mercedes zufolge „da in der Provinz zu den Honoratioren“[420]. Bei ihrem Kind hätten die Eltern dementsprechend weniger Wert auf modische Kleidung gelegt. Sie achteten auf die „inneren Werte“[421] und auf Bildung und hätten die vestimentären Bedürfnisse ihrer Tochter mit entsprechenden Argumenten zu schmälern gesucht. „‚[D]iese vollgeplamsten Kühlschränke und zehntausend Kleidungsstücke‘“, erinnerte Frau Lingen die Aussagen ihrer Eltern, „‚das ist was für Proleten. Und wir sind keine Proleten, […] unsere Uhren ticken anders.‘“[422] Neben den Lackschuhen sei somit auch der Wunsch nach einem roten Sommermantel unerfüllt geblieben. Was sie bekam, war ein grauer maßgeschneiderter Mantel. Sie habe diesen gehasst, denn er hatte einen „dicken Saum“[423], der ausgelassen werden konnte. Der Mantel wurde dadurch zu einem Kleidungsstück, aus welchem sie nicht allzu schnell herauswachsen würde. Sie bekam zudem ein Paar Schuhe der Marke Salamander, die, so Mercedes, das Dreifache der Lackschuhe gekostet hätten. „Und ich hab immer gesagt“ – sie klopfte auf die Platte des Esstisches, an dem wir saßen –

> „‚Leute, wenn ich mein eigenes Geld habe, dann.‘ Und dann hab ich mit sechzehn in einem Schülerinnenjob, hab ich mein Selbstverdientes, das war damals schrecklich wenig Geld, es war halt ein Schülerjob, . hab ich beiseite genommen und dann bin ich von *Region* aus nach Straßburg gefahren, in die französische Stadt, weil die waren in Sachen Mode, (schnipst) weiß ich noch heute, und dann hab ich mir ein, (2) das war vor achtundsechzig, hab ich mir ein lila grün gestreiftes Kleid gekauft. Mit weißen Knöpfen. Und lila grün gestreifte Stöckelschuhe. Ich bin durch ganz Straßburg gelaufen. Damit das Kleid und die Schuhe, damit das passt. Und dann kam ich mit sechzehneinhalb, kam ich wie Prinzessin Marissa in die Kleinstadt und die Leute glotzen mich an, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. Und da war ich

417 Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.
418 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
419 Frau Lingen macht es nicht explizit deutlich, aber es finden sich im Gespräch durchaus Indizien für die Zugehörigkeit oder Nähe der Eltern zum Pietismus, der im Gebiet ihrer Herkunft verbreitet war.
420 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
421 Ebd.
422 Ebd.
423 Ebd.

> was ganz Besonderes. Und die Jungs in der Klasse und die Mädchen in der Klasse . Und da hab ich gedacht: ‚Ja, sich individuell kleiden, das ist schon was Schönes.'"[424]

Sie sehe das auch heute noch so. Ich solle sie aber nicht missverstehen. Teurere Markenkleidung kaufe sie sich nicht, sondern erwerbe Oberbekleidung und bisweilen auch Schuhe Secondhand. Zum einen mache sie dieses unabhängig von wechselnden Moden, zum anderen habe sie eben ihr „Dogma", hier „finanziell im Rahmen"[425] zu bleiben. Sie habe allerdings „einen Knall mit Geld ausgeben"[426], wenn es um Bücher gehe. Da sie nicht geduldig genug sei, auf die Taschenbuchausgabe zu warten, kaufe sie die teuren Hardcover. In der damit zum Ausdruck kommenden Disposition für das Intellektuelle manifestierte sich der Habitus der Herkunftsfamilie. Frau Lingens hochgradig reflektierten Überlegungen legen nahe, „woher das", woher „diese Lust daran", gemäß ihres Geschmacks Garderobe zusammenzustellen, „wohl kommt."[427] Die Erzählung vom bewussten Durchbrechen der Praxis, die der Habitus motivierte, liest sich daher als Akt des Protests gegen die Eltern.

Das Querlesen der Bekleidungsbiografien mütterlicherseits lässt ein Emanzipationsnarrativ augenfällig werden. Dessen Fundament wird mit den Darstellungen einer fremdbestimmten, von Strenge geprägten, mithin leidvoll erlebten Kindheit gelegt. Der Rekurs auf die Kindheit überrascht zunächst nicht, weil die biografischen Konstruktionen ein konventionelles Lebenslaufverständnis widerspiegeln, zu welchem eben auch das Wissen um die Loslösung von den Eltern in der Pubertät gehört. Bedeutsamkeit erlangt dieses Resultat deshalb, weil sich im weiteren Verlauf Narrationen der Selbstermächtigung und Emanzipation fortschreiben, die mithin von den Frauen als politische Erfahrungen geltend gemacht wurden und – Frau Becks Präferenz für legere Kleidung hat es bereits angedeutet – auch ihre Garderoben bestimmten. Mit den Ausbruchsgeschichten ist ein Aspekt bereits angesprochen. Es lassen sich noch weitere Erzählungen aufzeigen, die den Topos der Selbstermächtigung untermauern. Dem Emanzipationsnarrativ, welches in den biografischen Erzählungen manifest wird, wird durch ein politisches Engagement und ein Interesse an alternativen Lebensstilen ebenfalls Gestalt gegeben.

Erzählendes Verorten

Mercedes Lingen hatte klare Vorstellungen von unserem gemeinsamen Vorgehen: Sie werde abschnittsweise erzählen. Es gebe manche Details, an die sie sich nicht trennscharf erinnern könne, da müsse sie dann schauen, wie sie „Zeiten, Ideolo-

[424] Ebd.
[425] Ebd.
[426] Ebd.
[427] Ebd.

gien oder was immer sortiert“[428] kriege. Sie würde mir ein Zeichen geben, wenn sie sich sammeln und strukturieren müsse. Während wir über den Konnex von Generationenbeziehung und Kleidung sprachen, holte sie eine rote Samtjacke herbei und breitete sie auf dem Tisch aus. Sie stammte Mercedes zufolge aus den 1930er-Jahren und sollte mir ein Beispiel von jenen Kleidungsstücken geben, die sie in den Augen ihrer Tochter Trixi „overstyled“[429] erscheinen lassen. Eine ähnliche Differenz im Geschmack galt auch für den schwarzen Hut, den sie von ihrer kürzlich verstorbenen Mutter geerbt hatte und welchen Trixi nicht tragen würde, weil sie ihn gleichfalls als ‚opernhaft‘ ansah. Der Eindruck, dass ihre Garderobe mit der Frage nach der visuell-vestimentären Präsenz aufs engste verbunden schien, sollte sich mit diesen Kleidungsstücken weiter verfestigen. Diese Präsenz verband sich in ihren Ausführungen über die eigene vestimentäre Biografie mit einem Streben nach vestimentärer Eigenständigkeit.

Es hatte ihr am Herzen gelegen, mir ihr feministisches Engagement, das sich in und vor allem nach der Studienzeit in Köln entwickelte, facettenreich zu schildern und dazu gehörte eben auch, mir den eigenen feministischen Standpunkt zu erörtern.[430] Hier wiederum war ihre Garderobe als Symbol für ein feminines Frau-Sein das zentrale Thema. Es sei ihr nie in den Sinn gekommen, „Männerkleidung zu tragen“[431]. Sie schien sowohl amüsiert als auch entrüstet darüber, dass Alice Schwarzer in einem Artikel der „Emma“, welche sie seit Jahrzehnten abonniert hatte, schreibe, „Pumps […] seien unemanzipierte Schuhe, weil man nämlich nicht weglaufen kann.“[432] Sie habe immer – gefragt oder auch ungefragt – den Standpunkt vertreten, es sei nicht ihr „primäres Lebensanliegen“ wegzulaufen, denn sie fühle sich nicht „als Opfer“[433]. Sie habe diesen „Larmoyantenfeminismus“[434] stets abgelehnt. Sie beschrieb mir, wie sie in den 1970er-Jahren in einem Frauenbuchladen, welchen sie frequentierte, „geschminkt [und] mit langem Haar“[435] aneckte und erzählte davon, dass sie eine feminine Garderobe auch heute in ihrem Kleidungsstil vertreten sah. Es sei ein „neutralisierende[r], androgyne[r], Look“ gewesen, „Haare ab, kein Make-up, Latzhose oder Jeans“, der von den vielen feministischen Akteurinnen ihres Umfeldes gepflegt wurde. „Das war nicht meins“, so Mercedes,

> „und die Chefin des Frauenbuchladens von damals, die leider nicht mehr lebt, die ich sehr mochte, . hat immer gesagt: ‚Mercedes, . ich muss Dich

[428] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
[429] Ebd.
[430] Vgl. zur Bedeutung von Kleidung im feministischen Diskurs z.B. Wilson 2003. In Kapitel 5 werde ich nochmals auf diesen Aspekt der Bekleidungsbiografie Mercedes Lingens eingehen.
[431] Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
[432] Ebd.
[433] Ebd.
[434] Ebd.
[435] Ebd.

> kritisieren. Du machst Dich schön für die Männer. Du fällst hier auf wie ein Paradiesvogel.' . Und ich hab immer gesagt: ‚Das halt ich aus, da muss ich durch, ich mach mich auch schön für mich. Und ich mag nicht diese Uniformkleidung. Und ich mag es nicht. Und hier im Buchladen trinke ich mein Kaffee, hole meine Bücher (2) und wenn Ihr das ideologisch anfechtbar findet, werde ich damit leben. Wir müssen aber nicht bei jedem Buchladenbesuch darüber sprechen.' Da war das in Ordnung."[436]

Es sei für die anderen erkennbar gewesen, dass sie nicht wirklich dazugehörte, was letztlich auch zutreffend gewesen sei, weil sie eine andere Philosophie vertreten habe. Sie sei demnach keine „Radikalfeministin"[437] gewesen. Mercedes' Präferenz für ein weibliches Äußeres wurde somit in ihrer Erzählung als Akt der Selbstbestimmung gedeutet.

In den Erzählungen wie jener Frau Lingens wurden Relationen, Zugehörigkeiten und Exklusionen verhandelt. Die Frauen bedienten sich des Zeichencharakters der Kleidung strategisch, um sich zu positionieren. Kleidungsstücke wie die von Mercedes Lingen erwähnte Latzhose fungieren dabei zum einen als Embleme. Sie boten im Rahmen der Frauen- oder auch der Studentenbewegung[438] visuelle Orientierung, da ihre TrägerInnen Zeichen nicht lediglich verwendeten, sondern „methodisch sich selbst […] als ‚Zeichen' für, und zwar für etwas" (Soeffner 2004: 190) setzten, was auf etwas hinweist, womit sie sich identifizieren. „[E]mblematische Selbstdarstellungen verweisen auf eine ‚kollektive Persönlichkeit', an der das emblematisierte Individuum Anteil hat" (ebd.). Diese zuordnende Eigenschaft machten sich alle interviewten Frauen in ihren Erzählungen zunutze. Zum anderen handelt es sich bei diesen Kleidungsstücken um Symbole. Sie „bilden […] Bedeutungs- und Verweisgeflechte, die als stehende Bilder tradiert werden und durch Bedeutsamkeiten objektiv ausgezeichnet sind" (Korff 1997: 22). Derart weist das Reden von Latzhosen, aber auch vom Palästinensertuch, vom Kettenanhänger in Form des Frauenzeichens oder von einem applizierten „Maoabzeichen"[439] eine weitere Dimension auf, die für die Frage nach der subjektiven Identifikation der Frauen von zentraler Bedeutung ist. Die Kleidungsstücke sind fester Bestandteil öffentlicher Diskurse um die 1960er- und 1970er-Jahre im Allgemeinen und um die ‚68er-Generation' im Besonderen.[440] Kleidungsstücke, Accessoires und weitere Formen der Selbststilisierung sind auch in dieser Hinsicht geeignete Parameter, um die eigene Position im politischen Feld der sich in den

[436] Ebd.
[437] Ebd.
[438] Vgl. Lenz 2008; Schulz 2008. Der Singular Studentenbewegung ist als „pars pro toto für die gesamte Mobilisierungswelle" (Schulz 2008: 418) zu verstehen. Ähnliches gilt für die Frauenbewegung, denn es wäre auch hier präziser, von Neuen Frauenbewegungen zu sprechen, die „eben nicht eine einheitliche Gruppierung" waren, sondern sich „im Plural" (Lenz 2008: 21) entwickelten.
[439] Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
[440] Darauf werde ich in Kapitel 5 genauer eingehen.

1960er- und 1970er-Jahren mobilisierenden sozialen Bewegungen zu reflektieren. Beispielhaft seien hier Frau Karstensens Ausführungen wiedergegeben: Sie erzählte davon, dass sie im Wintersemester 1967/68 zum Studieren nach Berlin wechselte und erwähnte, dass sie ihrem damaligen Freund folgte, der unter anderem Politologie studierte und sich daraus vielfältige Berührungspunkte mit der damaligen Studentenbewegung ergeben hätten. So habe sie die Bekanntschaft mit Rudi Dutschke gemacht. Da sie sich also „irgendwie mittendrin" befand – obgleich selbst weder Kommunardin, noch „so richtig harte Kämpfer", doch „so bei allen Geschichten dabei"[441] gewesen – erschien es mir als Zuhörerin nur konsequent, dass sich dieses auch in den Fotos aus der Zeit manifestieren sollte. Die Professorin hatte lächeln müssen, als sie sich mit der Hand auf die Brust tippte, um mir die Stelle zu zeigen, an der sie während ihrer Studienzeit im Berlin der späten 1960er-Jahre ein „Maozeichen"[442] getragen habe. „Wobei das viel auch so spielerisch war"[443], fuhr sie fort und erzählte, dass sie an der Universität eine andere Lehre und Wissensvermittlung angestrebt haben. Sie und ihr Freund hätten auch nicht erst in getrennten Wohnungen, sondern, entgegen dem Wissen der Eltern, von Beginn an zusammengewohnt. Es gab eine „Tarnadresse"[444] für sie, um die Eltern zu täuschen. Erst auf Nachfrage erfuhr ich dann von Demonstrationserfahrungen, davon, wie sie beim Verteilen von Flugblättern beleidigt worden sei und schließlich vom Rückzug aus dem öffentlichen Raum der Straße, als „vor dem Landgericht" erstmals „Steine flogen."[445] Es vollzog sich im Zuge der Erinnerung an das Konterfei Mao Tse-tungs auch eine genauere Bestimmung der eigenen Zugehörigkeit und Partizipation.

Inwieweit sich in Frau Karstensens Erzählungen das Wissen um die Bedeutsamkeit des Jahres *1968* und die dazugehörigen Zuschreibungen manifestierte, wurde bereits ersichtlich, als wir über ihre „Abnabelung"[446] von den Eltern sprachen. Sie assoziierte diesen Prozess mit dem Befremden, welches ihre Eltern angesichts der Garderobe ihrer Freunde äußerten. Es sei eben bereits „Anfang, Mitte sechziger Jahre" gewesen, „also dann ging es ja schon streng Richtung ähm achtundsechzig."[447] Und weil man sich mit „Sartre und Intellektuellen, […] also Existentialismus […] und solchen Geschichten" beschäftigt habe, sei klar, dass „die Mode eben eine andere war."[448] Mann, erfuhr ich in diesem Kontext, trug schwarzen Rolli und Jeans. Als ich später von ihrer Berliner Studienzeit hörte und daraufhin nach den damaligen vestimentären Gepflogenheiten fragte, erfuhr ich weiter, dass es „immer so" gewesen sei, „wie man das auf den Fotos auch sieht":

441 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
442 Ebd.
443 Ebd.
444 Ebd.
445 Ebd.
446 Ebd.
447 Ebd.
448 Ebd.

Rollkragenpullover, Cordhosen, Jeans, „wenn Sakko, dann so Tweedsakkos".[449] In der Männerkleidung habe sich der „Intellektuellenhabitus"[450] manifestiert. In diesen Schilderungen klingt neben der Zeichenhaftigkeit eine zweite Eigenschaft von Kleidung an: Uniformität. Sie erweist sich ebenfalls als konstitutiv für die biografische Positionierung im Feld der politischen Ansichten, Ideologien, Weltanschauungen und ist im diskursiven Wissen um diese Zeit fest verankert. Uniformität und Uniformierungsprozesse sind prinzipiell relational, „als Ergebnis temporär begrenzter Verräumlichungsprozesse" (Mentges 2005a: 31) zu verstehen. „Die Wahrnehmung von Artefakten oder von Menschengruppen als Uniformierung vollzieht sich unter der Voraussetzung, dass sie sich in visuell-räumlicher, wahrnehmbarer Relation zueinander befinden. Erst durch dieses In-Beziehung-Setzen gelingt die Vorstellung von einer uniformen Masse" (ebd.). Das narrative Motiv der Uniformierung lenkt den Blick auf Formen der Vergemeinschaftung, deren Kleidungsstil basales Element der wechselseitigen Identifikation, Vernetzung und Interaktion ist. Folgt man Gabriele Mentges (2005a) dahingehend, dass die Wahrnehmung von Uniformität immer als „Außenbild" (ebd.: 30) zu qualifizieren sei, dann trifft dieses im Fall von Frau Karstensen gleich in doppelter Weise zu. Erstens waren ihre Schilderungen der damaligen Outfits geschlechtlich codiert. Während sie für ihre Kommilitonen das einheitliche Bild aus Rollkragenpullover, Cordhosen und Tweedjackett zeichnete, konstatierte sie für die Mädchen ein heterogenes Auftreten. Sie könne sich nicht erinnern, dass es eine „Kluft gegeben hätte, also eine bestimmte Kleidung, wie bei den Männern."[451] Auf der einen Seite habe es den Kleidungsstil der gut situierten „richtig schicken Mädchen" gegeben, auf der anderen jene, zu denen sie sich mit ihren Jeans und T-Shirts, mit „Pullovern und irgendwas", mit zwei Kleidern „für alle Eventualitäten" zählte.[452] Wenn sie sich Fotos vor das innere Auge hole, so sei sie doch ziemlich unauffällig gekleidet gewesen. Neben dem Geschlecht wird zweitens die Klassenzugehörigkeit zum klassifizierenden und lokalisierenden Moment. In der Rede von der uniformen „Kluft" skizzierte Frau Karstensen die Koordinaten sozialer Zusammenhänge, zu denen sie sich in Beziehung setzen konnte.

Wie in den Erzählungen der Frauen, die das uniforme Auftreten des Feldes feministischen Engagements erörterten,[453] war auch in der Schilderung der eigenen Garderobe zur Zeit der Studentenbewegungen um 1968 eine persönliche Abstandnahme zu erkennen. Dass in der Auseinandersetzung mit dem eigenen politischen Engagement vor allem auf visuelle Manifestationen zurückgegriffen wurde, lässt sich selbstredend durch mein Interesse an der vestimentären Biografie

[449] Ebd.
[450] Ebd.
[451] Ebd.
[452] Ebd.
[453] Vgl. hierzu die oben bereits dargelegten Ausführungen Mercedes Lingens sowie Frau Hackenbergs Erzählungen in Kapitel 4.

erklären – aber nicht nur. Es war kaum zu übersehen, dass sich in das Reden über die eigene Biografie immer auch der öffentliche Diskurs über diese Zeit einschrieb. Dies drückte sich in Schlagworten, Schlüsselsymbolen und Daten aus, von denen ganz offensichtlich angenommen wurde, dass ich sie kennen würde und es keiner weiteren Erörterung bedurfte.[454] Die Frauen verhielten sich diesbezüglich unterschiedlich: Sie schrieben sich ein, wie beispielsweise Frau Albrecht-Richter (Jg. 1955)[455], oder aber distanzierten sich, wie etwa Frau Karstensen. Sie reagierte leicht gereizt auf meine Bitte, mir von den Vorlesungsbesuchen bei Herbert Marcuse und von der Bekanntschaft mit Rudi Dutschke ausführlicher zu erzählen.[456]

In den Erzählungen war das Positionieren im Rahmen der Gesprächssituation immer mit der Bewertung der damaligen Position, der eigenen Praktiken und Geschmackspräferenzen seitens der Frauen verbunden. Als Bewertungsgrundlage fungierte in dieser Hinsicht die relative Nähe nicht nur zur politischen Mobilisierung der Zeit, sondern auch zu den aktuellen Kleidermoden. Schließlich machten diese Moden ihrerseits vestimentäre Zeichen und Praktiken politisch aktiver Gruppen auch für die Jugendlichen konsumerabel, die sich nicht in universitären Zusammenhängen bewegten oder in der Schülerbewegung engagiert waren.[457] Gerade das Gespräch mit der jüngsten der Mütter, deren biografische Narrationen und Identitätskonstruktionen hier interessieren, macht dies deutlich. „Das war mir schon wichtig", so die 1958 geborene Frau Decker, die mir erklärt hatte, dass sie mit ihrer „Hippiekleidung so Gesinnung" zum Ausdruck gebracht habe.[458] Sie legte damals Wert darauf, obgleich sie in ihrer politischen Haltung keineswegs konsequent gewesen sei. Sie habe nicht auffallen, „nicht aus der Reihe tanze[n]" wollen und letztlich sei es ihr zu anstrengend gewesen. Sicherlich, sie habe als Grundhaltung das „Establishment" abgelehnt, sich entsprechend gekleidet und entsprechende Abzeichen verwendet: „‚Wir sind die Leute, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben.' […] und solche Geschichte[n]."[459] Über fundiertes politisches Wissen allerdings habe sie in der Zeit nicht verfügt. Es sei „legitim"[460] gewesen, sich anders zu kleiden und sich abzuheben von den Eltern, allerdings war dies auch schon der einzige Unterschied, den sie zwischen den familialen Generationen sah.

Es lässt sich zusammenfassen: Die Schilderungen und Reflexionen der eigenen Position im Feld der *Countercultures*, der sozialen Bewegungen und politischen Zusammenhänge seit den 1960er-Jahren, transzendierten den im Gespräch gezeichneten Raum der Familie und konnten zugleich an ihn zurück gebunden wer-

[454] Vgl. hierzu z.B. Knoch 2005.
[455] Vgl. hierzu Kapitel 5.
[456] Zu Fragen von Identifikationsangeboten während der Erhebung siehe Kapitel 1.4.
[457] Vgl. Siegfried 2006.
[458] Einzelinterview Martina Decker 27.6.2006.
[459] Ebd.
[460] Ebd.

den, weil – wie die von Frau Decker zitierte Aufschrift mehr als deutlich zeigt – in dem als Jugendmode bezeichneten Phänomen selbst der Bezug auf das Alter und die Lebensphasen der Akteure aktualisiert wurde. Die Akte des In-Verhältnis-Setzens, welche die vestimentäre Biografie darstellt und wie sie bisher deutlich wurden, lassen die Beziehungen zu den Akteuren der verschiedenen Gruppen und Lebenswelten erkennen, in welchen sich die Frauen verstanden wissen wollten. Betrachtet man die Erzählungen und Reflexionen über die Kindheit, über Aufbruch, Protest und Partizipation zudem im weiteren Kontext der biografischen Konstruktionen, so lassen sich in ihnen Wissensbestände rekonstruieren, die, zu Erfahrungen verdichtet, als Ressourcen der vestimentären Selbstpräsentation und mithin der vestimentären Praktiken interpretiert werden (könnten). Die biografischen Konstruktionen sind Knotenpunkte, an denen sich weitere Grundthematiken – wie der bereits dargestellten *Verwandtschaft*[461] – erhärteten, die über die individuellen Auseinandersetzungen mit Kleidungsstücken, Fotografien und eigenen Kleidungspraktiken hinaus die vestimentäre Ästhetik der Mutter-Tochter-Beziehungen wesentlich mit bestimmten. Wie diese Grundthematiken aussehen, welche Prozesse sie hervorbringen und flankieren und wie deren Verhandlungen aussehen, sind Fragen, die für die weiteren Ausführungen erkenntnisleitend sind.

[461] Siehe Kapitel 2.

4. Positionierungen. Über Verhandlungen des Frau-Seins

„Also ich glaube, dass, dass ich immer versucht habe, sie nett anzuziehen“[462]. Die 58 Jahre alte Frau Karstensen und ich waren auf ihre Tochter Teresa zu sprechen gekommen. Mich interessierte der Einfluss, den die nunmehr 21-Jährige auf die Gestaltung der Garderobe der Mutter hat. Es gebe keinen, so Frau Karstensen. Lediglich kleinkind- und spielplatztaugliche Kleidung assoziierte Frau Karstensen mit meiner Frage, sie habe jedoch noch nicht darüber nachgedacht. Ganz anders hingegen verhielt es sich mit dem Einfluss, den sie selbst ihrer Ansicht nach auf ihre Tochter ausübte. Als ich sie bat, mir von Teresa und sich zu erzählen, sagte sie, sie habe sich das in Vorbereitung auf unser Gespräch bereits überlegt, denn sie habe mit dieser Frage gerechnet. Teresa teile ihre Einschätzung nicht, dass ihre Mutter sich um schöne Kleidung für ihre Tochter bemüht habe. Teresa hätten die eigenen Kinderfotos befremdet. Das sei wohl normal, so Frau Karstensen, denn ihr selbst gehe es genauso. Teresa sei, „so mit ihren Peers“ zusammen gewesen und „eigentlich lange Zeit ganz, ganz normal . also gekleidet gewesen“[463]. Im Gymnasium jedoch habe sie sich von den Mitschülerinnen und Mitschülern „ab-

[462] Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
[463] Ebd.

gesetzt", da sie an den „ganzen Schickimicki Modetrends der Mädchen"[464] nicht partizipiert habe. Teresa sei daher als Einzelgängerin wahrgenommen und in der Abizeitung dementsprechend beschrieben worden. „„Sie kam zu uns und ganz sicher nicht als Barbiepuppe, sondern eher als Kumpel.""[465] zitierte Frau Karstensen. Wenn sie ihre Tochter dann vor oder nach der Schule gemeinsam mit ihren Klassenkameradinnen zum Ende der Mittel- und in der Oberstufe gesehen habe, so habe sie „immer gedacht ‚Da gehört die überhaupt nicht hin.'"[466] Frau Karstensen brachte mir gegenüber ihre Hoffnung zum Ausdruck, zu dem Unterschied, den sie zwischen Teresa und anderen Mädchen ihres Alters ausmachen konnte, nicht beigetragen zu haben. Denn sie sah in der Kleidungspraxis der heute 21-Jährigen Analogien zu sich selbst. Teresa habe „diese ganzen Glitzergeschichten" nicht „mitgemacht"[467], die sie, Frau Karstensen, selbst auch ablehne. Mit ihrer Präferenz für Jeans, T-Shirts, Jacke, Pullover habe ihre Tochter in gewisser Weise jenen Kleidungsstil aufgegriffen, den sie selbst in diesem Alter getragen habe.

Frau Karstensen überlegte mit Blick auf Teresas Kleiderwahl, ob sie „auch was geprägt"[468] habe. Sie kam zunächst auf figurbetonte wie weiblich konnotierte Kleidung zu sprechen. Ausgeprägt weibliche Kleidung, wie sie die Klassenkameradinnen trugen, lehnte sie – darin Teresa ähnlich – ab, bedauerte aber auch, dass Teresa keinen rechten Gefallen an Kleidern und Röcken finden könne. „[O]bwohl sie viele Kleider" habe, trage ihre Tochter diese ungern. Sie fühle sich darin nicht wohl und sei eben „absolut kein Kleidermädchen"[469]. Wenn man gemeinsam Einkaufen gehe, greife Teresa zwar durchaus zu Kleidern, sage aber gleichzeitig, sie würde sie ohnehin nicht anziehen. Erst jüngst, so Frau Karstensen, habe ihre Tochter bei einem gemeinsamen Besuch in einem Outlet-Store ein Kleid ausgewählt. Es habe ihr gut gestanden und sie habe es unbedingt besitzen wollen. Bislang angezogen habe Teresa das Kleid jedoch seltener. Weiter erinnerte sich Frau Karstensen an einen Frisörbesuch, den sie ebenfalls als möglichen Moment der Einflussnahme reflektierte. Als Teresa etwa sechs war, „ham wir mit ihrem Einverständnis ihr die langen Haare abgeschnitten."[470] Das sei traumatisch gewesen. Teresa selbst sei „leichenblass" geworden während der Prozedur, die Frisur habe zwar „absolut spitze"[471] ausgesehen, doch später hätten alle Mütter gesagt, dass Teresa aussehe wie ein Junge. „Und das war so für eine Fünf-, Sechsjährige", so Frau Karstensen, „war das eine Katastrophe. […] Und seitdem nie wieder kurze Haare."[472]

464 Einzelinterview Michaela Karstensen 16.8.2006.
465 Ebd.
466 Ebd.
467 Ebd.
468 Ebd.
469 Ebd.
470 Ebd.
471 Ebd.
472 Ebd.

In Gesprächen wie diesem war die Verhandlung von geschlechtlich codierter Kleidung stets präsent. Die Frauen verhandelten die Ablehnung von Röcken und Kleidern. Sie reflektierten über die Frage, entsprechend welchen vergeschlechtlichten Codes Kinderkleidung ausgewählt wurde. In den biografischen Narrationen brachten sie zeitgenössische Frauenbilder zur Sprache. Die folgende Analyse widmet sich dieser Thematik und beschreibt damit zugleich das zweite Feld eines Möglichkeitsraums vestimentärer Praktiken in Generationenbeziehungen: *Gender*. Die Mutter-Tochter-Beziehung von Mechthild Hackenberg (Jg. 1943) und ihrer Tochter Tina (Jg. 1969) rücke ich deshalb in den Fokus, weil sich hier die komplexen Zeitbezüge entlang der Thematik Geschlecht exemplifizieren lassen, die für ein Verständnis der Stilentwicklungen in Mutter-Tochter-Beziehungen bedeutsam sind.

4.1 Kleidungspraxis asynchron

> „Deswegen habe ich auch nach Ihrer Hypothese gefragt. Ich denke, dass diese achtundsechziger Zeit und die politischen Ambitionen oder das Gedankengut, bei vielen Mädchen so ist, die dann völlig entgegengesetzt sich entwickeln. Also ich hab nicht das Gefühl, wie früher, meine Mutter hat auf Kleidung geachtet, also tat ich das auch, dass da irgendwie so, so ein Kontra ist. Grundsätzlich."[473]

Ich fuhr an einem Ostersonntag nach Süddeutschland, um mich dort mit Tina Hackenberg zu treffen, von deren Mutter die einleitende Passage stammt. Tina war sehr aufgeschlossen gewesen, als ich sie anrief, und hatte mir gleich das Du angeboten. Sie hatte mir erzählt, dass sie nicht nur Sozialwissenschaften studiert habe, sondern auch „Volkskunde" – „pseudomäßig". Ich konnte also bei ihr methodologisch-methodisches Wissen vermuten. Ihre Telefonnummer hatte ich von ihrer Mutter erhalten. Sie hatte mir mitgeteilt, dass sich Tina gegenwärtig in stationärer Behandlung befinde. Sie habe Rückenprobleme und lebe deshalb in einer psychosomatischen Klinik an ihrem Wohnort. Tina selbst sagte mir am Telefon, dass es sich erst kurzfristig entscheiden würde, ob das Treffen in der Klinik oder bei ihr zuhause stattfinden könne. Wenn ich Fotos sehen wolle, so könne man sich in jedem Fall aber in ihrer Wohnung treffen. Ich überließ ihr die Entscheidung und verabredete, sie rechtzeitig über meine Ankunft per SMS zu informieren, um zu erfahren, wo wir uns treffen sollten.[474] Tina empfing mich schließlich am Eingangstor der Klinik, die in einer am Hang gelegenen älteren Villa untergebracht war. Sie hatte kurze, blonde Haare, trug eine Brille mit schwarzem Gestell,

[473] Interview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[474] Telefonnotiz vom 29.3.2007.

ausgewaschene Jeans, einen roten Kapuzenpullover mit olivfarbenen Abnähern und eine schwarze T-Shirt-Jacke. Ich wartete am Empfang, denn als Patientin musste sich Tina von ihrem Spaziergang zurückmelden. Zudem wollte sie noch kurz rauf in ihr Zimmer. Dann gingen wir gemeinsam in den Wintergarten der Villa, der auch vom Garten betreten werden konnte. Es standen dort Wasser, Tee und Kaffee in Thermoskannen und die üblichen weißen Krankenhaustassen für die Patientinnen und Patienten bereit. Während ich Rucksack und Tasche an einem Tisch abstellte und mich setzte, holte sich Tina noch einen bequemeren Sessel heran und nahm sich ein Stück Kuchen. Sie werde in der nächsten Woche in die Tagesklinik wechseln. Sie habe deshalb ihr Auto, einen Sportwagen, dabei. Während des Gesprächs warf sie immer wieder einen Blick durch das Fenster auf die Straße.

„Ich geb zu, ich hab mir noch nicht so viel Gedanken gemacht. (leise: Ich versuche spontan zu sein.)“[475] Tina hatte sich zunächst rückversichert, dass mein Interesse auch ihrer Person galt und nicht nur ihrer Rolle als Tochter. Dann gab sie mir in wenigen Sätzen eine knappe Selbsteinschätzung in Sachen Kleidung:

> „Also ich hatte von Anfang an keinen sehr weiblichen Stil, was Klamotten angeht, Jeans, (lacht: T-Shirts), so. Ganz auffällig, ich hab ganz selten Röcke getragen und später gar nicht mehr, was meine Mutter irgendwie aber gar nicht so gut fand. (lacht) Die wollte immer, dass ich auch mal Röcke und Kleider trage. Aber ich weiß auch nicht, irgendwie lag mir das nie. Ja, dann kamen so die Achtziger, sag ich mal, typisch, ja? Das sind so, ich hab jetzt Bilder gesehen mit Batikleggings und bunten lila Leggings und, schreck, (lacht) so komische Sachen. Ich wollte immer irgendwie cool sein. Ich glaub, der größte Stein des Anstoßes – das wäre mal interessant, ob meine Mutter das dann auch erwähnt hat – ist, dass ich mir mit fünfzehn meine schwarze Lederjacke gekauft hab, so eine Motorrad-Lederjacke, von Hein Gerricke, vom Flohmarkt. Und da war sie, das hat sie mir fast, glaub ich, strikt verboten. Oder ist fast vom Stuhl gefallen, als sie das Ding gesehen hat, ja? Ich fand es so toll. (lacht) Das war echt witzig, irgendwie. Ja, aber sonst? . Wichtig ist auch, ich trag ganz viel an Klamotten, weil ich immer ganz doll friere. (2) Möglichst noch eine kleine Leggings drunter und . Jeans und Unterhemd und Shirt und einen Pulli noch drüber.“[476]

Die Auseinandersetzung mit geschlechtlich codierter Kleidung, der Zusammenhang von Körperlichkeit und Kleidung und schließlich die Charakterisierung der Mutter als Vertreterin eines der eigenen Kleidungspräferenz gegenläufigen Konzeptes – Tina sprach hier die Leitthemen unseres gemeinsamen Nachmittags an. Auch der rote Faden unseres Gesprächs klang in dem Ausdruck der Neugier auf die Aussagen der Mutter bereits an, denn in den kommenden eineinhalb Stunden

[475] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
[476] Ebd.; vgl. zudem Feldnotizen vom 8.4.2007.

rückte die Frage nach Ähnlichkeit und Differenz wiederholt ins Zentrum ihrer Ausführungen. Tina vollzog ein stetiges In-Beziehung-Setzen des Eigenen zur Mutter, oder – wie sie selbst formulierte, als ich nach rund einer Stunde das Thema Mutter aufgriff – den „spannende[n] Abgleich“[477]. Diesen vollzog sie etwa im Reden über ihre Pubertät. Sie schilderte sie als eine sehr stressige Zeit, in der Kleidung Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter war.[478] Vornehmlich fand der Abgleich über den Bereich der geschlechtlich konnotierten Kleidung statt. Tina beschrieb ihn als wesentliches Feld der Aushandlung von Beziehungsweisen. So erzählte sie mir beispielsweise, dass ihre Mutter ihr, die Röcke und Kleider ablehne, versucht habe, „weiblichere Klamotten zu kaufen“[479] – und griff mit der Erzählung von den Vorstellungen vom Tochter-, weiter noch vom Frau-Sein eine Thematik auf, die mir in ähnlicher Prominenz bereits bei ihrer Mutter begegnet war.

Mein Gespräch mit Mechthild Hackenberg fand eine Woche vor meiner Fahrt zu Tina in ihrem Heimatort, einer norddeutschen Mittelstadt, statt. Frau Hackenberg begrüßte mich in einem Ensemble aus hellgrauem Pullover mit weißen Streifen sowie grauer Stoffhose und führte mich durch den kleinen Flur ihrer hellen Dachgeschosswohnung ins Wohnzimmer. Mir fielen die Bilder ins Auge, die rechts und links neben dem nussbaumfarbenen, alten Schrank hingen. Sie und ihre Mutter seien „viel enger“ gewesen, als sie und Tina, kommentierte Frau Hackenberg die Fotos, als ich sie ansah.[480] Eines zeigte, wie sich herausstellte, ihre Tochter, ein weiteres eine andere junge Frau, Frau Hackenbergs Mutter. Wir setzten uns an den Tisch in der Essecke, auf dem Fotoalben für mich bereit lagen. Sie könne sich kaum an ihre Kindheit, die in die Kriegs- und Nachkriegsjahre fiel, erinnern, begann die 64-Jährige zu erzählen. Ihr sei allerdings im Gedächtnis geblieben, dass sie als Kind „Lederhosen“ getragen habe und „auch Peter genannt“[481] wurde. Ihr Vater habe sich wohl nach drei Töchtern einen Sohn gewünscht. „Aber später dann, auch als Kind, glaub ich, war ich sehr weiblich angezogen, von meiner Mutter her, die ausgesprochen schick immer gewesen ist.“[482] Ihre ältere Schwester habe ihr berichtet, dass jene die Mutter „nur vor dem Spiegel, zurecht gemacht“[483] gesehen habe. Frau Hackenberg selbst beschrieb ihre Mutter als eine Frau, die bis zu ihrem Tode auf gepflegte Garderobe geachtet

477 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
478 Ich erfuhr zwar, dass Mutter und Tochter durchaus „schöne Dinge“ (Einzelgespräch Tina Hackenberg 8.4.2007) gemeinsam unternommen hätten. Kino- oder Konzertbesuche lagen aber außerhalb des Bereichs vestimentärer Selbstdarstellung und dort fanden sich für Tina wenig Ereignisse, die sich als Fundament für eine harmonische Beziehung eignen.
479 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
480 Feldnotizen vom 1.4.2007.
481 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
482 Ebd.
483 Ebd.

habe, „mit Hütchen und hochhackigen Schuhen“[484]. Dazu gehörte, auf die Qualität der Kleidung zu achten und entsprechende Geschäfte zu besuchen. Das hatte Auswirkungen auf die eigene Garderobe. Ihre Mutter habe Freude am Einkleiden ihrer jüngsten Tochter gehabt und ihre Tochter sogar an einer Kindermodenschau teilnehmen lassen. Als Mädchen habe sie Ensembles getragen, von denen eines in der Schule von einem Lehrer zum Vorbild erklärt wurde: „So sieht ein anständiges junges Mädchen aus.“[485] Mechthild hatte sich Bilder angesehen, die sie mir später noch zeigen wollte, Bilder, die aus der Zeit an der Volks- und dann einer weiterführenden Mädchenschule stammten und zudem auch von der Tanzstunde:

> „Und ich hab so geguckt, ich war immer sehr weiblich angezogen. Immer sehr schick und immer irgendwas Besonderes. Ich hab auch so in Erinnerung, dass meine Mutter oft gesagt hat, dass, dass es schon wichtig ist, irgendwie sich besonders anzuziehen und besonders schick und so.“[486]

Hier manifestierte sich der Konnex von Geschlecht und Kleidungspraxis mütterlicherseits, der auch Tinas Ausführungen prägte.

Ich war in beiden Gesprächssituationen – deutlicher noch als in anderen Familien – mit einem Reden über Kleidungspraxis als Form der Geschlechtsthematisierung konfrontiert. Darin ist unschwer eine Gemeinsamkeit auszumachen. Ein profunder Unterschied liegt hingegen in dem Einfluss begründet, welchen die beiden Frauen ihren Müttern in der Ausgestaltung der eigenen Garderobe zuschrieben. Betonte Tina die Differenz zu Mechthild, so schilderte diese ihre vestimentäre Herkunft zunächst als eine, die maßgeblich von der Mutter, Tinas Großmutter, beeinflusst wurde. Noch ein weiterer Unterschied wurde aufgeworfen. Ihre eigene vestimentäre Herkunft diente Mechthild mehrfach als Hintergrundfolie, um die Beziehung zu ihrer Tochter zu schildern, die wesentlich durch Verschiedenheiten vor allem im Bereich geschmacklicher Präferenzen geprägt waren.[487] Frau Hackenberg verstand sich augenscheinlich in Nachfolge jener Mut-

[484] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[485] Ebd.
[486] Ebd.
[487] Frau Hackenberg wuchs als Offizierstochter auf. Man musste sich, so die 1943 geborene, „so und so benehmen“ (Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007) und auch entsprechend kleiden. Während ihr Vater dabei vor allem auf ehrenwertes Benehmen Wert gelegt habe, sei ihre Mutter für ein charmantes Auftreten, gute Manieren und nicht zuletzt gute Garderobe eingetreten. Sie waren eben als „höhere Töchter“ (ebd.) erzogen worden, mit Klavierunterricht für die Geschwister, eigenen Reit- und Ballettunterricht. Sie interpretierte diese Ausbildung als ‚Mittel zum Zweck‘, „um letzten Endes eigentlich einen guten Mann zu kriegen“ (ebd.). Dieses vorgelebte Ziel habe bei ihr als Jüngste allerdings nicht gefruchtet. Später würde sie mir mit Blick auf das nachgeholte Abitur erklären, dass sie von ihrer Mutter nur zur Mittelschule geschickt wurde, weil sie eine „ganz mittelmäßige Schülerin“ (ebd.) war. Es sei aber auch nicht üblich gewesen: „Frauen waren dazu da, pff, zu heiraten und Kinder zu kriegen und da lohnte sich zu der Zeit noch nicht, das Abitur“ (ebd.). Frau Hackenberg war sich letztlich nicht sicher, warum sie nicht zum Gymnasium hatte gehen dürfen. Des-

terrolle, die ihre eigene ausgefüllt hatte: fürsorglich, dem Kinde zugewandt, mit Freude an der Auswahl und Gestaltung der Kinderkleidung. Gebunden daran war die Vorstellung, dass sich auch Tina in jene generationelle Abfolge einreihen würde – als Mädchen und später als Frau.

> „Was ich feststelle, dass sie auch Wert legt, dass sie eine ordentliche, saubere Wohnung hat. Das vielleicht, aber sonst, mit Klamotten? (räuspert sich) Ist total witzig. Also bis zu ihrer Pubertät hat sie sich von mir noch beeinflussen lassen und ich hab sie ähnlich beeinflusst, wie meine Mutter mich. Also schöne Kleider und, und niedlich aussehen und so. Und dann, in der Pubertät ist sie ja auf die Schule gegangen. Da . war das absolut nicht mehr."[488]

Wenn Mechthild mir etwa erzählte, dass sie ihrer Tochter ebenfalls gern etwas beigebracht hätte, Tina aber weder Interesse an Nähen oder an Bügeln noch an anderen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten zeigte, so formulierte sie darin ihre generationell motivierten Erwartungen aus. Vorstellungen von Weiblichkeit und Generationalisierungen treffen hier nicht nur aufeinander, sondern sind miteinander verflochten. Inwieweit auf einem solchen *Gender-Generation*-Konnex die vestimentäre Ästhetik in Mutter-Tochter-Beziehungen fußt, möchte ich im folgenden Abschnitt nachzeichnen.

4.2 Konturierungen von Weiblichkeit

Frau Hackenberg hatte mich auf den Stapel Fotoalben, der auf dem Tisch lag, bereits bei meiner Ankunft hingewiesen. Wir nahmen ihn jedoch erst zur Hand, als ich nach Frau Hackenbergs Jugend fragte. Sie erzählte mir, dass sie damals schon zu sich selbst gesagt habe, „‚Machst Dich mal schick, gefällst den Jungs'"[489]. Röcke, Pullover, Blusen und Kleider habe sie in dieser Zeit getragen. Sie erklärte mir, dass sie regen Kontakt mit Männern gehabt, zwar keinen Sex vor der Ehe, doch gern geflirtet und sich dafür auch „entsprechend angezogen"[490] habe. Der Zusammenhang von Attraktivität, Sexualität und vestimentärer Praxis war mehr als deutlich. Ein Ensemble, welches sie damals trug, bestand aus einem engen Rock, hohen Schuhen – „heißt immer Pumps"[491] – und einem nicht zu eng geschnittenen, aber dekolletierten Oberteil. „Nee, das war kurz über dem Knie"[492],

sen ungeachtet klang hier aber eine Diskrepanz zwischen der Haltung der Eltern und ihren heutigen, frauenpolitisch geprägten Ansichten an.

488 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.

489 Ebd.

490 Ebd.

491 Ebd.

492 Ebd.

erörterte sie mir die Rocklänge, um mir dann ein Foto von sich und ihrer Mutter sowie ein weiteres von sich zu zeigen.[493] Auf beiden Fotos trägt sie einen Bleistiftrock sowie einen Pullover mit V-Ausschnitt (Abb. 32). Es folgten weitere Bilder von Kleidern und einem Kostüm. Die Differenz zu ihrer Schilderung von Tinas Kleidung während dieser Lebensphase hätte wohl größer nicht sein können: „Schuhe wie Sie, so flach" – ich trug an jenem Tag schmale Turnschuhe –

> „und hochgeschlossen und so. Keine Röcke! Irgendwann hab ich sie mal zu einem Minirock überredet. (lacht: Den, glaub ich, hat sie einmal angehabt und dann hat sie es sein gelassen. War total witzig.) Na ja. Ja und das trägt sie bis heute. Pullis und Hosen."[494]

Diese Szene sollte ihr Pendant eine Woche später bei meinem Besuch bei Tina finden. Tina schlug vor, nachdem unser Interview im Wintergarten vorläufig zu einem Ende gekommen schien, auf ihr Zimmer zu gehen. In dem hellen Turmzimmer angekommen, besahen wir zunächst ihre Garderobe. Es handelte sich selbstredend um eine spezifische Auswahl, die sie für den Aufenthalt in der Einrichtung zusammengestellt hatte, aber „schon die"[495], die sie augenblicklich am

Abbildung 32: Frau Hackenberg 1958. Foto Privatbesitz Frau Hackenberg.

Abbildung 33: Tina Hackenberg „schick". Foto 1999, Privatbesitz Tina Hackenberg.

[493] Feldnotiz vom 1.4.2007.
[494] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007; vgl. Feldnotiz vom 1.4.2007.
[495] Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.

liebsten trage. So sah ich etwa eine Cargo-Hose oder auch eine der Kurzjacken, von denen sie mir bereits erzählt hatte. Tina war an diesem Tag in ihrer eigenen Wohnung gewesen und hatte Fotos mitgebracht, die auf einem kleinen Tisch bereitlagen. „Da, zum Thema, von wegen weiblich, mit Kettchen und Ringen und Nagellack in der Farbe“[496] (Abb. 33). Es sollte eben weiblicher sein zu dieser Zeit. Das Foto war auf der Rückseite mit 1999 datiert. Mit den darauffolgenden Fotos wurde deutlich, dass sie sich mit dieser Phase ihrer Kleidungsbiografie heute kaum mehr zu identifizieren schien. „Also dann lieber das“[497]. Tina hatte weitere Bilder herausgesucht und war schließlich bei einem hängen geblieben, das für sie den Gegenentwurf zur weiblichen Phase darstellte. Es zeigte sie „so typisch“[498]. Sie ist auf dem Foto gekleidet in eine graumelierte Strickjacke, eine graue Hose aus Denim und trägt dazu Turnschuhe, ein schwarzes Baseballcap und schwarze Socken. Das sei ein Bild, so Tina, was sie von sich selbst ganz nett fände. „Lederturnschuh sogar“[499], kommentierte sie, und zeigte mir dann ein weiteres Foto, welches ihre Vorliebe für Sportliches noch deutlicher unterstrich. Anders als auf dem Bild aus dem Jahr 2000 (Abb. 34), welches Tina mit dem Baseballcap zeigt und auf welchem Sportlichkeit allein in der Kleidung codiert ist, sah ich nunmehr Tina ‚in Aktion‘ (Abb. 35). Bereits in dem vorangegangenen Gespräch hatte sie das Foto erwähnt, als sie mir erörterte, dass sie kaum feminine Kleidung präferiert habe.

Abbildung 34: Tina 2000.
Foto Privatbesitz Tina Hackenberg.

Abbildung 35: Tina 1993.
Foto Privatbesitz Tina Hackenberg.

[496] Ebd.
[497] Ebd.
[498] Ebd.
[499] Ebd.

Die „Sportklamotte“[500] sei schon auffällig gewesen, hatte sie in diesem Zusammenhang assoziiert und mir davon erzählt, dass sie Ende der 1980er-Jahre gemeinsam mit ihrer Mutter ein Fitnessstudio besuchte. Es sei zwar „nicht so ein Schickimickistudio“ gewesen, die Kleidung jedoch typisch, „so glänzend, wie diese glänzenden engen Leggings und diese Bodys dazu, ja?“[501] Sie räusperte sich. Weniger die visuelle Repräsentation ihrer Sportlichkeit selbst als der Konnex von körperbetontem Fitnessoutfit und langen blonden, zum Zopf geflochtenen Haaren schien sie inzwischen zu irritieren. Sie nahm ein weiteres Bild zur Hand.

> „Oder hier, ist so ganz erwachsen, weiblich mit mittel, so langen Haaren so. Das findet meine Mutter dann toll, so dieses Bild und die Haare, ja?“[502]

Zwischen den Aufnahmen der Fotos lagen sechs Jahre. Sie zeigte auf ein weiteres Bild, welches vor uns lag. „Und ich hätte dann eher dieses so hinterher.“[503] Erstgenanntes ist aus dem Jahr 1998 (Abb. 36). Tinas Favorit wurde 2004 aufgenommen (Abb. 37). „Das sieht irgendwie nett aus.“[504] Die Fotos zu betrachten erwies sich somit als doppelter Vergleich. Jene, welche nicht in chronologischer Reihenfolge in ein Album geklebt waren, forderten dazu auf, Parallelen und Veränderungen der Kombinationen zu suchen, die Tina im Verlauf der Jahre präferiert hatte. Zu dieser diachronen Betrachtung kam mit dem Hinweis auf die Differenz zwischen dem eigenen Geschmack und dem der Mutter eine synchrone hinzu, die ein komplexes Verhältnis zu aktualisieren schien.

Abbildung 36: Tina 1998.
Foto Privatbesitz Tina Hackenberg.

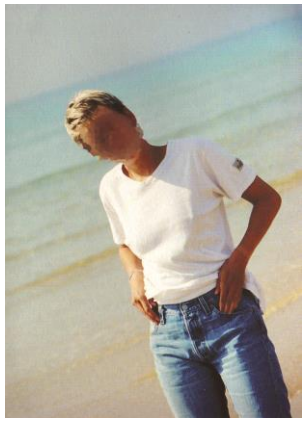

Abbildung 37: Tina 2004.
Foto Privatbesitz Tina Hackenberg.

[500] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
[501] Ebd.
[502] Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.
[503] Ebd.
[504] Ebd.; zudem Feldnotizen vom 8.4.2007.

Während der Treffen mit den Hackenbergs kristallisierte sich ein stetes Abgrenzen heraus, welches eine „geschlechtsimmanente Polarisierung" (Knapp 1995: 178) ebenso hervorbrachte wie es durch diese konstituiert schien. Gudrun-Axeli Knapp (1995) hat den Begriff in ihren Überlegungen zur Diskursformation der Zweigeschlechtlichkeit verwandt, um darauf hinzuweisen, dass sich die Eigenschaften, mittels derer „Geschlechterdifferenz ausgemalt" wird, nicht in zwei, sondern in vier Feldern gruppieren ließen, wenn die „Differenzbestimmungen innerhalb der Geschlechtergruppen" (ebd.) Berücksichtigung fänden. Die Funktion der „geschlechtsimmanenten Polarisierung", so Knapps These, sei eine doppelte: „sie stützt – nehmen wir das auf Frauen bezogene Feld – das normative Ideal des Weiblichen als Legitimationsgrundlage männlicher Dominanz, indem ein davon abweichendes ‚anderes' konstruiert und negativ konnotiert wird" und „sie erlaubt es, vorfindliche Abweichungen vom normativen Weiblichkeitsideal zur Kenntnis zu nehmen, sie aber zugleich im Rahmen des binären Schemas als Negation des Ideals differenzverstärkend zu vereinnahmen. Damit stützt diese Konstruktion bestimmte Normalitätsvorstellungen" (ebd.). Gerade letzteres erweist sich als zentraler Aspekt der vestimentären Beziehungsästhetik der Hackenbergs, denn die Frauen schienen sich gerade aufgrund der unterschiedlichen Weiblichkeiten, die sie ausagierten und bisweilen für sich reklamierten, voneinander abzugrenzen. Dieses wird im Folgenden genauer zu betrachten sein, wobei die eingeforderte Berücksichtigung von Historizität und „Grundstruktur" dieser Vorstellungen, d.h. die „diskursive[n] Verfasstheit sozialer Strukturen, sozialen Handeln[s] und sozialer Identität(en)" (Pühl u.a. 2004: 16) aufzugreifen und die „mikrosoziologische[n] Klärung des Wie" (ebd.: 17) zu untersuchen ist. Obgleich es mir nicht (allein) um die von Knapp in diesem Zusammenhang thematisierten Geschlechterstereotypen geht, gilt auch hier, dass nur „eine Zusammenführung der verschiedenen Perspektiven auf den Geschlechtskörper ein […] angemessenes Bild zeichnet" (Villa [3]2006: 269).

Die Gegenwart zweier Frauenbilder

Nachdem wir die Fotografien und somit die verschiedenen Phasen ihrer vestimentären Biografie angesehen hatten, fragte ich Mechthild Hackenberg nach ihrer aktuellen Garderobe. Sie besitze vier bis fünf Hosen, „[n]a ja und Oberteile, Blusen, im Sommer"[505], erzählte sie. Ich hatte sie daraufhin gebeten, mir ihre Lieblingskleidungsstücke zu beschreiben und wurde prompt aufgefordert, die Kleidung anzusehen. „Wollen Sie mal gucken?"[506] Frau Hackenberg stand auf. Ich folgte ihr ins Schlafzimmer, einem hellen Raum, in dem der kräftige orange-pinke Läufer deutlicher ins Auge sprang als die bunt geblümte Bettwäsche. Das Mobiliar

[505] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[506] Ebd.

Abbildung 38: Kleider Mechthild Hackenberg. Foto NWB, 1.4.2007.

war aus Kiefernholz: gegenüber dem französischen Bett ein mehrteiliger Schrank mit Schiebetüren, rechts mit einem Spiegel versehen. Neben dem Schrank hing eine gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografie. Es zeigte ein kleines, blondhaariges Mädchen. Tina? An einer anderen Wand hing ebenfalls ein Familienbild, über das ich später noch mehr hören sollte. Frau Hackenberg führte mir zunächst jene Kleider vor, von denen sie mir bereits erzählt hatte, dass sie sie erst kürzlich und kurz hintereinander bestellt habe. Sie seien relativ teuer gewesen. Das rote tunikaähnliche Leinenkleid mit bestickter Bordüre an Ausschnitt und ausgestellten Ärmeln sowie das am Saum asymmetrische Kleid aus Georgette mit seinen lila und fuchsiafarbenen großen Blumen auf dunklem Grund hingen bereits auf Bügeln am Schrank (Abb. 38).

Auf Nachfrage erfuhr ich, dass Frau Hackenberg diese bei Gudrun Sjödén erworben hatte. In Deutschland finden sich nur wenige Verkaufsläden der schwedischen Marke, die skandinavisches Design, kräftige Farben und nachhaltige, umweltschonende Stoffverarbeitung zu verbinden sucht.[507] Frau Hackenberg bestellte die Kleider deshalb per Katalog. Sie besaß mehrere blusenartige Blazer aus Leinen, die einen sehr geraden Schnitt und Details wie etwa quadratische Knöpfe aufwiesen. Sie zeigte mir aber auch noch einen roten Blazer, dessen Machart nicht dem ‚Ökostil' entsprach und von dem sie sagte, dass er ihre Mutter „sehr erfreut hätte, weil er teuer war."[508] In der linken Schrankhälfte, welche im unteren Sektor eine Kleiderstange und darüber zwei Ablagen besaß, die mäßig gefüllt waren und Platz boten etwa für eine runde Geschenkschachtel oder eine Schmuckschatulle, hingen Oberteile und Röcke sowie ein lila Wollkleid. In der rechten, ebenso strukturierten Schrankhälfte hing „so Alltagszeug"[509]: Blusen, Pullover, Hosen. Frau Hackenberg besah ihren Kleiderbestand, holte verschiedene Stücke heraus, hielt sie an den Körper und hing sie dann an den Schrank, damit ich sie besser sehen und fotogra-

[507] Vgl. http://gudrunsjoeden.de/ [letzter Besuch 10.4.2012].
[508] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[509] Ebd.

fieren konnte. Um mir einen Eindruck von ihren Outfits zu geben, erklärte sie mir, welche Farbe, welchen Rock sie zu den verschiedenen Oberteilen trug. Als wir zur ‚Abteilung Alltagskleidung' kamen, zog sie einen grauen Pullover heraus, in den ein gestreifter Unterpullover eingenäht war. „Das war ein besonderer, ja besonderer Pullover. War so Schlabberlook."[510] Als ich sie daraufhin fragte, worin denn der Unterschied zwischen den Kleidungsbeständen liege, antwortete sie nicht (Abb. 39, Abb. 40). Nachdem sie einen Moment überlegt hatte, zog sie eine blaue, reich bestickte Bluse mit Schnürung unterhalb der Brust aus eben jener rechten Schrankhälfte und erklärte mir, dass das auch noch so ein schönes Teil sei, zu Weihnachten gekauft, weil es „so golden war"[511].

Abbildung 39: Mechthilds „Schlabberlook". Foto NWB, 1.4.2007.

Abbildung 40: Mechthilds „Schick". Foto NWB, 1.4.2007.

Ihre Ordnung in Alltags- und Ausgehkleidung schien offensichtlich nicht allzu strikt. Zu der Bluse sortierte sie eine Samthose mit Gummizug. „Hier, so eine Hose dazu"[512]. Dies war für sie ein schickes Outfit. Neben den zwei Kleidern von Gudrun Sjödén war es die blaue Bluse, die mir ihre Garderobe als Hinwendung zu einem neuen Kleidungsstil zu zeigen vermochte. Frau Hackenberg hatte bereits davon gesprochen, dass sie nach langer Zeit des Jeans-Pullover-Looks wieder vermehrt auf ihre Kleidung achte, sich gern auch mal „schick"[513] mache. Nun-

[510] Ebd.
[511] Ebd.
[512] Ebd.
[513] Ebd.

mehr zeigte sich, worin dieser Wandel begründet war. Während ich Fotos von der Bluse anfertigte, begann sie mir von einer Erkrankung zu erzählen, die sie mittlerweile im Griff habe, aber in Folge dessen jetzt auf ihre Figur achten und sich sportlich betätigen müsse. „Ich beschäftige mich jetzt fast ausschließlich mit meinem Körper."[514] Das äußerte sich in der erneuten Aufmerksamkeit für ihre Garderobe, „fast so, als würde ich wieder zurückgehen zu den alten Wurzeln."[515] Die „Lust", sich „hübsch anzuziehen", wie Frau Hackenberg es formulierte, bedient damit das Blickregime der Zweigeschlechtlichkeit.[516] Die Kleider, Blusen und Röcke in rot, mit floralen Mustern, mit Stickereien lassen sie nicht nur sichtbar, sondern auch als ‚Frau' sichtbar werden – „an effect of styles of body posture, demeanour and dress" (Entwistle [6]2006: 23).

Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, Frau Hackenbergs Bemerkung von der *Rückkehr zu den Wurzeln* allein aus genealogisch-generationeller Sicht zu deuten und ihre Weiblichkeit, wie sie mir zum Zeitpunkt unseres Gesprächs begegnete, ausschließlich mit dem „Schick" ihrer Mutter in Verbindung zu bringen, auf den sie sich besonders im Zusammenhang mit Tina zu beziehen schien. Die Bemerkung, ihre gelegentlichen Kirchgänge in die nahe gelegene evangelische Kirche seien „fast eine intellektuelle Stunde" für sie, „ein bisschen wie früher"[517], aktualisierte vielmehr das politische Interesse und die intellektuellen Ambitionen, von denen sie mir im Zusammenhang mit ihrer Ehe erzählt hatte. Ein Streben nach Präsenz wies in dieselbe Richtung: „[I]ch möchte auch, dass man mich, mich sieht. Ich finde es ganz furchtbar, durch die Stadt zu gehen und jeder rempelt einen an, so als wenn man überhaupt nicht gesehen wird." Sie richtete sich merklich auf und lachte: „Und da mache ich mich schon so groß."[518] Der Terminus *Präsenz* erscheint mir deshalb passend, weil er als Überbegriff das Ergebnis ihres Anspruches und des damit verbundenen Strebens nach persönlichem Raum im öffentlichen Raum fassen kann. Darüber hinaus charakterisiert er die Herstellungsweisen der Sichtbarkeit und Mittel, die dazu herangezogen werden. *Präsenz* verweist zugleich auf jenen zeitgenössischen politischen Diskurs, der sich in Frau Hackenbergs Bekleidungsbiografie und der gegenwärtigen Kleidungspraxis aktualisierte.[519] Frau Hackenbergs gegenwärtiges Interesse an Kleidern, bestickten Blusen oder Oberteilen aus dem Bereich der Eco-Fashion lassen sich mit dieser Phase ihrer Bekleidungsbiografie in Verbindung zu bringen, denn gerade ihre Lieblingsstücke entsprechen vom Stoff her dem, was ich bereits als zentrales Charakteristikum eines vestimentären Erfahrungsraums der Mütter beschrieben habe.[520] Wenn sie mir etwa ihre Präferenz für Naturstoffe damit begründete, dass Alternativen „poli-

514 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
515 Ebd.
516 Vgl. Silverman 1994.
517 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
518 Ebd.
519 Vgl. Wilson 2003.
520 Vgl. Kapitel 3 sowie Wagener-Böck 2010.

tisch auch nicht korrekt gewesen" seien, man eben „Ökoklamotten" getragen habe und dieses „eigentlich so geblieben"[521] sei, so erweisen sich z.B. das rote bestickte Kleid, die blass orange wie auch die beige Leinenbluse als Materialisation des Nachhaltigkeits- und Ökologiediskurses der Umwelt- und Dritte-Welt-Bewegung der 1980er-Jahre.[522] Frau Hackenbergs Konsumpraktik ist somit ein Ensemble an „Praktiken der Diskurs(re)produktion" (Keller ²2008: 255), das durch „symbolisch aufgeladene Handlungsweisen" (ebd.) zum Ausdruck kommt. Das macht ihr Vergleich des vestimentären Konsums mit dem heute gleichfalls gängigen Einkauf fair gehandelten Kaffees deutlich, den sie kaufe, um „die Leute da zu unterstützen und dazu mehr zu bezahlen"[523]. Neben der Aufmerksamkeit für Naturstoffe ist zudem der Schnitt in dieser Hinsicht signifikant. Weit geschnittene Oberbekleidung gibt dem Körper Raum und Sichtbarkeit, indem sie die Aufmerksamkeit und den Blick weg vom Körper und hin zu dessen Rändern lenkt. Damit erzeugte sie jene Erscheinung, die feministisch engagierte Frauen dem sexistischen Blick in den 1980er-Jahren entgegenzusetzen suchten.[524] Frau Hackenbergs aktuelle Garderobe offenbarte somit nicht nur die Polysemie der Kleidungsstücke. Während wir uns vor ihrem Kleiderschrank unterhielten, aktualisierte sich neben der herkunftsbestimmten eine zweite Phase ihrer Bekleidungsbiografie, in dessen Zentrum sich ein weiteres Verständnis davon, was Frau-Sein bedeutet, abzeichnete.

Frau Hackenberg erzählte, dass sie nach dem Abschluss der Mittelschule als Sekretärin gearbeitet und mit 21 Jahren geheiratet habe. Sie sei mit ihrem Mann zunächst an dessen Studienort, nach seinem Abschluss in die Niederlande und dann in andere Städte, seine Arbeitsorte, gezogen. Später war sie in ihre Heimatstadt zurückgekehrt, nunmehr alleinerziehend, holte ihre Hochschulreife nach, studierte bis 1986 und absolvierte anschließend eine Ausbildung zur Gesprächs- und Gestalttherapeutin. Daraufhin ist sie erst in einer therapeutischen Frauenberatung und später bis zur Verrentung als Frauenbeauftragte im öffentlichen Dienst tätig gewesen. Als Wendepunkt in vestimentären Fragen markierte sie dabei die Studienzeit ihres damaligen Ehemanns. „Und von da ab hab ich mehr Hosen getragen als Kleider", hob sie hervor. „Also es gab wirklich so einen Schnitt."[525] Ende der 1970er-Jahre habe sie dann begonnen, sich mehr salopp zu kleiden. „Und das ist auch, glaube ich, geblieben bis heute." Der Wandel lag für sie in dem aufkeimenden und sich verstetigenden Interesse an politischen Themen und dem sich daraus entwickelnden frauenpolitischen Engagement begründet. In diesem Zusammenhang sprach sie von den „Frauenzentrumsfrauen"[526], die damals in

[521] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[522] Vgl. hierzu etwa Brand 2008; Olejniczak 2008.
[523] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[524] Vgl. Wilson 2003: 241.
[525] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[526] Ebd.

ihrer Heimat- und Studienstadt engagiert waren. Sie habe „immer ein bisschen Angst“ vor diesen Frauen gehabt, da sie deren Ansichten als „orthodox“ empfand, „fast fundamentalistisch würde man heute sagen“[527]. Sie selbst hatte sich dort trotz ihres Interesses an aktuellen politischen Themen nicht zugehörig gefühlt: „[D]ie waren für meine Begriffe völlig übertrieben frauenbewegt“. Während wir über ihre damalige Kleidung sprachen und ich nach dem Zusammenhang zu den frauenpolitischen Erfahrungen fragte, erzählte Frau Hackenberg von spezifischen Exklusionen: Das Frauenzentrum, in welchem sie zunächst engagiert war, sei dadurch charakterisiert gewesen, dass dort sehr „orthodox bezüglich Lesbischsein und Nichtlesbischsein“[528] agiert wurde. Sie habe immer das Gefühl gehabt, dass eine heterosexuelle Frau, die mit einem Anliegen oder einfach dem Wunsch nach Teilhabe dorthin gekommen sei, unfreundlich behandelt worden sei. Ihr sei das zu viel gewesen, so Frau Hackenberg, „ich war immer so am Rande des Mittelwegs“, sich selbst zwar eher dem linken politischen Spektrum zuordnend, aber eben „nicht so schlimm“ – sie stieß einen Pfiff aus – „nicht so indoktriniert“[529]. Ihre Ablehnung der vorherrschenden Ansichten dort führte dazu, dass sie noch während des Studiums Anfang der 1980er-Jahre mit Kommilitoninnen die therapeutische Beratungsstelle aufbaute und in dieser ihre frauenpolitischen Vorstellungen praktisch umzusetzen versuchte. Gleichwohl wurden auch dort anfangs Diskussionen geführt, etwa darüber, ob Männer die Räume betreten dürfen.

Wie Frau Hackenbergs Vorstellungen aussahen, erfuhr ich, als sie erzählte, wie Kolleginnen und sie selbst sich bemühten, die frauenpolitischen Ansichten in ihre Arbeit einzubinden und zugleich „aber seriös zu sein.“[530] Sie habe damals in der Gleichstellungsarbeit die Erfahrung gemacht, dass sich Frauenbeauftragte bei gemeinsamen Treffen stets „wie Bankmanagerinnen gekleidet“ hätten, „also mit Kostümchen und total schick und Schmuck und so.“[531] Sie habe das nicht gutgeheißen, denn – so erinnerte sie sich ihrer damaligen Argumentation – wenn man etwa Veranstaltungen für „normale Frauen“ organisiere, so kämen die dort nicht hin. „Die trauen sich doch gar nicht.“[532] Bereits in der ersten Zeit der Frauenberatungsstelle gab es das Vorhaben, sich vom Äußeren her so zu geben, „dass wirklich auch eine ältere Frau und ein junges Mädchen vom Lande und alle dahin kommen konnten, ohne Angst zu haben.“[533] Das Credo lautete, dort „therapeutisch“, d.h. psychosozial beratend, auch unter Einbezug des eigenen Kleidungsstils, tätig zu sein. Wie Frau Hackenberg mir sagte, gab es in diesem Tätigkeitsfeld Diskussionen, nicht nur, weil die einen „viel feministischer“[534] waren als sie selbst.

527 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
528 Ebd.
529 Ebd.
530 Ebd.
531 Ebd.
532 Ebd.
533 Ebd.
534 Ebd.

Neben dem Ausschluss von Männern aus den Räumen wurde auch die Frage nach dem Ausschluss heterosexueller Frauen aus der Beratung aufgeworfen. Gerade Anfang der 1980er-Jahre sei es ungemein schwer gewesen, „Lesben und Heterofrauen so zusammen zu kriegen. Und so war das auch mit der Kleidung."[535] Es habe sowohl einen entsprechenden Dresscode als auch einen vergemeinschaftenden Haarschnitt unter den homosexuellen Frauen gegeben, während ihre eigene Kleidung zu der Zeit eben „völlig unauffällig"[536] gewesen sei.

In Frau Hackenbergs Erfahrungen von Exklusion und Inklusion wie ihre Ablehnung orthodoxer Strukturen, die aus einer moderat feministischen Haltung heraus formuliert wurden, spiegelt sich die Ambivalenz, welche Elisabeth Wilson (2003) in ihren zeitgenössischen Überlegungen zu „feminism and fashion"[537] beschrieben hat. Sie unterscheidet zwei feministische Auffassungen:

> „a whole-hearted condemnation of every aspect of culture that reproduced sexist ideas and images of women and femininity, all of which came to seem in some sense ‚violent' and ‚pornographic'; the other, by contrast was a populist liberalism which argued that it would be élitist to criticize any popular pastime which the majority of women enjoyed, whether it were reading pulp romances or dressing in smart clothes." (ebd.: 230)

Beide Auffassungen lassen sich als Ausdruck des feministischen Diskurses über Kleidung verstehen,

> „[because] typical of feminist discourse on dress has been its tendency to set up a kind of syllogism, that cannot be resolved. It attempts to address and to resolve the ambivalence that is such a widespread response to fashion; yet the terms of the debate inevitably perpetuate that very ambivalence." (ebd.: 244)

Wenn Frau Hackenberg den „Schnitt" in ihrer Bekleidungsbiografie zu Beginn ihres politischen Interesses sah, aus der sich ihr frauenpolitisches Engagement formierte, so erweisen sich gerade die damit verbundenen Erfahrungen der Aushandlung eines angemessenen ‚weiblichen' Auftretens als bedeutsam. Sie lesen sich als zentrale Hintergrundfolie, auf der ihre Argumentation von der Rückkehr zu Kleidern und Röcken schärfere Konturen dadurch erhält, dass sie „wieder Lust dazu" hatte, sich „wieder schick zu machen"[538]. Als sie im Anschluss an ihre therapeutischen Ausbildungen in der Frauenberatungsstelle arbeitete, seien „Klamotten nicht angesagt" gewesen. „Die Mode. Da war eigentlich keine Mode", sie habe es nicht so empfunden, dass in dieser Zeit „irgendwelche Mode aufoktroyiert wurde." In ihrem Umfeld habe es kein gängiges Schönheitsideal gegeben, man

[535] Ebd.
[536] Ebd.
[537] Vgl. Wilson 2003: 228–247.
[538] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.

achtete nicht auf Kleidung. Das war „uncool würde man heute sagen." Zeitweilig wurde vor allem schwarz getragen, die Augen wurden schwarz geschminkt, sich „aufgebrezelt" dagegen seltener. Sie sei nie auf die Idee gekommen, ein Kleid anzuziehen oder sich schön zu machen. „Na ja", so ihre These, „ich würde sagen, bis in die 1980er-Jahre gab es kein Modediktat, sondern es gab ein Diktat des Nicht-Modischseins."[539] Was Frau Hackenberg hier zum Ausdruck brachte, war die „betonte Informalität", die Karen Ellwanger und Annette Hülsenbeck (1997) als Teil jener „strukturell […] ganz bürgerliche[n] Geschmacksvorlieben" (ebd.: 165) der Neuen Frauenbewegung sehen. Diese Geschmacksvorlieben leiteten sich ab aus dem Ursprung des Engagements der Frauen in der Studentenbewegung, deren Basis den Autorinnen zufolge „Unauffälligkeit und Distanz zur herrschenden ‚Tages'-Mode ebenso wie zu einer bewußt stilisierten […] Subkulturmode" (ebd.: 165–167) war.

Aus Frau Hackenbergs Ausführungen zum frauenpolitischen Engagement ergibt sich, dass ihr Kleidungsstil, der mir an diesem Tag begegnete, als ein Ensemble aus verschiedenen Modeepochen zu verstehen ist. Er entstand aus einem vestimentären Habitus, der seinen Ursprung in einem familialen (Um-)Feld hat, das ein Frauenbild geprägt hatte, welches die Töchter dazu anhielt, „besonders anziehend zu wirken."[540] Implikationen dieses vestimentären Habitus hatten zu jeder Zeit Bestand, denn die bürgerlichen Vorstellungen, wie sie ihre Mutter vestimentär ausagierte, schienen nach wie vor bedeutungsvoll:

> „Also ich würde sagen, im Allgemeinen, also im Alltag bin ich eher sportlich gekleidet und auch bequem. Ich kann das nicht mehr leiden, wenn Jeans irgendwie hier so endlos drücken, aber das ist nicht das Einzige. Dass ich, und ja, wenn ich mich schön mache oder aufbrezle, dann denk ich, bin ich eher kühl-elegant angezogen. Also nicht so (5) Ja, ich glaube, das ist das richtige Wort, kühl-elegant."[541]

Sie griff ein Foto, welches sich auf das Jahr 1979 datieren ließ. Sie deutete auf die Schwarz-Weiß-Aufnahme, auf der neben ihrem damaligen Kurzhaarschnitt und einer Sonnenbrille mit großen Gläsern vor allem ein Pelzkragen deutlich zu erkennen war. „Und sowas gibt es natürlich auch. Das ist Gott sei Dank kein echter Pelz, sondern nur wie Pelz, aber . das fand ich auch ganz schick mit großer Brille und so dann. Zumindest damals."[542] Es folgten weitere Fotos, welche sie in einem Batikkleid zeigten – mal lässig an die Tür eines Golfs, mal an einen Gartenzaun gelehnt, mal auf dem Bordstein sitzend, dann wiederum die Brille abgenommen gen Boden sehend.

---

[539] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
[540] Ebd.
[541] Ebd.
[542] Ebd.

Die Performanz von Frau-Sein, die ich vor Frau Hackenbergs Kleiderschrank wie im Gespräch mit ihr kennenlernte, lässt sich als ein Frau-Sein verstehen, welches verschiedene Konfigurationen von Weiblichkeit[543] aktualisiert: zum einem eine Weiblichkeit, die der klassischen Geschlechterrolle zu eigen ist, zum anderen einer Weiblichkeit, die sich aus Erfahrungen speist, Alternativen zu eben jener heteronormativen Denk- und Lebensweise zu erproben. Diese Konfigurationen des Weiblichen entsprechen den verschiedenen Frauenbildern, die in Frau Hackenbergs Ausführungen verhandelt werden und die durch den jeweils vorherrschenden Geschlechterdiskurs der Zeit beeinflusst wurden. Das bürgerliche Frauenbild ihrer Herkunftsfamilie einerseits und die Frauenbilder der frauenpolitischen Kontexte andererseits bestimmten wesentlich das Reden über die eigenen Kleidungspraktiken.

Maskulines Frau-Sein, feminines Frau-Sein

Das Gespräch mit Tina hatte mit ihrer Feststellung begonnen, dass sie von jeher keinen ausgesprochen weiblichen Kleidungsstil gepflegt habe. Es war die Kategorie des *Weiblichen*, die sie immer wieder heranzog, um ihre Erfahrungen mit Kleidung, ihre Geschmackspräferenzen, ihre vergangene Garderobe oder ihre gegenwärtigen Kleidungsstücke zu beschreiben. So hatte sie mir erzählt, dass sie Röcke ablehne und sich als Teenager damit auseinandergesetzt habe, einen Büstenhalter zu tragen. Sie habe gehofft, dass ihre Brüste „nicht so groß“[544] würden, diese Hoffnung habe sich dann auch erfüllt. „Also ich fand das auch einschneidend hier und ja, blöd, wenn man dann ein Top anhat, oder irgendwas, dann hat man ständig das Gefummel da.“[545] Gegenwärtig trage sie „ab und zu mal einen“, so etwa beim Arzt, wenn sie eben dran denke, „oder mal Bustiers.“ Sie setzte sich hier mit der „leiblich-affektiven Erfahrung“ (Lindemann 1992: 334)[546] des Frau-Seins auseinander und warf zeitgleich die Frage nach den geschlechtsimmanenten Gender-

[543] Mit dem Begriff der Konfiguration lehne ich mich an Judith Butlers Verständnis an, dass etwa Geschlechtsidentitäten immer diskursiv hervorgebracht und somit in ihrer Ausgestaltung „nach Maßgabe eines hegemonialen kulturellen Diskurses“ justiert sind. Vgl. Butler 1991: 27; zudem Villa 2003. Nach Paula-Irene Villa – und mit Bezug auf den Geschlechtskörper – meint Konfiguration „die immer schon stattgefundene Prägung des Natürlichen durch das Soziale beziehungsweise des Materiellen durch das Diskursive“ (ebd.: 88). Es ist eben dieses Verständnis von Konfiguration als diskursiver Prägung dessen, was als Weiblichkeit verstanden und ganz materiell an Körpern oder an Kleidung ausgemacht wird, das hier wie im weiteren Verlauf meiner Ausführungen gemeint ist.

[544] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.

[545] Ebd.

[546] Lindemann hatte in ihren Überlegungen zur Konstruktion des Geschlechts die Leibvergessenheit des sozialkonstruktivistischen Ansatzes des doing gender angemahnt und unter Rückgriff auf Helmuth Plessner den Zusammenhang von Körper als soziales Wissen einerseits, Leib als subjektives Erleben dieses Wissens andererseits für die Analyse des Konnex von sexuellem Begehren und Körperwissen fruchtbar gemacht. Vgl. hierzu auch Lindemann 1993. Einen guten Überblick liefert Villa ³2006.

normen auf. Deutlich wird das bereits in der von ihr benannten Ausnahme, den BH nur dann zu tragen, wenn er mit hoher Wahrscheinlichkeit sichtbar werden könnte. Diese, ihre Regel wurde noch durch die ablehnende Haltung ihres Umfeldes verstärkt: viele fanden Tinas vestimentäre Praxis „ganz, ganz seltsam“[547]. Was sich für sie irgendwie nie ergeben habe und weshalb sie auch „echt nie böse drum“ gewesen sei, sorgte in ihrem Umfeld offenbar für Verwunderung. Sie selbst stelle sich immer die Frage, warum denn viele einen BH tragen, obwohl ihr Busen dieses gar nicht notwendig werden lasse.

> „Und dann denk ich immer ‚Ja, wozu (lacht: brauch man den dann?‘) So als weiblich fühlen, oder ich weiß nicht, oder mit Spitze hier und da, das war nie, nie, nie, nie mein Ding. Das ist ganz urig irgendwie.“[548]

Wenn Tina den Sinn oder Unsinn des Tragens eines Büstenhalters für sich reflektierte, so werden die Verpflichtungen, an der Konstruktion des Frau-Seins mitzuwirken, unter Einsatz von Darstellungskompetenzen,[549] die sich im Rahmen des Normativen bewegen, deutlich. Dass „Körperformen“ (Lindemann 1992: 337) in den alltäglichen Konstruktionen von Geschlecht Bedeutsamkeit oder besser *Ausdeutsamkeit* hervorbringen, zeigte sich nicht nur im Reden über den BH. Der Konnex von Körper und verschiedenen Konfigurationen des Frau-Seins war das Kernthema, welches Tina mit Blick auf vestimentäre Praktiken beschäftigte.

Tina hatte im Verlauf unseres Gesprächs eine Phase ihrer Bekleidungsbiografie als Phase des Weiblichen bezeichnet, woraufhin ich sie bat, mir diese Wandlung von der ablehnenden Haltung gegenüber femininer Kleidung zu schildern. „Wo sich das geändert hat?“[550] Nach einer Pause des Überlegens war sie darauf zu sprechen gekommen, dass sie nach ihrem schulischen Austauschjahr in den USA ins Fitnessstudio gegangen sei, um die mitgebrachten Pfunde zu verlieren. Hatte sie in den USA noch T-Shirts in Größe XXL getragen, so habe sich dort im Fitnessstudio angesichts der Spiegel „überall“ und mit dem Wissen, „so ein paar Kilochen zugenommen zu haben“, erstmals ein „Selbstbewusstsein“[551] für ihren Körper entwickelt. Sie habe viel trainiert, sei sportlich gewesen und habe dann erstmals jene Outfits erworben, von denen das Foto der Kombination von hellblauem Body und weißer Leggings zeugt.[552] Modegeschichtlich ist diese Kombination Ausdruck des zeitgenössischen vestimentären Diskurses, der durch das Aufkommen einer Fitnesswelle Anfang der 1980er-Jahre geprägt war. Im Zuge der

---

547 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
548 Ebd.
549 Vgl. Hirschauer (1989): „Im Einzelnen zählen zu den Kompetenzen einer Geschlechtszuständigkeit“ wie Hirschauer es ausdrückt „neben dem Darstellungs-knowing how und dem expliziten Wissen, ‚was sich gehört‘, auch die Beherrschung körperlicher Funktionen und Fertigkeiten und die Fähigkeit, über Erfahrungen ‚als Mann‘ oder ‚als Frau‘ mitreden zu können“ (ebd.: 112).
550 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
551 Ebd.
552 Vgl. Abb. 35.

„craze for athletics" (Steele/Solero ²2000: 121) ging der Trend hin zu enger sportlicher Kleidung etwa aus Lycra. Der Körper wurde als modellierte wie auch zu modellierende Entität hervorgebracht und war in seiner Sichtbarkeit interaktiv verhandelbar. Beispielhaft lässt sich dieses Phänomen anhand der Sängerin Madonna beschreiben, die in diesem Jahrzehnt zur Stilikone avancierte und „ihren Körper als einen hochsexualisierten und zugleich hochdomestizierten" (Lehnert/Delius ²2000: 85) Körper medial präsent machte. Es war eben jene Domestizierung, die das Ideal von Weiblichkeit nun als erreichbares Ideal inszenierte. „[D]ie sportliche, schlanke, muskulöse und ehrgeizige Frau, die erfolgreich in Beruf und im Privatleben ist" (ebd.: 86), wurde als Schönheitsideal propagiert und gezieltes Training war nicht nur Mittel zum Zweck, sondern zugleich auch dessen Bestandteil. Aerobic, Bodybuilding und das Einhalten von Diätplänen sind demnach als Praktiken der „Selbstkreation" (ebd.) zu verstehen, die es mit harter Arbeit und Zielstrebigkeit zu vollbringen galt. Deshalb sind es nicht nur das Schweißband oder die Leggings auf den Fotografien von Tina, die einen Zusammenhang zu diesem Diskursstrang herzustellen erlauben. Auch der Hang zum Fitnesstraining, das damit verbundene Frauenbild und ihre Sehnsucht nach einem festen Körper sind als Produkt dieses Modediskurses zu interpretieren. Einmal mehr wird hier die Verknüpfung zwischen vestimentärem und Körperdiskurs virulent. Mike Featherstone (1982) hat bereits zu Beginn der 1980er-Jahre mit Blick auf die historische Genese der zeitgenössischen „consumer culture"[553] den vorherrschenden Konnex von Körperpflege, Selbstinszenierung und Vergnügen diskutiert. Er betont dabei die Relevanz des Zur-Schau-Stellens des Körpers im medialen Diskurs, wo der Körper zum „vehicle of pleasure" und „desirable" (ebd.: 177) werde, und wo die Bilder stete Vergleiche und Aufmerksamkeit initiieren, die die Arbeit am und für das eigene Auftreten produktiv hervorbringen. Wenn Tina mit ihrem ersten Besuch im Fitnessstudio die vielen Spiegel verband, so wird dieser Körperdiskursstrang[554], der sich in den frühen 1980ern entwickelte, wohl besonders deutlich. Das Fitnessstudio als Ort des Körperbewusstseins und des zugehörigen Blickregimes war zugleich jener Ort, an dem Körperpflege auch den *inneren* Körper umfasste, denn Fitness und Diäten galten als gesund und ein gesunder Körper war dementsprechend zentraler Aspekt des Schönheitsideals.[555] Die hautenge und somit exponierende Sportkleidung sowie die Praktiken der Körperformung sind jedoch nicht die einzigen Codes des Modediskurses der 1980er-Jahre, die sich in Tinas Erzählungen finden. „Sportklamotte" war für Tina Bestandteil der Mode Ende der 1980er gewesen, „halt so *in*"[556]. Es habe ihr aber

[553] Vgl. Featherstone 1982.
[554] Eben diese Diskursformation präfiguriert auch den heutigen (medialen) Diskurs. Vgl. hierzu die Ausführungen bei Sonnenmoser 2007.
[555] Vgl. Featherstone 1982.
[556] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007. Mit Blick auf die Beschriftung der Fotos, die ich später sah und einscannte, ließen sich auch die frühen 1990er-Jahre dazu zählen.

auch gefallen, dass man bei dieser Kleidung die Muskeln sehen konnte. „[E]ng und figurbetont". Sie ließ sich auch erstmals die Haare lang wachsen:

> „Ich glaub, das kann man wirklich ganz gut, dieses Gefühl des Weiblichseins, ganz mit diesen langen Haaren verbinden. Die sind dann irgendwie, da war dann auch die Trainerin, mit der ich später zusammen gearbeitet habe, mit langen blonden Haaren, blondierten Haaren wohlgemerkt, und das hab ich dann auch irgendwie gewollt und dann hatte ich auch irgendwann lange blondierte (lacht: Haare). (leise: Und da war es) ja so ein Wechsel, das erste Mal so . obwohl es auch eher ist, das ist auch so ein Gefühl, das passt vielleicht zu diesem männlichen Gefühl, dass ich dachte, ich wollt immer, dass mein Körper fest ist und trainiert und muskulös und nicht weich und rund und weiblich."[557]

Wenn das Streben nach einem muskulösen Körper laut Tina „schon irgendwie so typbedingt"[558] war, so wird hier einmal mehr ihre Differenzierung unterschiedlicher Konfigurationen des Weiblichen deutlich. Anhand der Dichotomie von festem Körper und langen Haaren rekurriert sie auf die klassischen, d.h. hegemonialen, geschlechtlichen Stereotype.[559] Ihr subjektives Empfinden von Weiblichkeit wird folglich im Rahmen eines sozialen Körperwissens um die Differenz der Geschlechter ausformuliert. Dass es in Tinas Schilderungen diesbezüglich insbesondere die durch Alltagspraktiken veränderlichen Aspekte des Körpers sind, die Signifikanz erlangen, ist nachvollziehbar, denn anders als etwa in der Konstruktion von männlichem und weiblichem Geschlecht macht die Reduktion auf distinguierende Merkmale wie der Busen ohne Berücksichtigung seiner Größe für die Unterscheidung von Weiblichkeiten keinen Sinn. Tina zufolge sind es eben der zu trainierende Körper und der Haarschnitt, welche einen qualitativen Unterschied im leiblichen Erleben zeitigen.

Die Dichotomie von dem maskulin codierten festen Körper einerseits und dem weiblich codierten weichen und runden Körper andererseits korrespondierte mit einer Reihe von Beschreibungen weiterer Körper und Körperpraktiken, so etwa in der Schilderung des Kleidungsstils anderer Jugendlicher. Eine beste Freundin beschrieb Tina als „oft betont so weiblich angezogen."[560] Dazu zählte sie dauergewelltes blondiertes Haar, pinken Lippenstift, pinken Nagellack. Die „paar Coolen in der Klasse"[561] seien demgegenüber schlank und sportlich gewesen, hatten wie sie selbst Jeans getragen. Dann aber „natürlich kam die Zeit", da

[557] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
[558] Ebd.
[559] Die damit verbundenen Konnotationen von muskulös als männlich, langem Haar als weiblich, die das eigene Auftreten prägten, spiegeln zugleich die Wirkmächtigkeit des zeitgenössischen Körper- und Modediskurses wider, in welchem das Verschwimmen und die Gleichzeitigkeit eindeutig vergeschlechtlichter Attribute ein zentrales Ereignis darstellt. Vgl. Steele/Solero ²2000.
[560] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
[561] Ebd.

hätten auch diese begonnen, sich für „dieses typisch Weibliche“[562] zu interessieren. Sie selbst sei nie so richtig in dieser Clique gewesen, erzählte sie wenig später und erinnerte sich, dass sie mit ihrem Kurzhaarschnitt gerade auch während ihres Austauschjahres in den USA besonders aufgefallen sei. Sähe man ihr Schuljahrbuch an, da seien „alle nur mit Locken und weiblich und Cheerleader und sonst wie und ich mit meinen kurzen Haaren“[563] zu sehen. Sie hatte lachen müssen angesichts der Vorstellung, stieß einen kurzen gespielten Schrei des Entsetzens aus und erklärte, dass sie ohnehin „oft Einzelgänger, oder, nicht Außenseiter, aber […] schon viel Einzelgänger“[564] gewesen sei. Sie habe viel mit Jungs unternommen und die Mädchen, die zu ihrer festen Clique gehörten, waren „auch eher so Typen“ wie sie. „Ich habe eine Freundin,“ fuhr sie fort, „die ist noch viel, ich sag mal, burschikos klingt so abwertend, oder? Ich weiß nicht, sagt man burschikos?“[565] Sie stockte einen Moment, sah mich fragend an und mutmaßte dann, dass diese Freundin wohl nie in ihrem Leben ein Kleid getragen habe, „außer vielleicht zum Fasching“, dass sie ein Pferd gehabt habe und geritten sei, dass sie „auch so der Kurze-Haare-Typ“ sei, „männlicher, wenn man das jetzt so bezeichnen will.“[566]

Die Wendung von der *ganzen Palette*, mit der Tina ihre Überlegungen eingeleitet hatte, ließ eigentlich ein weites Spektrum an Praktiken und Erscheinungsbildern erwarten. Jenes reduzierte sie jedoch auf zwei Pole, indem sie Praktiken und Erscheinungsweisen geschlechtsspezifisch attribuierte und somit gemäß der Geschlechterdifferenz deutliche Unterschiede setzte. Aus den Freundinnen wurden Repräsentanten eines dichotomen Weiblichkeitsverständnisses. Es duplizierte sich das, was Judith Butler in ihren diskurstheoretischen Ausführungen mit der These der Geschlechteridentität als Handeln, als stete Wiederholung und Inszenierung von Darstellungen herausarbeitet. Performative Akte bringen hervor, was ‚wahrhaftig‘ als *Frau* gilt. Wenn dabei „die Performanz mit dem strategischen Ziel aufgeführt“ wird, um „die Geschlechtsidentität in ihrem binären Rahmen zu halten“ (Butler 1991: 206), so findet diese Strategie hier ihr Pendant: Auch Tinas Attribuierungen der verschiedenen praktischen Ausgestaltungen des Frau-Seins greifen auf Codes der Zweigeschlechtlichkeit zurück. „Denn wenn“, so Judith Butler weiter,

> „die Norm das Feld des Sozialen für uns intelligibel macht und diesen Bereich für uns normalisiert, dann muss ein Außerhalb der Norm immer noch in Relation zur ihr definiert werden. Das heißt: Nicht ganz männlich und nicht ganz weiblich zu sein, heißt immer noch, ausschließlich im Verhältnis

562 Ebd.
563 Ebd.
564 Ebd.
565 Ebd.
566 Ebd.

> zur eigenen Beziehung zum ‚ziemlich Männlichen' und ‚ziemlich Weiblichen' verstanden zu werden." (Butler 2004: 46)

Tinas Bemerkung von dem pejorativen Charakter der Bezeichnung *burschikos* offenbart diese Relation sehr deutlich, da auch die geschlechtsimmanenten Differenzen jener Notwendigkeit „der Abwehr dessen, was nicht sein darf" (Villa 2003: 70) unterliegen und letztlich der Konstruktion vom Ideal des ‚wahren Frau-Seins' zuarbeiten.

Abbildung 41: Tinas Cargo-Hose. Foto NWB, 8.4.2007.

Tina selbst setzte sich im Verlauf unseres Gesprächs mehrfach zu den von ihr skizzierten Polen, dem *femininen* und dem *maskulinen* Frau-Sein, in Relation. Sie war nicht nur im Fitnessstudio sportlich aktiv, sondern sah sich selbst auch gern als Reiterin. Dies erfuhr ich später, als zwischen den verschiedenen Fotos aus ihrer Jugend ein entsprechendes auftauchte und sie abermals betonte, wie gut sie sich hier gefalle: „Hier, das gefällt Tina gut irgendwie. Auf 'm Pferd, Jeans . und Hemd."[567] Angesichts der Fotografie, die sie beim Reiten zeigte, sprach sie ebenso von sich in der dritten Form, wie dort, wo sie mir ihre Cargo-Hose (Abb. 41) und ihre knöchelhohen, gefütterten Schuhe zeigte. Und es war eben jene nebensächliche sprachliche Geste, die mich eine eigentümliche Distanz zu den verschiedenen Performanzen von Frau-Sein wahrnehmen ließ und mir so den Prozess des Identifizierens mit vergeschlechtlichten Attributen vor Augen führte. Begreift man „Identität als Praxis, und zwar als Bezeichnungspraxis" (Butler 1991: 212)[568], so stand hier Tinas Position wohl deutlicher noch zur Disposition als in den Passagen, in denen ihre heutige Kleidungspraxis zur Sprache kam. Das Reden über ihre Einkaufsgepflogenheiten kann dafür als ein gutes Beispiel dienen: „Inzwischen weiß ich, dass ich halt . so gern shoppen gehe und zum Beispiel ein totalen Faible für Kurzjacken habe."[569] Tina konnte sich kaum daran erinnern, wie und mit wem sie einkaufen gegangen war. Ihre Mutter, die ihr in diesem Kontext

[567] Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.
[568] Das unterstreicht nicht zuletzt Butlers diskursphilosophischen Zugriff, den ich hier nicht in letzter Konsequenz adaptiere, sondern primär die konstruktivistischen Implikationen. Zu den konstruktivistischen wie dekonstruktivistischen Perspektiven in Butlers Arbeiten vgl. Villa 2010: 148.
[569] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.

spontan eingefallen war, wurde davon ausgenommen. Heute shoppe sie in jedem Fall gemeinsam mit einer guten Freundin; allerdings nicht regelmäßig, da die beiden Frauen nicht an einem Ort wohnen. Sie selbst gucke dabei immer nach denselben Sachen: nach „taillierten dünnen Jäckchen“[570], die allerdings weniger schlicht seien als jene schwarze, die sie an diesem Tag trug: „so ein bisschen noch mit Gedöns dran irgendwie“[571]. Zudem hielt sie Ausschau nach „interessant strukturierte[n] Jeans“ oder einer Cargo-Hose. Für Tina war das Einkaufen wie ein Fahnden nach Bekanntem in Varianten. „So: ‚Oh toll, Tina sieht wieder eine Jacke.‘ So.“[572] Früher, so überlegte sie weiter, habe sie wohl diese Form des Einkaufs weniger gemocht. Einmal mehr überlegte sie kurz: „Vielleicht fand ich das auch zu (3) weiblich?“[573] Bummeln gehen war für sie mittlerweile etwas, was sie gern tue. Doch war es offenbar nicht selbstverständlich. Es schien ihr bemerkenswert und einer Erklärung bedürftig. Bummeln sei – Tina musste lächeln, als sie diese Feststellung traf – etwas, was der Bedürfnisbefriedigung diene, wie man so in wissenschaftlichen Abhandlungen lesen könne, „‚Beeren sammeln gehen‘, ja?“[574] Tina griff auf diesen vagen, dennoch legitimierenden Vergleich zurück, der ihre Praxis des Einkaufsbummels zwar nicht der Assoziation mit Weiblichkeit entledigte, diese jedoch gewissermaßen abzuschwächen schien – und zwar eher als der Hinweis darauf, dass sie gern, aber „nicht zu viel“ bummeln gehe.

Zusammengenommen lesen sich Tinas Ausführungen als Abgrenzungen von Formen des femininen Frau-Seins, mithin von „hyperfeminity“ (Cvajner 2011: 358) als exponierte Performanz von Weiblichkeit. Ihre Präferenz für das andere Ende der von ihr skizzierten Skala, das maskuline Frau-Sein, wurde demgegenüber seltener direkt ausgesprochen. Diese Präferenz schien in Kontinuität zu jenen Überlegungen zu stehen, die Tina ob der Erinnerungen, was das Tragen eines Rockes für sie als Teenagerin bedeutete, äußerte. Sie habe damals gedacht, „das ja doch mal als Mädchen tun“[575] zu müssen. Sie erörterte mir daraufhin den Wandel, den sie mit Blick auf die seitdem vergangenen etwa 20 Jahre beobachte. Sie war sich nicht sicher, ob überhaupt jemand noch darauf achte, doch sei eine solche Auffassung noch „Gang und Gebe“ gewesen: Frauen hätten auch Hosen getragen, was okay gewesen sei, aber – und hier wurde sie merklich leiser – „da gab es dann ja auch noch die mit dem links und rechts zugeknöpft, diese Reißverschlüsse, links für Frauen, rechts für Männer. Das gibt es, glaub ich, heute ja gar nicht mehr so groß.“[576] Die Vergeschlechtlichung von Beinkleidung, so versuchte Tina eher vorsichtig zu argumentieren, begann, sich aufzuweichen – eine These, die

570 Ebd.
571 Ebd.
572 Ebd.
573 Ebd.
574 Ebd.
575 Ebd.
576 Ebd.

sich in der Ausgestaltung ihrer gegenwärtigen Garderobe zu materialisieren schien. Tinas Kleidung, die wir etwa eine Stunde später betrachteten, entsprach nur in geringem Maße offensiven vestimentären Codes der Zweigeschlechtlichkeit. So trug sie etwa einen roten Pullover oder zeigte mir ihre für sie „typische[n]“[577] Unterhosen mit hohem Beinansatz und eine taillierte graue baumwollene Strickjacke mit Reißverschluss.

Die Auswahl, die sie mit in die Klinik genommen hatte, war schlicht. Zwei rote T-Shirts sowie zwei Oberteile in kräftigem Blau sprangen direkt ins Auge, da ansonsten die Farben Schwarz, Grau und dunkles Olivgrün vorherrschten. Tinas Konzeption von Frau-Sein entsprach damit auf der Ebene der vestimentären Darstellungsmittel der Rhetorik vom wenig weiblichen Stil, die ihre Erzählungen und Schilderungen nicht nur mit Blick auf Kleidung, sondern weiter auf das Interesse etwa für Kosmetik und Mode allgemein beherrschte. Ihre vestimentäre Performanz ließe sich zwischen den von ihr selbst aufgeworfenen Polen des Weiblichen als *männlich* konnotiert beschreiben. Sie entsprach dem „[B]urschikos[en]“, orientierte sich an jenen „Typen von Frauen“, die sie als ein „bisschen tougher irgendwie“ und „so cool“[578] beschrieb und die ihr lange Zeit als Vorbild dienten. Allerdings lassen sich in dieser Hinsicht zwei Einschränkungen machen: Zum einen war bereits im Reden über die Kurzjacken, nach denen sie beim Bummeln Ausschau hielt, die Relevanz von Accessoires und kleinen Details angesprochen worden. Es waren kleine, aber nichtsdestoweniger wirksame Details, die ihre Garderobe als Frauenkleidung auszuweisen schien, nicht zuletzt, weil sie den Blick auf die Körperform lenkten. So befand sich in ihrem Schrank etwa eine schwarze Fleecejacke, die an der Vorderseite ebenfalls schwarzes, aber im Licht changierendes Nylon appliziert hatte (Abb. 42). Zum anderen führte Tina selbst an, was ich auch später in meinen Feldnotizen festhalten würde.

Abbildung 42: Jacke mit glänzender Applikation. Foto NWB, 8.4.2007.

[577] Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.
[578] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.

Sie sprach davon, dass ihr das Nachahmen ihres Ideals von Weiblichkeit nicht gelang, weil sie sich bei weitem nicht als „cool" und „tough" aussehend empfände. Dies unterstreicht einmal mehr die Relevanz visueller Darstellungsmittel.[579] Als Tina, im Gespräch leger gekleidet, immer wieder spontan hektisch gestikulierte und kicherte, wenn sie für sich unangenehme, aber dennoch erzählbare Themen ansprach oder ein ihr „peinlich[es]"[580] Foto betrachtete, so vermittelte mir ihr Verhalten einen Entwurf von Frau-Sein, das im deutlichen Widerspruch zu dem von ihr skizzierten und präferierten Bild einer Frau stand: dem der Selbstsicherheit und Präsenz.[581]

Tinas Frau-Sein lässt sich vor diesem Hintergrund nur schwerlich entsprechend der eigenen Rhetorik von den zwei Weiblichkeitskonfigurationen her beschreiben.[582] Ich möchte deshalb den Ausführungen der Pädagogin Carrie Paechter (2006) folgen. Diese hat in ihren Überlegungen zu „some specific configurations of words and ideas around masculinity and femininity, maleness and femaleness" (ebd.: 253) darauf hingewiesen, dass es einen Unterschied mache, ob der „gender identity term ‚male' or ‚female'" als Subjekt verstanden und mit Attributen versehen wird, oder „what might be called the ‚gender role' term" (ebd.: 260). Nun lassen sich zwar die Begriffe *maleness*, *femaleness*, *masculinity* und *feminity* nur schwerlich ohne Bedeutungsverlust ins Deutsche übertragen. Sie erweisen sich jedoch als präzise, denn „feminity and masculinity are not the product of female or male bodies and there is no natural connection between female bodies and femininity or male bodies and masculinity" (Entwistle ©2006: 178). Paechter schlägt vor, „to understand being male or female (or something else entirely) as simply how an individual classifies her or himself" (Paechter 2006: 262). Sie geht weiter davon aus, „that this has little bearing on how that person then proceeds to construct her or his femininity or masculinity" (ebd.). Die Frage nach den Bezeichnungen wird von der Autorin prominent verhandelt, es wird dabei aber nicht konsequent machttheoretisch als Prozess der „Subjektivation" (Butler 2001: 8) oder in kritischer Auseinandersetzung etwa mit einem Foucault'schen Diskursverständnis argumentiert. Der dekonstruierende Duktus wird vielmehr aus pragmatischen Gründen des ethnografischen Arbeitens begrenzt und auf die Selbstver-

[579] Vgl. Feldnotizen vom 1.4. sowie 8.4.2007.

[580] Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.

[581] Vgl. Pühl u.a. 2004: Eine „konstruktivistisch-erkenntniskritische Haltung folgt der grundlegenden Einsicht, dass es keinen direkten – empirischen und theoretischen – sozial unverstellten, beobachter-Innenunabhängigen Zugriff auf (die) soziale ‚Wirklichkeit' gibt. Erkenntnis wird vielmehr stets ‚konstruiert'." (ebd.: 20)

[582] Nach Judith Butler (2004: 46) ist *Gender* „der Apparat", „durch den die Produktion und Normalisierung des Männlichen und Weiblichen vonstattengeht". Demnach sei *Gender* nicht ausschließlich als die „Matrix des ‚Männlichen' und ‚Weiblichen'" (ebd.) zu verstehen, vielmehr trage ein solches Verständnis wiederum zur Naturalisierung der hegemonialen Vorlage der Geschlechterbinarität bei. Die folgenden Überlegungen sind vor diesem Hintergrund auch der Versuch, die hier verhandelten Erkenntnisse zu diskutieren, ohne unbedacht jene Setzungen zu reproduzieren und zu essentialisieren.

ständnisse der Befragten rekurriert. Die Benennungen ‚Mann' oder ‚Frau' werden als „the solid term" begriffen, „with ‚masculine' and ‚feminine' as qualifiers [which] allows for variety and variation, over time, place, social circumstances, and biography" (Paechter 2006: 261). Damit eröffnet sich für das hier interessierende Feld der Mutter-Tochter-Beziehungen in meinen Augen die Möglichkeit, sich dem Bezeichnungsdilemma wenigstens zeitweilig zu entziehen. Es wird möglich, sich auf der Mesoebene zwischen den „Konstruktivismen"[583] zu bewegen, indem die Identifikationen, die von den Subjekten markiert werden, ins Zentrum der Betrachtung gesetzt und von dort aus die zeit-räumlichen, variierenden „qualifiers" angesehen werden.[584] Frau-Sein, wie es von Tina verhandelt wird, erweist sich folglich durch zwei Weiblichkeiten geprägt, deren *qualifiers* ihrerseits in Relation zu setzen sind. Die von ihr angeführte *maskuline* und *feminine* Weiblichkeit verbindet Tina mit den von ihr erwähnten Frauenbildern. Diese sind zeitlich modelliert und es ist eben jene Form des Bezugnehmens sowie die damit einhergehenden Qualitäten, die sie offensichtlich mit ihrer Mutter Mechthild teilt. Es liegt nahe, in dieser Gemeinsamkeit die Gründe für das wechselseitige Empfinden von Unterschiedlichkeit zu suchen.

4.3 Contact Times

Kath Weston hat in ihren Betrachtungen der „Ghosts of Gender Past" (Weston 2002: 91) diskutiert, wie Gender durch „time claims" (ebd.: 93)[585] narrativ hervorgebracht wird, wie sie „temporally produced" (ebd.: 94) wurden durch den Kontrast des „‚now' of the bikinis with the ‚then' of button-downs and high-neck collars" (ebd.: 93). In den Fokus rückt sie dabei das Konzept des „historical memory" (ebd.). Es umfasst die Werkzeuge, mit denen Menschen Vergangenheit konzeptionalisieren. Es beinhaltet Bewertungen eben dieser Vergangenheit und Prozesse, durch die diese Vergangenheit als eigene Vergangenheit reklamiert wird, die wiederum ihren Einfluss geltend macht. Weston betrachtet dabei die Bedeutung des Körpers „as an opening to the past" (ebd.: 94): die diversen Zuschreibungen, die dieser erfährt, um historische Perioden zu repräsentieren und seine daraus resultierende Funktion als Maß für Distanzierung und (An-)Bindung. Der Blick auf die historischen, verkörperten Erinnerungen führt sie zu der Erkenntnis, „to gender is to historicize. To historicize is however oversimplified and even ahistorical the resulting time frames (now, then) may become in their application to fami-

583 Vgl. hierzu Pühl u.a. 2004, vor allem 15–22.

584 Identifikationen zu identifizieren bedeutet dabei auch die Möglichkeit, diverse Identitäten ebenso potentiell anzunehmen und mitsamt ihrer „qualifiers" zu beschreiben. Vgl. hierzu auch Halberstam 2012.

585 Ein anderer Entwurf bzw. eine Auseinandersetzung von Zeit und *Gender*, genauer gesagt Genderidentität, findet sich etwa bei Butler 1991.

lies, communities, friends" (ebd.: 120). Historische Erinnerungen entwickeln sich, so die Argumentation, aus sozialen Praktiken, die spezifische Formen in spezifischen historischen Kontexten annehmen.

> „The practice of using bodies to draw contrasts between generations, for example, is not a timeless universal process for producing gender. Quite the contrary: Generation-based contrasts supply a framework for the production of gender when and where ideologies of modernity prevail. […] It is […] that discontinuity [which] (by way of contrast) becomes a technique for establishing time claims that give shape to gender and perpetuate the very ideologies of modernity from which they draw their strength." (ebd.: 122)

Es sei hier nochmals hervorgehoben: Konzeptionen des Frau-Seins manifestieren sich gerade in der zeitlichen Bedingtheit, wenn sie im Modus des inter- wie auch intragenerationellen Vergleichs konstituiert werden.[586] Somit verweisen die diversen Weiblichkeiten, die sich in den Narrationen und in den Dingen der Hackenbergs ausmachen lassen, darauf, dass die beiden Frauen ganz offensichtlich auf verschiedene Momente des Mode- und Körperdiskurses rekurrierten. Vor dem Hintergrund von Westons Argumentation möchte ich deshalb im Folgenden die Zeitlichkeit näher betrachten, die hier produktiv erscheint.

Mode – eine erste Ungleichzeitigkeit

Verstanden als „historically and geographically specific system of dress" (Entwistle ⁶2006: 48) ist Mode mit Modernität so eng verbunden, da sie den Kleidungsforscherinnen Susan B. Kaiser, Keryl Ketchum und Anna Kuhn (2005) zufolge Instrument der dem modernen Denken inhärenten Selbstreflexivität sei. Als „substantieller Teil der visuellen Kultur übermittelt sie kulturelle Signale, die sich in Worten nicht klar artikulieren" (ebd.: 266) lassen. Weil Mode zudem fortschrittlich in dem Sinne ist, dass sie Bekanntes mit Neuem kombiniert und somit stets als etwas Neues erscheint, ist Mode weder zeit- noch erinnerungslos.[587] Daher erweist sie sich als produktiv, um vestimentäre Materialisierungen von Geschlecht als dominant auszuweisen und sie zu verstetigen. Dies lässt sich etwa am Beispiel des *power dressing*, einem vestimentären Diskurs über die Frage der Selbstpräsentation von Frauen im Kontext von Erwerbsarbeit, die die Hackenbergs verhandelten,

[586] Vgl. hierzu auch Butler 1997: 318: „In dem Maße, wie das Benennen des ‚Mädchens' transitiv ist, das heißt den Prozeß initiiert, mit dem ein bestimmtes »Zum-Mädchen-Werden« erzwungen wird, regiert der Begriff oder vielmehr dessen symbolische Macht die Formierung einer körperlich gesetzten Weiblichkeit, die die Norm niemals ganz erreicht. Dabei handelt es sich jedoch um ein »Mädchen«, das gezwungen wird, die Norm zu »zitieren«, um sich als lebensfähiges Subjekt zu qualifizieren und ein solches zu bleiben. *Weiblichkeit ist deshalb nicht das Ergebnis einer Wahl, sondern das zwangsweise Zitieren einer Norm, einer Norm, deren komplizierte Geschichtlichkeit untrennbar von den Verhältnissen der Disziplin, der Regulierung, des Strafens*" (ebd.: 318–319, Kursivsetzung NWB) ist.

[587] Vgl. hierzu Lehnert 1998a: 11.

zeigen.[588] Dabei wurde die Grundlage der Differenzen, die Mutter und Tochter formulierten, besonders deutlich.

Entstanden in den USA der späten 1970er-Jahre begann ein reger Diskurs über die sogenannten ‚Karrierefrauen' und ihre damit einhergehende Kleidungspraxis des Business-Stils, „[that aims] to mark out or gender the female body by rendering it distinctly feminine" (Entwistle ⁶2006: 187). Das wiederkehrende Motiv dieses Strangs des Modediskurses war die Frage nach dem angemessenen Umgang mit Fraulichkeit und Sexualität. Wie konnten Frauen Autorität und Respekt auf einem Gebiet erlangen, welches bis dato von Männern dominiert wurde? In modeaffinen Magazinen und Ratgebern wie J. T. Molloys „Women: Dress for Success" von 1980 wurde als Antwort ein genuin weiblicher Stil propagiert, der gezielt auf die sexuellen Konnotationen von Kleidungskörpern verzichten wollte. Geraten wurde zu Ensembles aus Rock und Blazer in gedeckten Farben, unterstrichen durch Accessoires. Ein Halstuch wurde beispielsweise deshalb als sinnvoll erachtet, da es den Blick weg vom ‚problematischen', weil als erotisch angesehenen Busen auf das Gesicht lenken und zugleich mit floralen Prints die weibliche Sexualität wiederum hervorstreichen könne. „It became prominent in the early 1980s against the historical backdrop of the women's movement", schreibt Joanne Entwistle über das *power dressing*, „and the increasing visibility of women in previously male-dominated professions" (ebd.). An diesem Diskurs lasse sich besonders gut beobachten, wie der weibliche Körper durch einen vestimentären Diskurs sowohl als ‚weiblicher' als auch als ‚sexualisierter' Körper definiert wird: „This style of dressing, linked as it is to a whole discourse on the female body at work, demonstrates the degree to which women's bodies are *sexualized* bodies, and also the way in which gender is conflated with sexuality" (ebd.: 188). Frau-Sein werde durch die Assoziation mit Sexualität produziert, und gerade hier kann „a distinction between sexuality of the female body and conventions of femininity" (ebd.: 190) überzeugen. Den Frauen wurde eine Gradwanderung abverlangt, die ein Zuviel an Weiblichkeit ebenso zu vermeiden trachtet wie ein Zuviel an Maskulinität.

Als Mechthild Hackenberg auf den Zusammenhang von Kleidung und Beruf zu sprechen kam, zeigte sich, dass die Grundsätze des *power dressing* ihre Gültigkeit bewahrten, während der Begriff selbst aus der Mode gekommen ist.[589] So habe sie sich mit Aufnahme ihrer Stelle als Gleichstellungsbeauftragte im öffentlichen Dienst 1992 anders gekleidet, denn als Mitarbeiterin der Frauenberatungsstelle in freier Trägerschaft. „[N]atürlich" habe sie dann auch „relativ ordentlich und schick"[590] sein müssen, etwa wenn sie einen Vortrag hielt. Weniger die Karriere und das alltägliche Arbeitsumfeld an sich, als vielmehr die mit der Tätigkeit ver-

[588] Vgl. Entwistle 2000.
[589] Vgl. Entwistle ⁶2006: 187.
[590] Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.

bundene „Öffentlichkeit" bedingten den Griff zum „Kostümchen"[591]. Wenn sie mich darauf hinwies, dass ihr Auftreten „weniger schick", eher „ordentlich"[592] gewesen sei, so ist dieses eine Aussage darüber, wie sie sich verstanden wissen wollte: Sie hatte ihr frauenpolitisches Engagement *in Jeans und T-Shirt* nicht völlig zugunsten eines Frauenbildes der Karrierefrau aufgegeben. Gut ein Jahrzehnt später waren die vestimentären Unterschiede zwischen einer Tätigkeit im feministisch-alternativen Milieu und dem öffentlichen Dienst zwar weniger konfrontativ. Dennoch machten Frau Hackenbergs retrospektive Ausführungen sehr deutlich, dass sie ihre Kleidungspraxis weiterhin an eine moderate, nichtsdestoweniger frauenpolitische Konfiguration von Weiblichkeit gebunden sah.

Auch Tinas Vorstellung adäquater Kleidung spiegelt den Common Sense des öffentlichen Blicks, den die Rede vom *power dressing* hervorbrachte, wider. Ich hatte Tina aufgefordert, mir von ihrer vestimentären Entwicklung zu erzählen, da sie sich in unserem Gespräch bisher vornehmlich auf die Frage nach Weiblichkeit bezogen hatte. Ich bat sie, auf die Übergangsphasen zwischen der eher sportlichen und der von ihr als ‚weiblich' konnotierten Kleidungspraxis näher einzugehen. Sie erzählte daraufhin vom Fitnessstudio, von „Leggings" und „so, so ganz bunte[n] Batikhosen"[593]. Ich erfuhr weiter, dass sie als Kind kürzere Haare trug, und „Ohrringe, Rüschen hier und da und Löckchen" sowie die Farbe Rosa kategorisch abgelehnt und auch „nie irgendwelche Pumps"[594] getragen hatte. Weil sie „dicke Treter mit dicker Sohle"[595] präferierte, fühlte sie sich in Schuhen mit hohem Absatz nicht wohl. Sie hatte sich einmal ein paar Schuhe gekauft, die Pumps ähnelten, darin aber nicht laufen können. Es war die Zeit des „‚Ah! Jetzt ja doch!'" gewesen, wie Tina jene Phase ihrer Bekleidungsbiografie bezeichnete, in der sie auch ein „rotes Röckchen" trug. „Also, es sah immer irgendwie so aus, wie gewollt und nicht gekonnt bei mir."[596] Es fehlte ihr sowohl das Know-how als auch eine tiefergehende Identifikation mit diesem Kleidungsstil. Und wenn sie dachte, „das muss man jetzt so tragen"[597], gerade bei Vorstellungsgesprächen, so ist hier nicht nur eine Übergangsphase markiert. Denn ihr Kleidungsstil änderte sich im Verlauf ihrer beruflichen Laufbahn. Tina zufolge ‚verweiblichte' er sich. Sie hatte nach ihrem Diplom als Sozialwirtin zunächst als Fitnesstrainerin gearbeitet, dann eine Weiterbildung durchlaufen und arbeitete nun als Personalreferentin.[598] Sie war um die 30 gewesen,[599] als sie den Job im Fitnessstudio aufgab und von den Dress Codes „im Beruf dann richtig" eine klare Vorstellung bekam. Sie begann, „schi-

591 Ebd.
592 Ebd.
593 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
594 Ebd.
595 Ebd.
596 Ebd.
597 Ebd.
598 Vgl. Aufzeichnung der sozial-statistischen Daten 8.4.2007.
599 Erstmals beworben habe sie sich 1997.

ckere Sachen“[600] zu tragen, wozu vor allem Hosenanzüge gehörten, in Silber, Schwarz und Dunkelgrün, aber auch in Lila oder Brombeerfarben. Kombiniert wurden dazu „bisschen feinere Schuhe“, zwar nicht mit hohem Absatz, aber eben „businesslike“[601]. In der Firma, für die sie gegenwärtig arbeite, sei es kein Problem, dass sie „auch so“, d.h. in Jeans und Sweatshirtjacke, zur Arbeit gehen könne, erzählte Tina weiter und dass sie darüber recht froh sei. „Ich dachte, das muss man jetzt“[602] so tun, beschrieb sie die damals mit dem Berufseinstieg verbundene Verpflichtung, die bisherige Präferenz für sportliche Outfits aufzugeben und sie zugunsten des Hosenanzugs einzutauschen. Einerseits ist dieser Business Dress zwar dem maskulin codierten Anzug nachempfunden, in Schnitt, Machart und Farbe zeigt er sich jedoch dezent feminin. Ähnlich wie bei dem kurz zuvor geschilderten *Jetzt ja doch!* als Versuch, sich in ein weibliches Frau-Sein einzufinden und somit dem Geschlechtsimage zu entsprechen, habe sie hier „auch wieder gemerkt: ‚Das ist nicht wirklich meins‘“[603]. So habe sie etwa bei einem Bewerbungsgespräch bei einer Versicherung den bereits erwähnten roten Rock getragen. „Oh Gott!“ murmelte sie leise, „Die muss auch gedacht haben: ‚Herr im Himmel!‘“[604] als sie sich an das Outfit mit halboffenen Schuhen erinnerte. „Ähm (2) ja da, da war das so. Jetzt fühl ich mich besonders mhmhm weiblich, aber das, ha, hab ich mich nicht wohl gefühlt. (leise: Irgendwie, ja.)“[605] Es war der deutliche Bruch mit den habituell verankerten Kleidungspraktiken und -stücken, vor dessen Hintergrund die Konventionen der Businesskleidung für Frauen wesentliche Bedeutung zu erlangen schienen.

Sowohl Mechthild als auch Tina brachten den Übergang von einem Berufsfeld mit eher informellen Strukturen hin zu einer Berufstätigkeit, die durch hohe Anteile des Repräsentierens charakterisiert war, in Verbindung mit ihren jeweiligen Kleidungspraxen.[606] Gerade dort, wo Geschlechter- und Modediskurse produktiv ineinander wirkten, zeigte sich, wie Interpretamente vorangegangener Modezeiten aktualisiert wurden. So wie in Mechthild Hackenbergs Erinnerungen und gegenwärtiger Garderobe Denkweisen und Praktiken ‚der Frauenbewegung‘ präsent sind, bleibt Tinas Argumentation dem Frauenbild verhaftet, das durch den Körper- und Modediskurs der Fitnesswelle beeinflusst worden war. Es sind also jene historisch spezifischen Deutungen, die mit Blick auf die Mutter-Tochter-Beziehung eine Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen[607] konstituieren und auch das

[600] Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
[601] Ebd.
[602] Ebd.
[603] Ebd.
[604] Ebd.
[605] Ebd.
[606] Dieses ließe sich nun als Ausdruck ähnelnder Subjektpositionen – „berufstätige Frau“ – beschreiben und somit eine Perspektive einnehmen, die ich im folgenden Kapitel aufgreifen werde.
[607] Vgl. zu diesem Topos klassisch Pinder ²1961, auch Koselleck 2003 oder Bloch 1985, jüngst Giesen 2009. Für den Konnex von Zeit, Kleid und *Gender* siehe Gaugele 2002.

Reden über andere Moden wie dem des *power dressing* bestimmen, obgleich der Modediskurs die vestimentäre Praxis von Mutter wie Tochter gleichermaßen regulierte.

„… drei starke Frauen, und sie." – eine zweite Ungleichzeitigkeit

Die Rede von der Unterschiedlichkeit zwischen Mechthild und Tina Hackenberg ist ursächlich nicht allein an diese Interpretamente und den Modediskurs gebunden. Die verhandelten Weiblichkeiten führen, ihrerseits diskursiv wie zeitgebunden, zu einer weiteren Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Die folgende Szene von der gemeinsamen Betrachtung einer Familienfotografie in Mechthilds Schlafzimmer führt das vor Augen (Abb. 43).

Abbildung 43: Geburtstagsbild im Schlafzimmer von Mechthild Hackenberg. Foto NWB, 1.4.2007.

Das Bild zeigte Tina sowie ihre Tanten und ihre Mutter. Aufgenommen wurde es auf der Feier anlässlich des 60. Geburtstags von Frau Hackenberg. Diese hatte mir angesichts der Verkleidung der Frauen erklärt, dass sie es gewünscht habe. Entsprechend des Ambientes – einem Schloss, wie ich erfuhr – trugen alle Frauen mittelalterliche Gewänder und Haarkränze bzw. Hauben mit Schleier. Tina sitzt

auf einem Sessel, während Frau Hackenberg und die Tanten stehen; der Arm ihrer Mutter rechts scheint sie von hinten zu stützen, eine Tante hält mit linker Hand ihre Schulter fest. Während ihre Mutter ernst, eine Tante fröhlich in die Kamera sieht, lächelt Tina ‚gequält' über den Tisch mit den Kerzen und dem Blumenbouquet hinweg. Frau Hackenberg hatte mir zuvor von Tinas Schuhen erzählt, die ihrer Ansicht nach alle gleich aussähen. Tina habe einen Hang zum Frösteln, berichtete Mechthild und war dann mit mir nochmals zurück in ihr Schlafzimmer gegangen, um mir eben dieses Bild zu zeigen. Es hing gerahmt an der Wand rechts vom Bett und schien für Frau Hackenberg all' das zu transportieren, was sie mit ihren Schilderungen offenbar bis dahin nicht hatte auf den Punkt bringen können: „Also da kann man schon sehen äh von diesem Bild alleine, drei starke große Frauen und sie, da irgendwie ein bisschen mickrig zwischen, ne?"[608] Tina schien im Vergleich zu Tanten und Mutter schlank, und weil sie als einzige saß, wirkte sie zugleich auch klein. Das Kostüm habe sie ihrer Mutter zu Liebe angezogen, darunter Hose und Leggings. Sie „hat sich natürlich nicht richtig wohl gefühlt."[609] Ich gab Frau Hackenberg Recht. Tina wirkte verloren. Ganz anders hingegen sollte ich Tina später persönlich wahrnehmen. Weder ihre Körpergröße noch -proportionen ließen sie außergewöhnlich klein wirken. In meinen Augen schien sie schlank, durchschnittlich.[610] Das Foto diente Frau Hackenberg als Beleg für ihre Ausführungen zu Tinas vestimentären Praktiken. Mir erlaubte es, einen weiteren Eindruck zu gewinnen von dem, was mir bis dahin von der Mutter über die Tochter gesagt wurde. Diese Szene lenkt den Blick auf die Herstellungspraxis, das *Wie* der Hervorbringung von Frau-Sein, wie sie sich im Rahmen des Interviews und der teilnehmenden Beobachtung im Schlafzimmer vollzog.[611] Und sie macht aufmerksam auf die Praktiken der Konstruktion geschlechterimmanenter Differenz, die von Frau Hackenberg in diesem Kontext hervorgebracht wurde. Hatte ich kurze Zeit vorher in ihrem Schlafzimmer Kleider betrachtet, deren Stil einen für Frau Hackenbergs Bekleidungsbiografie bedeutsamen feministischen Strang des Modediskurses aktualisierte, so schien sich auch hier ein feministischer Diskurs zu manifestieren. Frau Hackenberg sah sich und ihre Schwestern als „große, starke Frauen", eine Betrachtungsweise, die sich eben nicht nur an der Körperstatur der abgebildeten Frauen ausmacht. Auch das Arrangement der Körper und die Gesten – eine Tante legt Tina die Hand auf die Schulter, Mechthild Hackenberg die ihrige auf Tinas Rücken – produzieren klare Relationen zwischen den Frauen, die auf Dominanzverhältnisse schließen lassen. Da es sich hier um ein Familienfoto handelt, verbindet sich noch ein zweiter Aspekt mit dieser Szene: Mechthild

608 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
609 Ebd.
610 Vgl. Feldnotizen 8.4.2007.
611 Dazu gehört prominent das Sehen, vgl. hierzu etwa klassisch Kessler/McKenna 1978, zudem Villa ³2006: 98–105. Aus ethnomethodologischer Perspektive sind die Konstruktionen von Weiblichkeit selbstverständlich immer auch in Interaktion mit mir zu begreifen.

hatte mir wenige Minuten zuvor davon erzählt, dass sie gehofft habe, dass sich Tinas Abneigung gegen Röcke nach der Pubertät legen würde. Sie habe ihre Tochter nicht dazu drängen wollen. Heute fände sie es schade, „wenn sie zur Tanzstunde geht und dicke, dicke Winterstiefel anhat."[612] Da sie das Foto im Rahmen dieser Überlegungen erinnerte, steht es zugleich auch im Zusammenhang mit jenem Differenzempfinden zwischen Mutter und Tochter, welches seinen Ursprung im familialen Habitus Frau Hackenbergs, des inkorporierten Frauenbildes, hatte und sich in Erwartungen an die Tochter artikulierte.

Die geschilderte Szene veranschaulicht in prägnanter Weise, wie die Kategorien *Geschlecht* und *Generation* in Relation zueinander stehen. Jene Relationen sind situativ, aber zeitlich immer zweifach bestimmt. Es existiert die Zeitlichkeit, die vom Modediskurs bestimmt ist – charakterisiert durch Fortschritt und Neuartigkeit bei gleichzeitiger Wiederholung. Diese verschränkt sich mit der Zeitlichkeit, die dem Deutungsmuster ‚Generation' geschuldet ist und sich in der Differenzerfahrung manifestiert, die die altersspezifischen Erfahrungen zwischen Menschen unterschiedlichen Alters charakterisiert. Die Zeitlichkeiten von *Generation,* d.h. die familial-genealogische und die historische, wie die Zeitlichkeit des Modediskurses, regulieren das Reden über Kleidung im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung. Setzt man weiter die verschiedenen geschilderten Situationen, in denen die Relationen von *Generation* und *Geschlecht* in ihrer Zeitgebundenheit augenscheinlich werden, in Bezug zu den vestimentären Biografien der Hackenbergs, so wird deutlich: Die *Ungleichzeitigkeiten des Gleichzeitigen*, welche sich situativ beobachten lassen, weisen eine spezifische Regelmäßigkeit auf. Sie führen wiederholt zu Asynchronien[613] und – wenn auch mit Blick auf die Narrationen in weitaus weniger wirkmächtigem Maße – Synchronien.

Zeiten des Annehmens, Zeiten des Ablehnens

Wie wirkmächtig diese zeitliche Taktung mit Blick auf die vestimentäre Ästhetik der Hackenbergs ist, zeigt sich dort, wo ich mit Tina und Mechthild über materielle wie immaterielle vestimentäre Transfers sprach. „Also ein bisschen, glaub ich schon." hatte Tina geantwortet, als ich sie nach Austauschpraktiken fragte. Sie erzählte, dass sie und ihre Mutter sich augenblicklich „zwei, dreimal im Jahr"[614] sähen. Ihre neu erworbene Garderobe falle ihrer Mutter dann schon auf. Frau Hackenberg selbst berichte ihr auch von Neuanschaffungen, habe sogar mal ein

612 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.

613 Vgl. hierzu Giesen 2009; der Soziologe bestimmt Asynchronizität in Abgrenzung zu Unzeitgemäßheit als Periodisierungsbegriff einerseits, getrennten Erinnerungen als „zeitliche Horizonte von Gemeinschaften" (ebd.: 192) andererseits. Es handelt sich um einen Begriff, der auf „Tempo- und Geschwindigkeitsunterschiede" (ebd.) abzielt und damit „ein relativistisches Modell der Zeit" (ebd.) beinhaltet.

614 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.

Foto von einer Neuanschaffung gesendet. Sie selbst zeige ihre Garderobe bei den seltenen Besuchen bei ihrer Mutter durchaus. Eine neue Jeans sei aber wohl nicht so spektakulär. Über die Modi des Informationsaustauschs hinaus lernte ich auch die materiellen Transfers kennen, deren Wege – mit der Ausnahme eines verschenkten Schals – ausschließlich von Mechthild zu Tina verliefen. Die Unidirektionalität scheint vor dem Hintergrund des bisher dargestellten kaum überraschend. Aufschlussreich sind Tinas Umgangsweisen mit den Gaben, denn sie berichtete von gelungenen Geschenken, wie etwa den „typischen Hausanzüge[n], Schlafanzüge[n]“[615] oder auch einem Schal und einem Paar Handschuhe, die Tina „echt nett“[616] fand und somit auch trug. Tina nahm nicht nur Geschenke an, sondern erzählte in der Folge auch von Kleidungsstücken, die sie sich aus der von Mechthild aussortierten Garderobe ausgewählt und sogar besonders gern getragen habe, weil sie ihrem Geschmack entsprachen. So erinnerte sie einen Pullover mit Segelmotiv ebenso detailreich wie eine kurze Jacke mit „Gebamsel“[617], sodass die Signifikanz dieser Dinge umso deutlicher hervortrat. Wenn Tina mir erzählte, dass sie diese Jacke schon länger gemocht habe und schließlich, als diese von Mechthild aussortiert wurde, gezielt fragte, ob sie sie haben dürfe, so wird eine Phase der Synchronie vestimentärer Praxis deutlich. Es war eine begrenzte Phase in ihrer Bekleidungsbiografie, in der sie Dinge von ihrer Mutter übernahm.

> „Also, eine Zeit lang, was so die Jeans und Jacken und Shirts, da schon eher, aber inzwischen passt das gar nicht mehr zusammen, auch von den Größen her nicht. Und die Schuhe haben noch nie gepasst, weil ich hab zwei Größen größer als meine Mutter. (leiser: Aber doch, ne Zeit lang? Die Pullis und so schon.)“[618]

Tina unterstrich, dass das Durchsehen aussortierter Kleidung der Mutter mit dem Durchsehen der aussortieren Kleidung von Freundinnen vergleichbar sei. Sie sah sich ebenso aktiv an diesem Prozess beteiligt wie ihre Mutter. Die Mutter-Tochter-Beziehung wurde als symmetrisch charakterisiert, im Zentrum stand die Persönlichkeit der Frauen jenseits des familialen Rollengefüges.[619] Sicher, betonte sie hier, habe sie sich „schon angepasst“ , aber „eine Zeit lang“ und „[i]nzwischen gar nicht mehr“[620], hatte mit Blick auf die Geschenke hervorgehoben, es sei „immer so ein kleines bisschen Pflicht dabei“[621] gewesen, denn völlig unpassende Dinge hätte sie vermutlich nicht getragen. Die aussortierten Kleidungsstücke wie auch die Geschenke einten jedoch, dass sie in beziehungsstiftende Prozesse des Gebens und Nehmens eingebunden werden konnten, weil eine gemeinsame Refe-

615 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
616 Ebd.
617 Ebd.
618 Ebd.
619 Vgl. Nötzoldt-Linden 1994: 143.
620 Einzelinterview Tina Hackenberg 8.4.2007.
621 Ebd.

renz bestand. Die gemeinsame Referenz liegt weniger in der Tatsache, dass Tina als übernommene Kleidung vor allem Basics erinnerte. Die Bedeutung der Kleidungsstücke ist offenbar in der Schnittmenge der Weiblichkeiten von Mutter und Tochter zu suchen – selbst in jenen Kleidungsstücken, die nicht so detailliert und positiv konnotiert waren. Mechthilds Antwort auf meine Frage nach dem Austausch von Kleidung zwischen Mutter und Tochter stützt diese These. Sie habe es versucht. Sie habe Tina immer jene „alten Klamotten" gegeben, die sie ganz „schick"[622] gefunden habe. Dass Tina diese auch getragen habe, habe sie bei den seltenen gegenseitigen Besuchen nie gesehen. Dann trage sie „immer neue Sachen und nicht meine und immer wenn ich dann mal in ihren Kleiderschrank gucke, sind sie weg."[623] In diesem Zusammenhang erzählte mir Mechthild von Hosenanzügen, die sie früher selbst getragen und „nun" an Tina weitergegeben habe. Tina sage zwar, dass sie ihr gefallen, „aber anziehn tut sie die nie."[624] Auch wenn Tina nicht von den Hosenanzügen sprach, so scheint sich Mechthilds Beobachtung in die Feststellung einzufügen, dass die Synchronie der Weiblichkeitskonzepte von Mutter und Tochter die Weitergabe von Kleidungsstücken begünstigte und Asynchronie diese verhinderte. Dort, wo die Weitergabe von aussortieren Kleidungsstücken gelang, war den einzelnen Kleidungsstücken ein gemeinsames Attribut inhärent, welches sowohl Tinas als auch Mechthilds Weiblichkeit zum Zeitpunkt der Weitergabe fundiert: das Legere. Es begründet im Übrigen auch das beiderseitige Interesse an der Garderobe der jeweils anderen. Anders im Fall der Hosenanzüge: Die Gewichtung des herkunftsbedingten „Schick" lässt sich als heutiges Differenzkriterium verstehen, denn schließlich hatte Tina mehrfach hervorgehoben, dass sie den Kleidungsstil ihrer femininen Phase „überwunden"[625] habe. Jene Periode, in der Tina Hosenanzüge trug, war zum Zeitpunkt unseres Treffens vorbei, sodass sich die „schicken" Hosenanzüge eben nicht mehr einfügten. Obwohl Mechthilds Versuche der Weitergabe abgelegter Kleidung ebenso ein Beziehungsangebot waren, wie Tinas zeitweilig praktizierte Durchsicht eben dieser, war die vestimentäre Beziehungsarbeit dadurch geprägt, dass die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen unterschiedliche Wahrnehmungs- und Deutungsmuster manifestierte. Diese verhinderten selbst bei situativ ähnlichen Geschmackspräferenzen einen reziproken Austausch. Aufgrund der zeitlichen Verschiebungen entfalten sich kaum Homologien, die sich mit Blick auf den vestimentären Habitus der Frauen ohne Frage ausmachen lassen. Was bleibt, ist die Wahrnehmung von gegenwärtiger Differenz, die in einer entsprechenden Rhetorik und in entsprechenden Erwartungen ausformuliert wird.

622 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
623 Ebd.
624 Ebd.
625 Schrank- und Fotogespräch Tina Hackenberg 8.4.2007.

4.4 Generation intersektional betrachten?

Zeitlichkeiten sowie verzeitlichte Selbstpositionierungen formen die vestimentäre Beziehungsästhetik von Mutter-Tochter-Beziehungen. In dieser Hinsicht ist die Hackenberg'sche wesentlich durch die Erfahrung von Verschiedenheit bestimmt, wobei Differenzerfahrungen hier im Sinne der Matthes'schen „Fremdheitsrelation" (Matthes 1985: 369) zu verstehen sind.[626] Dort, wo ein Aufeinanderprallen von Erfahrungen und gegenwärtiger Praxis der Generationenbeziehung verhandelt wird, wird dann auch das diskursive Wissen greifbar, welches sich in und durch die Aussagen manifestiert. Es ist allerdings – so das Fazit dieses Kapitels – zu kurz gegriffen, bestimmte man lediglich *generationelle* Unterschiede als machtvolles Konstituens der vestimentären Ästhetik der Mutter-Tochter-Beziehung. Bei der Betrachtung von Familien- und Urlaubsbildern oder in den Reflexionen von Körperlichkeit sind die Unterschiede hinsichtlich der Vorstellungen, was weiblich sei, deutlich zu Tage getreten. *Generationelle Differenz* kommt darin zum Ausdruck, dass Mutter und Tochter die Weiblichkeiten, die inkorporierten und ausagierten Frauenbilder der jeweils anderen, als Kontrastfolie zum eigenen Verständnis und zur eigenen Praxis des Frau-Seins darstellten. Sie verhandelten *vergeschlechtlichte* Differenzen, Binnendifferenzen. Da sich die „geschlechtsimmanente Polarisierung" (Knapp 1995: 178) als zentrales Moment der Rhetorik der Differenz zwischen Mutter und Tochter darstellt, muss *Generation* in Beziehung zu *Geschlecht* gedacht werden und ist somit einmal mehr eine relationale Kategorie.[627] Der Zusammenhang mag angesichts der Thematik dieser Arbeit möglicherweise nicht überraschen.[628] Wiewohl sind systematische Überlegungen zu diesem Zusammenhang im Bereich der Generationsforschung relevant: „[I]t *goes almost (sic!)* without saying", so die Soziologinnen Věra Sokolová und Kateřina Kolářová (2007) „that subjecting the concept of generation to a critical investigation from a gender perspective needs to go far beyond the contributory approach of simply expanding research to include women" (ebd.: 4, Kursivsetzung NWB). Eine gendersensible Erforschung generationeller Phänomene hat etwa die biologistische Auffassung von Reproduktion oder die heteronormativen Konturen genealogischer Konzeptionen zu reflektieren, da diese eine normative Hintergrundfolie abgeben für gene-

[626] Die stete Rede von der Differenz und das Befremden, welches in den Aussagen von Mutter und Tochter zum Ausdruck kommt, mag spontan eine psychologisch informierte Sicht auf die Mutter-Tochter-Beziehung nahelegen, die ihrerseits die Gefahr bergen kann, Nähe und Distanz unter Rekurs auf Ideale von Mutterliebe zu bewerten. Eine solche Wertung werde ich als Ethnografin **nicht** formulieren. Vgl. hierzu auch Thon 2008: 83.

[627] Vgl. Kapitel 1.4: „Wann ist das Feld?"

[628] Vgl. hierzu die Ausführungen von Beate Binder und Sabine Hess zum methodischen Vorgehen der Europäischen Ethnologie: Binder/Hess 2011.

rationelle Sinnstiftungen.[629] Es stellt sich kontinuierlich die Frage, wie Konzeptionen der Kategorie *Generation* „intersect with gender, age, class, race, sexuality, ethnicity, nationality and geo-political location" (ebd.). Für ein Verständnis des sich in der Rhetorik der Differenz manifestierenden Konnexes von *Generation* und *Gender* ist diese Frage konstitutiv. Ein intersektionelles Verständnis von *Gender* und *Generation* ermöglicht eine komplexere Erfassung von Unterschieden, Hierarchisierungen und Machtverhältnissen, wie sie in Mutter-Tochter-Beziehungen allgemein wirksam werden. In den Aufzählungen von Kategorien der Ungleichheit, die gerade den feministischen Diskurs um die Konzeption von *intersectionality* prägen, hat *Generation* allerdings keine gleichsam kanonische Nennung erfahren wie etwa *Klasse, Alter* oder *Ethnizität.* Ist diese Beobachtung deshalb womöglich als ein Indiz dafür zu werten, dass die Verbindung von *Generation* und *Gender* als Zusammenspiel zweier Dimensionen von Differenz ebenfalls nicht in der Metaphorik der Kreuzung aufgeht, die üblicherweise mit dem Konzept der Intersektionalität verbunden ist?[630] Für den Augenblick ist zunächst festzuhalten, dass im Nachdenken über eine Konzeption von *Generation* gilt, was Gudrun-Axeli Knapp für das Intersektionalitätskonzept formuliert: Die Vorstellung von Überkreuzungen, Verwebungen, Vernetzungen kann angesichts des hier vorliegenden Befunds „auf produktive Gedanken bringen" (Knapp 2011: 258). Ich werde in meinen Schlussbetrachtungen weitere theoretische Reflexionen hierzu anstellen.[631] Das Augenmerk soll vorab vertiefend auf Prozesse der Positionierung als Prozesse der Generationalisierung gelenkt werden. Dabei wird zu zeigen sein, wie generationelle Differenzierung die Identifikation mit historischen Narrativen ermöglicht und dabei Effekt einer gemeinsamen Subjektposition von Mutter und Tochter ist.

[629] Vgl. Sokolová/Kolářová 2007: 10. Dieser Engführung war im vorangegangenen Kapitel bereits mit einem Verständnis von Verwandtschaft als „culture of relatedness" (Carsten 2000) begegnet worden.
[630] Ein Überblick über das Konzept findet sich etwa bei Walgenbach 2012, Lutz/Herrera Viva/Supik 2010 oder auch Binder/Hess 2011.
[631] Vgl. Kapitel 6: „Schlussbetrachtungen".

5. Von Prozessen der Kontinuierung. Zur Wirkmächtigkeit von Generationalisierungen

„Liebe Frau Wagener-Böck,

Karla Klausen hat meiner ‚frauenbewegten' Mutter und mir ihre Projekt-e-mail geschickt. Ich habe großes Interesse, daran teilzunehmen, studiere jedoch mittlerweile in Berlin (u.a. Gender Studies). Meine Mutter lebt in Köln. Ich würde mich über mehr Informationen zur Beteiligung sehr freuen. Über das Thema habe ich mir im Zusammenhang mit der Reflexion über mein Gewordensein bzw. meine Sozialisation auch schon nachgedacht und habe interessante Feststellungen machen können. Meine Mutter ist psychologieinteressiert, was schon zu einer gemeinsamen Beschäftigung mit ähnlichen Zusammenhängen geführt hat. Na ja, soweit erstmal. Ich freue mich über Nachricht von Ihnen.

Mit besten Grüßen aus der Hauptstadt, Trixi Lingen"[632]

Trixi und Mercedes Lingen waren von einer Freundin, die augenscheinlich eine meiner Projektvorstellungen in einem Newsletter gelesen hatte, auf mich hingewiesen worden. Die Nachricht, die ich daraufhin von Trixi erhielt, verweist bereits

[632] E-Mail vom 23.11.2006, grammatikalische Fehler im Original.

auf eine Grundthematik, die mir in dieser Familie begegnen sollte, so auch an jenem Tag, an dem ich mit Mercedes an ihrem Küchentisch Platz genommen hatte. Mercedes fragte mich nach meinem Alter. „Siehste, ich bin siebenundfünfzig, dreißig Jahre dazwischen, Trixi ist zwanzig. Also Generationen!“[633] Sie begann, mir von ihrer „Identität als Frau“ zu erzählen und stellte diese gleich zu Beginn in „mehrgenerationelle[n] Zusammenhänge“[634]. So erfuhr ich von den Weiblichkeiten und Frauenbildern, die die Frauengenerationen ihrer Familie unterschieden.

Auf Säulen fußen, Fundamente legen und Wege bereiten

Ihre 1898 geborene Großmutter habe als „höhere Tochter“ lediglich ein „Puddingabitur“[635] absolviert, so Mercedes. Sie habe direkt nach der Schule „eine[n] katholischen, konservativen Arzt“[636] geheiratet, sechs Kinder zur Welt gebracht und ein wenig mit diesem Lebensweg gehadert. In den 1920er-Jahren sei sie dann auf „dieser Welle, Weimarer Republik, neue Freiheiten, Frauenbewegungen, Kabarett“ mitgeschwommen, weshalb sie als etwas anrüchig angesehen worden sei. Mercedes schien beeindruckt vom „Freisein-Wollen“ jenseits der Rolle als Mutter und vom Interesse an Kultur „jenseits von äh ehelicher Loyalität“[637]. Die darauffolgende Frauengeneration der Familie stehe für eine „andere weibliche Identität“[638]: Ihre Mutter (Jg. 1921) sei als jüngste von sechs Kindern geboren worden und war früh Halbwaise. Sie sei zunächst lange Zeit daheim wohnen geblieben, habe die verwitwete Großmutter nicht allein gelassen und sich um sie gekümmert. Ausgezogen sei sie erst, als sie Mercedes' Vater heiratete. Ihre Mutter sei „vom Naturell her eher eine defensive Persönlichkeit“ und von „Hausfrauisierung und Mamalogie“[639] eingenommen gewesen. „[D]emütig“ habe sie mit 26 Jahren bereits „den Beruf aufgegeben“ und nach dem Tod der eigenen Mutter Depressionen bekommen. Sie sei phasenweise psychisch krank gewesen, „hatte bis zu ihrem Tod mit dieser Erkrankung auch zu kämpfen.“[640] Mercedes interpretierte diese Lebensgeschichte als Ausdruck der Achtung und Verinnerlichung von „Geschlechterrollenstereotype[n]“[641], die schließlich an die eigenen Kinder weiter gegeben würden. Mit dieser Auslegung nahm sie Bezug auf ein für sie bedeutsames Theoriegebäude: die Psychoanalyse. Gemeint sei damit allerdings „nicht das weltanschauliche Kostüm des Freudianismus“, so sollte ich lernen, sondern eine Per-

633 Feldnotiz vom 20.2.2007.
634 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
635 Ebd.
636 Ebd.
637 Ebd.
638 Ebd.
639 Ebd.
640 Ebd.
641 Ebd.

spektive auf „den Mikrokosmos persönlicher Geschichte mit so einem historischen Blick“[642]. Diese Perspektive, so Mercedes, fokussiere die Prägungen, die aus Kränkungen entstanden seien. Die Prägungen hinderten am Glücklichsein. Im Rahmen unseres Gesprächs verknüpfte sie diesen Fokus mit dem Begriff „Delegation“.[643]

Mercedes (Jg. 1949) selbst beschrieb sich anschließend als ältestes Kind der Familie, welches besondere Freiheiten genießen konnte. Ihr Vater habe sich zwar einen Sohn gewünscht. Beide Elternteile hätten ihrer Tochter aber zugeschrieben: „Die Große, die ist schlau.“[644] Es sei aufgrund dieser Zuschreibung für die bestmögliche Ausbildung gesorgt gewesen. Sie habe zu den wenigen „handverlesen[en]“ Mädchen gezählt, die das Jungengymnasium besuchen durften, habe schließlich das Abitur gemacht und sei dann „in die große weite Welt gegangen, um zu studieren“[645]. Die Wahl fiel auf den Studienort Köln, „vierhundert Kilometer […] entfernt“. Mercedes erzählte von dem „revolutionär[en]“ Gestus der Studienzeit, in der sie sich ihr Wissen in Form von „Unmengen sozialistischer Klassiker“[646] wie Marx, Lenin und Rosa Luxemburg aneignete und die entsprechenden politischen Ansichten vertrat. Weiter sprach sie von der Entstehung des feministischen Engagements. Man habe irgendwann aber gemerkt, „dass die Geschlechterfrage ein blinder Fleck in der ganzen linken Theorie“[647] und auch in den politischen Kontexten gewesen sei, in denen sie sich bewegte. Man habe bemerkt, dass „Mütter ausgeschlossen“ wurden und „die Herren das Wort führten“[648]. Diese Erkenntnisse hätten den eigenen Blick geschärft für Fragen der Gleichberechtigung in dieser Zeit, den „anfänglichen siebziger Jahren“[649]. Obgleich verfassungsrechtlich garantiert, sei Gleichberechtigung schließlich keine Selbstverständlichkeit gewesen. Ihre Wohnform, die damals die einer Frauenwohngemeinschaft war, schien für sie Konsequenz dieser Erkenntnis zu sein. „Wir vier Frauen“, so brachte sie ihr damaliges Lebensgefühl auf den Punkt, „waren sozusagen die Mitte der Welt.“[650] Gegen Ende des Studiums habe sie dann eine Brücke schlagen wollen zwischen dem Links- und dem Frauenbewegtsein. Als Studierende sympathisierte sie mit streikenden Arbeitern, ohne dass je ein biografischer Bezug zu diesem Milieu bestanden habe. Sie entschied sich für die Arbeit in einer Kölner Parfümfabrik. Es sei desillusionierend gewesen: „Das war beruflich die härteste Zeit mei-

642 Ebd.
643 Ebd. Zur Konstruktion von Weiblichkeiten vgl. besonders Weston 2002: 91–103. Der Frage, was ausgeschlossen wird (vgl. ebd.: 100), muss jedoch an anderer Stelle nachgegangen werden.
644 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
645 Ebd.
646 Ebd.
647 Ebd.
648 Ebd.
649 Ebd.
650 Ebd.

nes Lebens", denn sie habe dort „erfahren, was entfremdete Arbeit ist"[651], nämlich eine körperlich schwere Arbeit. Nach Feierabend sei an geistige Tätigkeiten wie Lesen nicht mehr zu denken gewesen. Die Frauen an den Fließbändern, ihre biografischen Kontexte und Alltagswelten seien ihr völlig fremd gewesen. „[S]o Aussagen wie ‚Ich will die reale Welt der Fabrikarbeit kennenlernen.' fanden die völlig, völlig exotisch" und so habe sie dann verstanden, weshalb „dieses linke Postulat"[652] vom revolutionären Aufbegehren der Arbeiterschaft eine Illusion sei. Diese Erkenntnis habe sie damals getroffen wie ein Faustschlag. Die „drei Säulen" ihrer damaligen „politische[n] Identität"[653] hießen neben der Psychoanalyse der „Marxismus"[654] und der „Feminismus"[655] und sie sehe diese bis heute in variierenden Gewichtungen Leitlinien ihres Lebens markieren. Sie nahm an, sie „ein Stück"[656] weit an ihre Tochter vermittelt zu haben.

Konsequent chronologisch erzählend kam Mercedes schließlich auf die Lebensphase zu sprechen, in der sie Anfang der 1980er-Jahre Trixis Vater kennenlernte und sich im Alter von 35 Jahren den mit „Vehemenz"[657] einsetzenden Kinderwunsch erfüllte. Somit ging sie dazu über, die vierte Generation an Frauen der Familie anzusprechen: ihre Tochter. Wenn sie sich Trixi heute anschaue, so Mercedes, seien sie und ihr Mann „beglückt" darüber, wie Trixi ihr Leben meistere, darüber, trotz aller „Blessuren, die wir neunzehnhundertachtunddreißig und neunzehnhundertneunundvierzig geboren sind, die wir abgekriegt haben", ihre Elternschaft gemeistert und „keinen fundamentalen Fehler"[658] gemacht zu haben. Trixi sei stark und selbstsicher. Es sei, so Mercedes, wie in dem Schlager „Weil ich ein Mädchen bin"[659]. Früher hätten Mädchen gern Jungs sein wollen, heute kämen sie gar nicht auf die Idee. Trixi etwa habe – wie sie beobachtet habe – im ersten Schuljahr „keinen gesellschaftlichen Begriff davon und keine Erfahrung"[660] gehabt, was Benachteiligung bedeutete. Als Mutter habe sie sich Sorgen gemacht. Was sie befürchtete, seien Dinge gewesen, die ihr selbst widerfahren seien. Man projiziere das dann in die Übertragungsdynamik aus mütterlicher Sorge, die sich im Fall von Trixi als unbegründet erwiesen habe. Trixi könne, so Mercedes weiter, die Geschlechterfragen angehen, „ohne Dogmatismus" und „ohne so einen etwas hysterischen Impetus"[661], der in ihrer Generation noch üblich gewesen sei. Trixi habe zwar als Schülerin als „Emanze" gegolten, gegenüber den feministischen

651 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
652 Ebd.
653 Ebd.
654 Ebd.
655 Ebd.
656 Ebd.
657 Ebd.
658 Ebd.
659 Ebd.
660 Ebd.
661 Ebd.

Praktiken ihrer Mutter sei sie gleichwohl kritisch gewesen. Sie habe etwa ihre Mutter wie deren Freundinnen als „manchmal so missionarisch“[662], rechthaberisch und zu kritikfreudig gegenüber Männern bezeichnet. Diesen Unterschied sah Mercedes nicht nur im Altersunterschied begründet. Weitaus bedeutsamer schien ihr, dass sie selbst die Aufgabe gehabt habe, die von der eigenen Mutter bekleidete Frauenrolle „sozusagen aufzuarbeiten und das für sie mit zu erledigen.“[663] Mercedes begriff sich „in den Fußstapfen“ der Großmutter, wie sie es formulierte. Sie habe die Depressionen ihrer Mutter überwinden müssen, indem sie einen anderen Lebensweg ging, um „unerledigte[n] Aufgaben“[664] seitens der Mutter zu bewältigen.

„Das is' richtig ein Generationsunterschied“[665], konstatierte Mercedes, als sich das Nachdenken über den Konnex von Generationenfolge, Weiblichkeiten und biografischen Erfahrungen, mit dem wir an diesem Nachmittag eingestiegen waren, konkretisierte. Mit der Frage nach der eigenen feministischen Haltung und ihrer Wirkmächtigkeit in der gegenwärtigen Beziehung von Mutter und Tochter traten synchrone und diachrone Argumentationen explizit zu Tage, die sich in der Generationalisierung ihrer Biografie verschränkten. Für Mercedes Lingens Tochter Trixi (Jg. 1987) schien sich der Zusammenhang „mit der Generation“[666] vor der Hintergrundfolie der Lebensgeschichte ihrer Mutter zu entwickeln. Trixi und ich hatten ausführlich über die Bedeutung von Freundinnen gesprochen, über Geschmackspräferenzen, über die Pragmatik funktionalen Kleidens während Trixis Weltreise und die Bedeutung von Erinnerungsstücken. Ihre Mutter hatte sie zwar mit Blick auf ihre Einkaufspraktiken erwähnt oder von den Eltern allgemein gesprochen, wenn es um ihre Wertvorstellungen bezüglich Kleidung und Mode ging. Von generationellen Verflechtungen und Einflüssen wie bei Mercedes wurde von Trixi dabei jedoch nicht berichtet. Wir saßen während des Interviews auf den marokkanischen Sitzmatten, die gegenüber ihrer Schlafstätte – einer Matratze ohne Bettgestell – zusammen mit einem kleinen Beistelltisch den ‚Wohnzimmerbereich' ihrer Einzimmerwohnung darstellten. Die Wohnung war mit Dielenboden, hohen Wänden und einer Küchennische ausgestattet. Wir hatten uns ein paar Kleidungsstücke angesehen, die auf einer Kleiderstange und in einer weißen Kommode im hinteren Teil des Raums verstaut waren. Sie erwähnte, dass sie gern Kleidung Secondhand erwarb. Ob sie auch Stücke von ihrer Mutter bekomme? Trixi antwortete mir, dass sie zwar viele Teile sehr schön fände, ihr aber leider zu groß seien. Einige – sie nannte explizit eine senffarbene Hose – sagten ihr einfach nicht zu. Wir kamen damit auf das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter zu sprechen. Sie sehe in ihrer Mutter eine Freundin, so Trixi. Sie schätze an ihr Ei-

662 Ebd.
663 Ebd.
664 Ebd.
665 Ebd.
666 Einzelinterview Trixi Lingen 21.1.2007.

genschaften wie Präsenz und Stärke. Sie selbst sei allerdings wesentlich ruhiger als ihre Mutter „ja, [dass ich] so ein bisschen gechillter an die Dinge dran gehe“[667]. Vor allem in der Art, wie sie sich schminkten und kleideten, seien Mutter und Tochter verschieden. Sie selbst, so Trixi, sei als Kind „mehr so ‚meine kleine Princhipessa‘“[668] gewesen und mit dem Verbot aufgewachsen, sich die Haare kurz zu schneiden.

> „Also wir sind schon sehr andere, sehr verschiedene Frauen, würde ich erst mal sagen. Also jetzt, wo ich jetzt so langsam erwachsen werde, wo ich mich auch ganz anders sehe, als sie sich sieht.“[669]

Mercedes trage kaum flache Schuhe, habe nahezu ausnahmslos Augen und Mund geschminkt. Ob und wie sie selbst sich schminke, so Trixi, geschehe hingegen nach Tageslaune. Während sie selbst eher bequeme und legere Kleidung bevorzugte, fänden sich in Mercedes' Garderobe etwa Pumps, Jacketts und Blazer. In den letzten Jahren sei Mercedes' Stil, der in Kombination mit zusammengesteckten Haaren bisweilen „lehrerinnenhaft“[670] ausgesehen habe, jedoch in Bewegung gekommen, „nicht jetzt enorm oder so“, aber sie achte nun auch etwas mehr darauf, dass es „gemütlich“[671] sei.

In ihren Augen habe ihre Mutter einen „schönen Geschmack“[672]. Allerdings habe sie bei Mercedes festgestellt, dass der Kleidungsstil ihrer Mutter noch aus einem gewissen „Widerstand gegen ihre konservativen Eltern“[673] herrührt. Etwas, was sie bei sich selbst nicht beobachtet habe:

> „Das ist ja noch mal eine ganz andere Generation irgendwie, die haben ja irgendwie mir den Weg dazu geebnet, dass ich ganz normal (lacht: in Jeans rumlaufen kann). Aber ich hatte, ich musste halt nie gegen sie rebellieren oder so. Und das einzige, was ich da jetzt halt vielleicht mache ist, dass ich oft, also was ich jetzt so deuten könnte, wäre, dass ich halt mehr geschlechtsneutral gekleidet bin und eben mich nicht schminke für irgendwen, sondern mich schminke, wenn ich da Lust zu habe oder so.“[674]

Von ihren Großeltern erzählte Trixi mir, dass der Großvater sehr streng gewesen sei. Als kleines Mädchen habe sich ihre Mutter zum Beispiel Lackschuhe gewünscht, aber der Vater ging nicht darauf ein. Ihre Mutter habe ihr dann schlussendlich die geliebten Lackschuhe gekauft. Da Mercedes in der Nachkriegszeit aufgewachsen sei, sei Geld ein knappes Gut gewesen und die Familie damals ge-

667 Einzelinterview Trixi Lingen 21.1.2007.
668 Ebd.
669 Ebd.
670 Ebd.
671 Ebd.
672 Ebd.
673 Ebd.
674 Ebd.

zwungen, damit hauszuhalten. Ihre Großeltern hätten ihre Mutter mit einer „von der Kasse bezahlten Hornbrille in die Schule“[675] geschickt und sie sei dann gehänselt worden – eine Erfahrung, die sie selbst nicht gemacht habe. Diese Erfahrung war für Trixi der Grund, warum ihre Mutter eine so klare Vorstellung davon habe, „was sie als hässlich empfindet und wogegen sie sich dann so stellen muss.“[676] Es war die Großmutter, die Trixi hier herausstellte, eine Frau mit Berufsausbildung, letztlich aber Hausfrau. Auch wenn sie nicht wisse, wie sich ihre Großmutter während der Kindheit ihrer Mutter gekleidet habe, so hatte sie doch eine klare Vorstellung von dem, wogegen ihre Mutter dann rebelliert habe: „Fünfziger Jahre, braun und beige“[677] seien rot geschminkte Lippen und schwarze Kleidung entgegengesetzt worden. Für sich selbst formulierte Trixi kein solch ausgeprägtes Abgrenzungsbestreben.

> „Also ich konnte von ihr viel einfach übernehmen und annehmen und irgendwie auch als schön empfinden. Und mich dann aber darüber hinaus halt irgendwie selber orientieren, was ich denn dann eigentlich noch schöner finde oder anders will.“[678]

Wer wen wie in Relation zu sich setzt, wer wie Nähe, Intensität und Kontinuität der Beziehung gestaltet und verhandelt, ob und wie schließlich Einfluss auf die eigene Kleidungspraxis geltend gemacht wird, scheint situativ verschieden. Dennoch ähneln die generationellen Selbstpositionierungen der für diese Untersuchung befragten Frauen einander. In den Erzählungen der Lingens kommt – weitaus deutlicher noch als bei den Hackenbergs,[679] mit denen sie die Auseinandersetzung mit dem Konnex von *Generation* und *Gender* teilen – die Bedeutung der historischen Situierung generationeller Positionen zum Tragen. Auch wird hier der Vergleich verschiedener Modi familialer Beziehungen zum Argument für divergierende Stilentwicklungen und Geschmackspräferenzen. Dabei kann – stärker als etwa bei den Becks, mit denen die Lingens genealogische Argumentationen teilen – eben jene historische Positionierung auch zum Argument der Gemeinsamkeit werden, welches dann zwei Frauengenerationen miteinander zu verbinden vermag. Vor dem Hintergrund der Formulierung von der Mutter als Wegbereiterin werde ich deshalb im Folgenden Fragen des Transfers von Dingen und Wissensbeständen[680] erneut aufgreifen und mit Fokus auf die historische Bedingtheit vestimentärer Praxis beleuchten. Welche Generationalitäten und Generationalisierungsprozesse lassen sich beobachten? Und welche Bedeutung haben sie für Kleidungspraxen in den Mutter-Tochter-Beziehungen? Die Analyse konzentriert sich dabei ein

675 Ebd.
676 Ebd.
677 Ebd.
678 Ebd.
679 Vgl. Kapitel 4: „Positionierungen. Über Verhandlungen des Frau-Seins“.
680 Vgl. hierzu Kapitel 2: „Vom Nutzen der Herkunft. Zur Bedeutung verwandtschaftlichen Denkens“.

drittes und letztes Mal auf eine Mutter-Tochter-Beziehung. Ich entschied mich für die Albrecht-Richters, weil die Weitergabe dessen, was vorläufig als *Streben nach vestimentärer Individualität* bezeichnet werden soll und bereits in Trixis Ausführungen formuliert wurde, in den Gesprächen mit ihnen in signifikanter Weise ins Auge fiel und erlaubte, die immanente Logik vestimentärer Praxis neu zu perspektivieren.

5.1 „…das ist wie ein Erbe“[681]

Bereits bei meinem ersten Telefongespräch mit der 51 Jahre alten Frau Albrecht-Richter fragte sie mich, ob und wann sie mein Buch zur Lektüre bekomme. Sie habe bereits Nancy Fridays „My Mother my self“[682] gelesen und es toll gefunden, dass man sich im Buch selbst wiedererkenne.[683] Ich hatte zu diesem Zeitpunkt im Rahmen meiner Forschungslektüre das Buch bereits zur Kenntnis genommen. Es handelt sich dabei um eine populäre, psychoanalytisch informierte Studie über die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern, welche aufgrund ihres historischen Erscheinungskontextes in den späten 1970er-Jahren[684] ein Indiz für die Rezeption feministischer Themen war. Frau Albrecht-Richter schien sich mit mir über unser Expertinnenwissen austauschen zu wollen. Es war ein warmer Julitag, an dem ich schließlich meinen ersten Termin mit ihr hatte. Wir hatten am Vortag telefonisch die Uhrzeit verabredet. Mir wurde mitgeteilt, dass ich zunächst mit ihrer Tochter sprechen könne. Tessa, welche bei meiner Kontaktaufnahme ein Praktikum in der Altenpflege absolvierte, habe nachmittags Zeit, so Frau Albrecht-Richter, sie selbst käme eine Stunde nach dem vereinbarten Termin von der Arbeit und stünde mir dann zur Verfügung. Ihre Tochter lebe unterm Dach und ich solle dementsprechend die obere der beiden Klingeln benutzen.[685]

Tessa Richter[686] hatte an jenem Tag an der Wohnungstür gewartet, während ich die Stufen zur Wohnung emporstieg. Sie trug eine weiße Stoffhose und ein enges türkisfarbenes Shirt mit Spaghettiträgern und Brustabnähern. Ein schwarzer BH lugte darunter hervor. Diese Kombination fiel farblich offenbar weitaus moderater aus, als die Kleidung, die sie noch vor wenigen Jahren bevorzugte.

---

681 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
682 Vgl. Friday 1982.
683 Vgl. Gesprächsnotiz vom 19.6.2006.
684 Das Buch wurde 1977 in den USA veröffentlicht, 1979 erschien die deutsche Erstauflage im Fischer Verlag.
685 Neben Tessa hat Frau Albrecht-Richter noch einen zum Zeitpunkt des ersten Interviews 16 Jahre alten Sohn, der ebenfalls im Haushalt lebte. Die Kinder haben noch eine Schwester aus der ersten Ehe des Vaters.
686 Frau Albrecht-Richter selbst ist zweimal geschieden, Tessa ist die Tochter aus der zweiten Ehe. Sie trägt den Nachnamen ihres Vaters.

Tessa

„Letzte fünf Jahre, oh Gott“[687], sie habe sich sozusagen komplett gewandelt, erzählte mir die 19-Jährige. Und zwar habe sie im Alter von 15 ihre „Anarchiephase“[688] durchlebt, welche zunächst darin resultierte, dass sich in ihrer Klasse zwei Fraktionen gebildet hätten: ein Teil der Schüler und Schülerinnen sei vom Land gewesen, die andere Hälfte habe in der Kleinstadt gewohnt. Letztere hätten sich von den „Dörflern“ abgrenzen wollen. Darüber hinaus sei ihre beste Freundin eben „auch sehr links“[689] gewesen. Deshalb sei sie da so reingerutscht. Tessa habe sich in dieser Zeit die langen Haare abgeschnitten, „[v]on so taillelang auf so drei, vier Zentimeter“[690]. Sie habe Patchworkhosen getragen, die ihr ihre Mutter genäht hatte. Zwei Paar Hosen hob sie besonders hervor: eine Jeans, die mit großen Stoffstücken in blau, schwarz, rot und grün besetzt war, und eine Hose „mit kleinen Flicken, so zehn mal zehn Zentimeter“[691]. Sie habe dazu weit geschnittene Kapuzenpullover getragen. „Ich weiß nicht, was hab ich noch angehabt?“[692] Sie erinnerte sich an eine Jeansjacke, die sie von einer einige Jahre älteren Freundin geschenkt bekommen habe, als sie in der achten Klasse war. Sie habe sie rot eingefärbt. „Und das Pali natürlich. Das war auch noch ganz wichtig. Und das auch im Sommer. Immer.“[693] Es habe furchtbar ausgesehen im Nachhinein, urteilte sie, um dann mit der Darstellung eines Ticks, den sie in der „Anarchiephase“[694] noch verstärkt ausgelebt habe, fortzufahren: Sie trage zwei verschiedene Socken. Damals habe sie es dann „richtig provokant auch“[695] gezeigt, indem sie zwei unterschiedliche Socken zu Sandalen kombinierte. Schuhe schienen ebenfalls wichtig. Sie habe mit ihrer besten Freundin je einen Doc Martens Schuh getauscht, sodass sie je einen roten und einen schwarzen Schuh zusammen trugen. Glöckchen oder auch Perlen an den Schuhen seien relevante Accessoires gewesen. Einen besonderen Eindruck von ihrem Schuhfaible bekam ich, als sie mir ihre „Pinguin-Turnschuhe“[696] zeigte: „[D]as is’ so quasi (lacht) das Ausgefallenste grad überhaupt, meine Schuhe mit weißen und mit pinken Pinguinen da drauf.“[697] – eine Reminiszenz an jene Zeit (Abb. 44). Weitere solcher Stücke sollte ich sehen, als wir uns trafen, um ihre Garderobe zu betrachten.

687 Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
688 Ebd.
689 Ebd.
690 Ebd.
691 Ebd.
692 Ebd.
693 Ebd.
694 Ebd.
695 Ebd.
696 Ebd.
697 Ebd.

Abbildung 44: Tessas Pinguinschuhe. Foto NWB, 22.10.2006.

Tessa skizzierte verschiedene Phasen ihrer vestimentären Biografie. Zunächst seien da „diese furchtbare[n] neunziger Jahre mit Seitenzopf“[698] und T-Shirts in Übergröße gewesen. Zur Einschulung trug sie einen grauen Pullover mit einer Notenlinien-Applikation – „da tanzten Bären in pinken Röckchen, tanzten auf diesen Noten herum. Ballettbärchen“[699] – und Lackschuhe. Von der dritten bis zur siebten Klasse habe sie ein Faible für Armbändchen gehabt, „am Schluss dann dreißig, vierzig Stück“[700] auf einmal. Sie habe zeitweilig „nur“ Cordhosen und viel Latzhosen, „quasi Pubertätsanfang“[701], und später dann Schlaghosen in Kombination mit Spaghettiträgerhemden getragen. Im Zentrum ihrer Reflexionen stand jedoch jene Periode, in der sie sich „chaotisch bunt“[702] kleidete. Zu verändern begonnen habe sich dieser bunte Kleidungsstil, weil sie von einer Freundin darauf angesprochen worden sei. Sie solle doch ein wenig darauf achten, was sie trage, habe sie gesagt, erinnerte sich Tessa. Diese Freundin habe damals ihre Ensembles in fünf Farben kritisiert und ihr empfohlen, am nächsten Tag mal nur drei Farben zu kombinieren. So sei sie schließlich beim Einkauf dazu übergegangen zu überlegen, welche Farben sie eigentlich kombinieren könne. Am Schluss hätten sich die Farben rot, grün, blau und schwarz durchgesetzt und es sei „einfach ruhiger“[703] geworden. Sie wies mich auf ihr Outfit hin, dass trug. Die Wahl wäre keinesfalls auf einen schwarzen BH, sondern auf einen mit vielfarbigen Trägern gefallen. Sie hätte wenigstens noch einen Schal oder Schuhe in einer weiteren Farbe dazu kombiniert.

Nicht nur die Anmerkungen von Freundinnen, dass sie sich für eine Elftklässlerin nicht angemessen kleide, führen einmal mehr vor Augen, dass Kleidung „altersstrukturiert und strukturierend“ (König 2007: 229) ist. Tessa merkte an, sie ginge zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr zur Schule, sondern stehe bereits vor dem Vorpraktikum ihrer Ausbildung. Selbst bei einem Beruf im sozialen Bereich, den sie anstrebte und in welchem kein strenger Dresscode herrschte, schien die Vielfarbigkeit der vergangenen Jahre unangebracht. Leicht sei ihr die Umstel-

698 Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
699 Ebd.
700 Ebd.
701 Ebd.
702 Ebd.
703 Ebd.

lung des gewohnten Umgangs mit Kleidung allerdings nicht gefallen. Denn plötzlich habe sie überlegen müssen, ob sie etwas wirklich tragen wollte oder ob es nur ein Zugeständnis an ihre Umwelt war. An gezielte Unterstützung konnte sie sich nicht erinnern. Vielmehr erfuhr ich, dass einige Freundinnen ihr zu verstehen gaben, sie solle die Dinge einfach kaufen, da sie ohnehin nicht auf Kombinationsmöglichkeiten achte. „Nimm's doch einfach", habe es geheißen und es sei zu der Zeit nicht einfach gewesen, ihr „Image"[704], ohnehin alles wild kombiniert zu tragen, wieder loszuwerden. „Das is' ein bisschen schwierig immer noch"[705], so Tessa. Bei unserem nächsten Treffen, welches etwa drei Monate später mit ihrer Mutter zusammen stattfand, war Tessa dann ganz in Schwarz gekleidet. Das überraschte mich einerseits, denn sie wirkte weitaus älter auf mich.[706] Andererseits schien ihr – mit Ausnahme der „Pinguinschuhe" – genau das gelungen, was ihre Freundinnen ihr geraten hatten: Sich weniger bunt zu kleiden und sich mit Blick auf Farbkombinationen zurückzunehmen.

Monika

Mit dem Fokus auf ihre vestimentär ausagierte Protesthaltung, auf die daraus resultierende Differenz zu Anderen und schließlich auf die Frage nach der Anpassung ähnelte Tessas Erzählung jener ihrer Mutter, mit der ich direkt nach meinem ersten Interview mit Tessa sprach. Ich saß deshalb bereits gut eine Stunde auf der Küchenbank der Albrecht-Richters, die in dem kleinen Fachwerkhaus am Stadtrand zur Miete wohnten, als Monika Albrecht-Richter vom Dienst nach Hause kam. Der Küchentisch war mit einer handgearbeiteten Decke in Blümchenmuster überzogen und an der Wand, an der der Tisch stand, hing ein in blau gehaltenes getuschtes Gemälde. Überall in Sichtweite waren Küchengerätschaften zu sehen: So hingen Kelle und Reibe neben der weißen Küchenzeile am Fenster, ein Schneidebrett aus Holz am Knauf des zweiflügeligen Fensters, eine Körnermühle aus Holz und weiteres Küchengerät standen auf der zweiten, braunen Kücheneinrichtung. Küchenkräuter standen herum, es roch ein wenig süßlich nach gemahlenem Korn. Frau Albrecht-Richter würde ihren Kleidungsstil später als „ökoalternativ"[707] bezeichnen. Die Küche, welche unkonventionell eingerichtet war und mich an (post-)studentische WG-Küchen erinnerte, war Teil ihres Lebensstils.

Monika wurde 1955 in Bremen geboren. Als Kind und Jugendliche habe sie Sachen tragen müssen, von denen sie mir gegenüber äußerte, dass sie sich in ihnen nicht wohl gefühlt habe, wenigstens wäre dieses für sie auf Fotos aus der Zeit ersichtlich. „[I]ch bin da irgendwo in Sachen reingesteckt worden."[708] Selten hatte

[704] Ebd.
[705] Ebd.
[706] Vgl. Feldnotizen 22.10.2006.
[707] Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
[708] Ebd.

sie sich Kleidung selbst aussuchen dürfen. Anfang der 1960er-Jahre allerdings habe sich ihre Kleidungspraxis zu wandeln begonnen. Seit „Ende der Sechziger“[709] sei nicht mehr zwischen Alltags-, Sonntags- und Spielkleidung unterschieden worden. Als Beispiel nannte Frau Albrecht-Richter ihre Entlassungsfeier anlässlich ihres Hauptschulabschlusses. Sie sei „extra nicht schick zur Schule“[710] gegangen. Das Ensemble aus Holzlatschen, dunkelgrünem Minifaltenrock, engem T-Shirt und Fellweste, welches sie zu diesem Anlass trug, wie weiter auch Parka und Jeanshosen mit ausgestelltem Bein zählten für sie zur Garderobe jener, „die anders sein wollten.“[711] Mit dieser Darstellung wird deutlich, dass mir mit Frau Albrecht-Richter eine Gesprächspartnerin gegenüber saß, die ihre vestimentäre Biografie bewusst in historische Zusammenhänge einbettete. Die Umschreibung „nicht schick“ bezeichnete einen Stil, für den mir in später geführten Gesprächen Bezeichnungen wie „Diktat des Nicht-Modischsein“[712] (Frau Hackenbergs Bezeichnung für die Zeit der 1970er-Jahre) oder auch der „Nicht-Mode“[713] (Mercedes Lingen über die späten 1960er-Jahre) begegnen sollten.

Als ich Frau Albrecht-Richter bat, mir davon zu erzählen, wie es denn zu dieser Entwicklung gekommen sei, erörterte sie mir die Kontexte: Es sei wohl eine Sache der Zeit gewesen, die Jahreszahl 1968 habe sie ja schon erwähnt, 1970 sei sie aus der Schule entlassen worden und da „hat man einfach rebelliert, ne?“[714] Sie habe sich wohl gefühlt in der Zeit, in der sich, ausgehend von der Studentenbewegung, ein „heute würde man sagen vergammelt, verlotterte[s] Aussehen“[715] verbreitete, Musik von Franz-Josef Degenhardt gehört und politische Veranstaltungen besucht wurden. Zunächst veranschaulichte sie mir die zeitgenössischen gesellschaftlichen Normen und Werte, indem sie mir von ihren damaligen Überlegungen zum Erwachsenwerden erzählte. Sie habe mit 15 Jahren darüber nachgedacht, ob zum Erwachsenwerden eine Dauerwelle gehöre und die Anschaffung eines Kostüms. „[G]anz etabliert, ne?“[716] Dass es anders gekommen sei, gründete in ihren Augen im Verlauf einer gesellschaftlichen Entwicklung, die sich auch in ihrer Heimatstadt Bremen manifestierte. Die „Hippies kamen“[717]. Man lernte Namen wie Ché Guevara oder Ho Chi Minh kennen, der Vietnamkrieg „tobte“[718]. Man ging gegen die Erhöhung der Fahrpreise im öffentlichen Nahverkehr auf die Straße, erste Wohngemeinschaften wurden gegründet, eben „nicht nur die Kom-

709 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
710 Ebd.
711 Ebd.
712 Einzelinterview Mechthild Hackenberg 1.4.2007.
713 Einzelinterview Mercedes Lingen 20.2.2007.
714 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
715 Ebd.
716 Ebd.
717 Ebd.
718 Ebd.

mune Eins“[719] in Berlin. Es sei ein anderes Auftreten der Leute gewesen, erklärte sie mir. „[M]an verpönte dieses, dieses ordentliche, bürgerliche Zuhause, ne? So wollte man unter keinen Umständen werden.“ Und – sie zollte damit deutlich dem Anlass unseres Treffens Tribut – „So wollte man auch nicht aussehen, ne?“[720] Sie sei damals neugierig gewesen, wollte dazugehören. Es sei spannend gewesen, „anders zu sein, provozierend zu sein.“[721] An Ereignissen wie die Demonstration gegen die Preiserhöhung im öffentlichen Nahverkehr, die im Kontext auch der Bremer Schülerbewegung zu verorten ist[722], oder Konzerten der Liedermacher Hannes Wader oder Franz-Josef Degenhardt hatte Frau Albrecht-Richter zwar teilgenommen, an Details erinnerte sie sich jedoch nicht. Sie sei damals 15, 16 Jahre alt gewesen. Sie betonte das affektiv-emotionale Erleben, Stimmungen und Atmosphären: das gemeinsame Mitsingen von Liedern, die man bereits von den Platten her kannte; die Nacktszenen aus dem Musical „Hair“, welches sie besucht habe; das besondere Gefühl, welches sich etwa daraus ergab, Sänger und Sängerinnen wie Joan Baez live zu erleben und Ängste, die sie mit Demonstrationen assoziierte. Ihre Erzählung war bis dahin vornehmlich von den Schlagworten beherrscht gewesen, die den Diskurs um die „langen sechziger Jahre“ (Hodenberg/Siegfried 2006: 8)[723] konstituieren. Der Eindruck, dass die narrative Konstruktion ihrer persönlichen Biografie hier der Kollektivbiografie einer – zumal medial sehr präsenten – Generation nachgeordnet war,[724] schien sich mit meiner Frage nach der Teilhabe noch zu verstärken. Sie erinnerte sich daran, dass sie sich damals noch klein gefühlt habe, „letztendlich auch nicht wirklich politisch“[725]. Sie habe damals nicht so genau gewusst, was sich mit der Figur Ho Chi Minh verband, dessen Name auf den Demonstrationen gerufen wurde, lediglich, „dass des da mit dem Vietnamkrieg und dass des ein Gegner ist“[726]. Sie erinnerte sich, dass sie zwar diskutiert hätten, aber kein „Basiswissen“[727] vorhanden war, lediglich ein wenig angelesenes, etwa zu Ché Guevara „dieses Buch ‚Er hat sieben Leben‘“. Den Revolutionsführer habe man „fast wie ein Idol“[728] angehimmelt.

Die Hervorhebung eines sozialen Umbruchs schien den „imaginierten Synchronismus“ (Tanner 2008: 285) fortzuschreiben, der die subkulturelle Dynamik jener Zeit bestimmte: Der damalige massenmediale Referenzrahmen, in dem verschiedene Gruppierungen wie etwa die von Frau Albrecht-Richter erwähnten Hippies zu einer „manifesten Gegenkultur“ (ebd.) homogenisiert wurden, ließ in

719 Ebd.
720 Ebd.
721 Ebd.
722 Vgl. Michelers 2002.
723 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Siegfried 2006a.
724 Diese Formulierung habe ich Heinz Bude entlehnt, vgl. Bude 2000: 33.
725 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
726 Ebd.
727 Ebd.
728 Ebd.

verschiedenen Ländern gleichzeitig existierende Demokratisierungsprozesse in eben jener Gleichzeitigkeit hervortreten. Dieser Referenzrahmen ermöglichte es, „die vielen ‚kleinen' Verweigerungen zusammenzudenken und anzunehmen, sie könnten sich zur strukturbrechenden Gewalt einer ‚Großen Weigerung' akkumulieren und so den (Spreng)Stoff für eine neue Geschichte freisetzen" (ebd.). Frau Albrecht-Richters Rede von den eigenen politischen Aktivitäten – seien es solche in der Familie oder in der Schule – und von ihrer Teilhabe am Protest folgt einer vergleichbaren Logik. Frau Albrecht-Richter schilderte mir an jenem Nachmittag eine Dynamik, die sowohl in privaten wie in öffentlichen Kontexten wirkmächtig schien, die neue Praktiken und Denkweisen eröffnete und von ihr zugleich als ganzheitliche Protesthaltung konzipiert wurde. Es waren zwei Ebenen, die der gesellschaftlichen und die der persönlichen Entwicklung, die sich in ihren Erzählungen verzahnten und verzahnen konnten, weil sich der Prozess der generationellen Selbstpositionierung hier der Zeiträumlichkeit generationeller Differenz bediente. Besonders deutlich wird dieses dort, wo sie darstellte, wie sich in den Familien gegen konservative Regeln etwa bei Tisch aufgelehnt wurde. Sie selbst sei wie ein Baum dagestanden, als ihre Stiefmutter sie einmal geohrfeigt habe und fragte diese, was ihr einfalle, sie zu schlagen. An die kurze, dennoch persönliche Episode schloss sich eine eindrückliche Schlussfolgerung an:

> „Also, wir fanden es einfach toll, ne? Politisch, politisch, ne? Politisch, ne? Und dann unterstützt von den Liedern (6) ja. Und letztendlich, wir haben ja auch was bewirkt in der Rebellion, ne? Man hat uns gelassen, ne? Wir haben keinen Stubenarrest bekommen oder sonst was. Ich, da wurde halt geschimpft, aber, letztendlich konnten die auch nicht, nicht anders. Da war nicht nur die Power von, von den Kind-, von einer Person, sondern dis, die Nachbarschaft, dies war überall. Also, meine Oma kam nach Hause und sagte: ‚Da gab, da gibt es jetzt einen Beatles-Club[729].' Und ‚Was macht man denn da?' (lacht: ne?) Das war, das war ja eine Bewegung, in Bremen, waren ja auch die Engländer stationiert und, und die Amis südlich von, von Bremen, also Elvis Presley und so. Also die, da hat schon 'ne Generation vor mir eine Entwicklung gemacht, des ist ja nicht nur alles von jetzt auf gleich passiert, ne?"[730]

Die Periode des Protests um 1970 bestimmte weite Teile ihres biografischen Sprechens über Kleidung, doch erfuhr ich auch von weiteren Phasen des Umbruchs. So habe sie sich mit 25 scheiden lassen und sei dann „auf diesem Indientripp" mit Pumphosen, „extrem weiten Kleidern" [731] und langen Haaren gewesen. Zeitweise habe sie in der Hauptsache Secondhandkleidung und Klamotten getragen, die

[729] Beatles sprach sie dabei bewusst deutsch aus, um zu signalisieren, dass ihre Großmutter die Fremdsprache nicht beherrschte.
[730] Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
[731] Ebd.

„nach alt aussehen“[732]. Heute sehe sie sich eher in der „alternativen Bioecke“ – nicht „so eine Art waldorfmäßig“[733] –, sondern aufgrund ihrer Präferenz für Naturstoffe. Sie erzählte von den Clogs, die aufkamen, als sie etwa 13 war und die sie bis ins 32. Lebensjahr winters wie sommers trug. Später begann sie dann, Birkenstockschuhe zu tragen und schließlich entwickelte sie ein Faible für außergewöhnliche Schuhe. „[D]anach wurde es einfach wieder normal“[734], markierte sie wiederholt Zeitfenster, in denen sie keine Innovationen wie etwa das Färben ihrer Haare mit Henna erinnerte. Als prägend bezeichnete sie später zunächst „das Legere“ der „indischen Mode“, überlegte einen Moment und ging dann darauf ein, dass es auch keine Normen mehr gäbe „seitdem“, „es ist alles erlaubt, ne?“[735] Bereits eingangs hatte sie wie nebenbei bemerkt, dass die Vorliebe für „das Halblange“[736], „Wadenlänge“[737], heute noch in ihrer Garderobe vorhanden sei. Bei unseren Begegnungen trug sie zu ihren hennarotfarbenen Haaren legere Kleidung. Neben dem Halblangen zählten das Tragen von Schlauchröcken und weiten Oberteilen, die sie sich selbst genäht hatte, zu ihren vestimentären Praktiken, die sich verstetigt hätten. Sie habe „keinen Zugang zu Kostüm und zum Hosenanzug gefunden“, konstatierte sie schulterzuckend und sei sich „einfach treu geblieben“[738].

Zu Beginn unseres Gesprächs schien sie ihre vestimentäre Biografie im Zeitraffer zu präsentieren, den Fokus auf Neuerungen gerichtet. Vor allem die Zeit des generationellen Protests in den bereits erwähnten „langen sechziger Jahren“ (Hodenberg/Siegfried 2006: 8) war in dieser Hinsicht bedeutsam. Welche Begeisterung Frau Albrecht-Richter im Erzählen über diese Zeit entwickelte, konnte ich im Verlauf des Gesprächs spüren. Nachdem wir ausführlich über ihre Kleidungspraktiken gesprochen hatten, sollte sie die Wirkmächtigkeit, die sie den Ereignissen dieser Zeit zuschrieb, noch deutlicher explizieren. Ich hatte sie gefragt, ob es weitere besondere Kleidungsstücke neben jenen gäbe, die wir thematisiert hatten, ob sie mir noch etwas anderes als das bislang Besprochene über ihre vestimentäre Vergangenheit erzählen wolle. Monika hatte mir daraufhin von einer Pumphose in Altrosa mit Borte erzählt. „Fand ich nur schön, ich fand mich auch einfach nur gut und einfach anders“[739]. Sie fände es einfach „provozierend gut, anders zu sein.“[740] Die Hose hatte sie erworben, so erfuhr ich, bevor sie 1981 an ihren gegenwärtigen Wohnort gezogen war und es sei ihr zufolge gerade in Kombination mit den Clogs ein außergewöhnliches Outfit gewesen, zumal bei ihrer Größe und

732 Ebd.
733 Ebd.
734 Ebd.
735 Ebd.
736 Ebd.
737 Ebd.
738 Ebd.
739 Ebd.
740 Ebd.

deshalb, weil die Mode bereits eine andere gewesen sei. „Ich fand es einfach für mich so ganz klassisch zum Anderssein.“[741] Und doch trug sie die Hose wenig später nicht mehr, weil sie nach ihrem Umzug „im Bierzelt“ aufgrund ihres Outfits als „Miss Piggy“[742] bezeichnet worden war. Zu den weiteren vestimentären Veränderungen die folgten, zählte sie das Ablegen der „sehr weiten“ Röcke und Kleider, der „Wickelröcke[n]“ und „sehr farbige[n] Jeans“[743]. Seit etwa zehn Jahren trage sie nur noch schwarz: Hosen, Röcke, Schuhe. Schuhe in anderer Farbe seien dann älter. Ihre Clogs habe sie mit Aceton abgerieben, die würden dann lila. „Dieser Hang, anders zu sein, ne?“ Ihre Stimme wurde hier lauter. „Dieser Hang anders zu sein, also der ist schon noch unbedingt da, ne?“[744] Sie sei zwar an manchen Tagen in Jeans und T-Shirt gekleidet, aber sie habe sich gerade im letzten Jahr schöne Stoffe gekauft, um sich daraus Jacken mit verschiedenen Kragen zu nähen. Nun habe sie mittlerweile ihre Idee, den Schnitt zu kombinieren, auch im Katalog des Ökoversandhandels Waschbär gesehen, doch sei ihr Einfall eben älter als der Katalog. „Weißt“, griff sie dann ihren Gedanken von der Andersartigkeit wieder auf:

> „die Bewegung, die Achtundsechzigerbewegung, die Leute waren anders, (schneller: sie waren provozierender, sie waren politisch), politisch einfach anders. Sie waren nicht angepasst. Hab ich vorhin schon mal gesagt, das ist wie ein Erbe, das ist wie ein Erbe. Ich hab ja auch immer mit meiner Tochter, die hat sich auch immer kunterbunt angezogen, ne? Die Freundin von ihrem Vater, die haben Streit gehabt, wegen den Kleidern und ich fand das auch nicht immer schön, aber ich hab sie gelassen. Ich find es heute auch manches Mal nicht schön, wie sie angezogen ist, aber ich lasse es, ne? Der Bruder ist bieder dagegen. Das ist einfach normal. Aber Tessa ist, probiert sich selber auch immer aus. Und ich denke, genau das hab ich auch immer noch in mir, ne?“[745]

Das Bedürfnis, sich anders zu kleiden, schien also weit mehr zu bedeuten, als es die vestimentäre Biografie erahnen ließ. Frau Albrecht-Richters biografische Schilderungen spiegeln eine Form der Selbstproduktion, von der Undine Eberlein schreibt, dass in deren Rahmen „Selbstverwirklichung als ‚Selbsterfindung‘, als Kreation des eigenen einzigartigen Selbst nach dem Vorbild einer künstlerischen Produktion“ (Eberlein 2000: 117)[746] verstanden wird. Die Selbstproduktion sei Eberlein zufolge wesentliches Merkmal der Alternativkulturen der 1960er- und

741 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
742 Ebd.
743 Ebd.
744 Ebd.
745 Ebd.
746 Vgl. auch Hennig 1989. Dass dieses Konzept für die Frage nach vestimentärer Stilgenese informativ sein kann, hat Alexandra König in ihrer Forschung zu Jugendlichen bereits vorgeführt; vgl. hierzu König 2007: 117–120.

1970er-Jahre. Wenn Frau Albrecht-Richter erzählte, dass sie als junge Frau keinerlei Vorbilder, „Idole“[747] gehabt und sich vielmehr so gekleidet habe, wie es ihr gefiel, so ist ihrer Selbstdarstellung die Deutung der Selbstverwirklichung von Individualität inhärent. Wie bedeutsam Individualität für sie war, sollte in einem anderen Moment noch deutlicher werden: Sie hatte meine Frage offenbar als Provokation empfunden, als ich nach möglichen Orientierungspunkten in ihrer Jugend gefragt hatte. Sie habe sich zwar durch das Aufkommen neuer Stile inspirieren lassen. Ihre Auswahl an Kleidung sei jedoch keineswegs dadurch motiviert gewesen, dass sie andere Leute mit einem solchen Stil gesehen habe. Es verhalte sich mit der Auswahl von Garderobe schließlich ähnlich, wie mit der Frage nach dem Glauben. Sie sei Atheistin und suche aus sich heraus Tätigkeiten, aus denen sie Kraft schöpfe. Anders als viele käme sie ohne „ein Symbol“[748] aus. Bei der Kleidung sei es ähnlich, wobei sie sich allerdings konkret nach dem Angebot richten müsse.

Frau Albrecht-Richter positionierte sich in den gemeinsamen Gesprächen mir gegenüber als Zeitzeugin, indem sie verschiedene Symbole und Schlagworte öffentlicher Debatten der Studentenbewegung und der 68er-Generation verwandte. Mit Blick auf Kleidungsstil und -praxis unterstrich sie eindringlich eine Andersartigkeit. Alterität ist dabei nicht allein aus der von ihr mehrfach betonten Abgrenzung einer jüngeren von einer älteren Generation heraus zu verstehen, sondern gründet in erster Linie in der Kompetenz, diese Eigenschaft selbst hervorzubringen – eine Kompetenz, die sich für Frau Albrecht-Richter aus dem ableitete, was sie mit den Ereignissen in den späten 1960er-Jahren verband: Unangepasstheit, neue Praktiken und politisches Denken. In ihrem politischen Interesse sah Frau Albrecht-Richter eine weitere Ähnlichkeit zu ihrer Tochter. Gegen Ende unseres ersten Gesprächs sagte sie über ihre Beziehung zu Tessa: „Also, wir haben sehr viele Gemeinsamkeiten, Gemeinsamkeiten, die ich genauso hatte, auch wie sie, nur denk ich, ich bin heute ruhiger geworden. […] aber so in der Geschichte, denk ich, ist Tessa ein Abklatsch von mir, ne?“[749] Tessa sei extrovertiert, habe denselben Duktus, sei ebenfalls politisch denkend, kritisch und „so, so rebellisch.“[750] Es sei allerdings eine andere Zeit gewesen. Als Jugendliche hätten sie es damals „einfach besser“[751] gehabt, weil *alle* rebellisch gewesen seien.[752] Dennoch war es die Art des politischen Denkens, in der Frau Albrecht-Richter ihr Erbe verwirklicht

747 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
748 Ebd.
749 Ebd.
750 Ebd.
751 Ebd.
752 Frau Albrecht-Richter hob in diesem Zusammenhang auf Tessas Auseinandersetzung mit den verschiedenen politischen Parteien ab, was naheliegend war, denn es war Wahljahr in dem Bundesland. In ihrer Jugend habe etwa die DKP eine weitere Option dargestellt, so Frau Albrecht-Richter, es sei sogar denkbar gewesen, in die DDR überzusiedeln. Diese politischen Institutionen gäbe es heute nicht mehr. „Die haben es damit ja dann auch ein bisschen schwieriger, ne?“ (ebd.)

sah. Tessa trage das feministische Gedankengut ihrer Mutter weiter, lese etwa die abonnierte „Emma", sei im Alltag gendersensibel. Weiter erlerne Tessa ebenfalls einen „sozialen Beruf"[753], kümmere sich selbst in ihrer arbeitsfreien Woche um die ihr anvertrauten Personen. Schließlich sah sie auch darin einen Fortbestand ihrer Ansichten, dass Tessa Kontexte des Arbeitsalltags in einer, der eigenen ähnlichen Weise deutete. Tessa würde zwar bisweilen mit ihrer Kritik „das Kind mit dem Bad ausschütten"[754], aber das erinnere sie an sich selbst. „Ja und in ihrer Kleidung, Ihr Thema, letztendlich nicht anders, ne?"[755] Tessa „lebe" ihre Kleidungspraxis ebenso individuell wie ihre Mutter, lange Zeit auch in Opposition zu ihr. Es war auch diese Gemeinsamkeit einer Oppositionshaltung gegenüber der Elterngeneration, von der sie sagte, dass sie sie genießen könne. In diesem Zusammenhang wird die Formulierung vom Erbe verständlich: Was Frau Albrecht-Richter als Gemeinsamkeiten mit ihrer Tochter ausmachte, waren weniger Entsprechungen etwa von konkreten Kleidungsstücken. Es waren vielmehr Gemeinsamkeiten auf der Ebene des Stils, verstanden mit Hans-Georg Soeffner (1986) als „spezifische Selbstpräsentation", die „Zugehörigkeit […] zu einem bestimmten Habitus und einer Lebensform, der sich Gruppen oder Gemeinschaften verpflichtet fühlen" (ebd.: 318), und der hierfür konstitutiven Praxis.

Ähnlichkeiten

Vergleicht man die biografischen Selbstdarstellungen von Mutter und Tochter, fallen die Ähnlichkeiten sofort ins Auge: Frau Albrecht-Richter nahm Bezug auf die intergenerationellen Differenzen, die den Diskurs um die '68er-Generation[756] markieren, und interpretierte ihre Kleidungspraxis entsprechend als logische Folge der Liberalisierungsprozesse.[757] Tessa beschrieb vor allem intragenerationelle Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen Jugendlicher in ihrer Klasse, den „Dörflern" und den Schülern aus der Stadt. Diese Erinnerungen bildeten den weiteren Horizont, vor welchem der eigene Kleidungsstil auf recht ähnliche Weise thematisiert wurde. Beide sprachen von Zuschreibungen, die sie durch ihr Umfeld erfahren hatten. Während Tessa mir von den Hinweisen auf ihren altersgemäßen Kleidungsstil seitens der Freunde berichtete, war es in Frau Albrecht-Richters Fall die weitaus weniger freundliche Bezeichnung „Miss Piggy", durch die ihr das neue soziale Umfeld zu verstehen gab, dass ihre Kleidung nicht angemessen war. Seien es milieuspezifische oder altersbedingte Kleidernormen, Mutter und Tochter Albrecht-Richter erinnerten Momente, in denen sie mit den von ihnen gewählten

753 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
754 Ebd.
755 Ebd.
756 Vgl. hierzu etwa Gilcher-Holtey ^{3}2005.
757 Vgl. hierzu etwa Siegfried 2006b.

Outfits diese zu übertreten schienen.[758] Beide Frauen thematisierten sie als Prozesse der sozialen Positionierung und der Distinktion. Doch obwohl die Argumentation vom Vererben des Andersseins in Anbetracht der biografischen Konstrukte von Mutter und Tochter unmittelbar einleuchten mag, stellt sich die Frage nach diesem Zusammenhang, der über das Vergleichen hervorgebracht wird. Wie wird er fundiert und welche Praktiken und Diskurse im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung lassen ihn wirkmächtig werden?

5.2 Axiome des Andersseins

Der große Balkon der Albrecht-Richters war sehr geräumig und bot diversen Steintrögen und Blecheimern mit Pflanzen Platz. Wir saßen in der Herbstsonne an einem kleinen runden Tisch: Tessa mit schwarzem Spaghettiträgershirt und neuer Haarfarbe, Frau Albrecht-Richter in einer für sie typischen lila-blauen Bluse mit halblangen Ärmeln, ich in weißem T-Shirt und Jeans. Auch Tessa und Monika Albrecht-Richter hatte ich um ein gemeinsames Treffen gebeten und als wir nun zusammensaßen kam neben dem bisherigen Familienleben auch dessen zukünftige Gestaltung zur Sprache. Tessa solle mit dem Anerkennungsjahr ihrer Ausbildung ausziehen, weil Frau Albrecht-Richter selbst nach einer geeigneten Wohnform fürs Alter suche, in der es dann Gästezimmer mit Betten für die Kinder geben werde. Die Albrecht-Richters lebten seit gut zehn Jahren in einer Hausgemeinschaft. Diese war zustande gekommen, weil Frau Albrecht-Richter – die immer auch als Tagesmutter gearbeitet hatte – sich damals für Tessas zwei Jahre jüngeren Bruder ein gleichaltriges Kind gewünscht hatte, mit dem er aufwachsen konnte. Ich erfuhr, dass Frau Albrecht-Richter ihren Kindern beigebracht habe, „Kinderprobleme“[759] unter sich zu klären, ohne sie gleich zu Rate zu ziehen. Tessa erörterte im Anschluss ihre Rolle als Vertrauensperson, die sie für die jüngeren Jugendlichen im Hause einnahm und hatte schließlich, während ihre Mutter kurz wegging, begonnen, mir von dem Familienleben einer Freundin zu berichten. Es gestaltete sich offenbar völlig anders als das ihrige, was sie sichtlich zu befremden schien. Die Familie der Freundin lebe auf engstem Raum zusammen und es gäbe viele Streitigkeiten und Spannungen zwischen Mutter und Tochter, keine Gemein-

[758] Es ließe sich auch die beiderseitige Hinwendung zu unifarbener Kleidung als Schnittmenge zwischen Mutter und Tochter bestimmen. Wenn etwa Frau Albrecht-Richter die Farbe Schwarz als wesentliches Merkmal ihrer Garderobe hervorhob und Tessa sich an einem unserer Treffen durchweg in Schwarz kleidete, so mag dieses aber als vergleichbare Reaktion in Konsequenz der Kritiken an ihrem Äußeren gedeutet werden. Weitere Überlegungen in diese Richtung werde ich weiter unten anstellen, wenn ich die konjunktiven und kommunikativen Erfahrungsräume der Mutter- bzw. Tochtergeneration in den Blick nehmen werde.

[759] Mutter und Tochter-Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

samkeiten, „[d]a macht jeder, was er will“[760]. Angesichts dieser Umgangsformen sei es in ihren Augen „hart dann zu sagen: ‚Wir‘. Also: ‚Hier ist die Familie.‘ Weil…“. Sie sprach nicht zu Ende, denn Frau Albrecht-Richter hatte derweil wieder Platz genommen und vervollständigte den Satz ihrer Tochter: „Weil sie leben es nicht.“ Tessa stimmte ihr zu, denn es sei in der Tat „ein bisschen unpassend“, in diesem Fall von Familie zu sprechen. Als ich darum bat, ein wenig zu erörtern, warum sich dieses Miteinander von dem ihrigen unterscheide, erklärte mir Frau Albrecht-Richter, was Tessa mir habe sagen wollen:

> „dass wir in, dass wir uns jeder als ein, als ein Individuum sehen, nicht? Die Mutter von Tessas Freundin sagt: ‚Wir haben einen Ausbildungsplatz gefunden.‘ Wir würden nie sagen: ‚Wir haben eine Praktikumsstelle gefunden.‘ Sondern ‚Tessa hat eine Praktikumsstelle gefunden.‘ Das ist dieses *Wir*, was, was wir nicht leben, sondern unser Alltag ist auch individuell, nicht?“[761]

Ihre Kinder und sie hätten „ein paar feste Rituale“, wie etwa ein kurzes gemeinsames Tee trinken oder auch gemeinsame Mahlzeiten nach Dienstschluss, wenn die Kinder zu Hause seien. Sie hätten in diesem Jahr erstmals eine gemeinsame Städtereise unternommen. Monika Albrecht-Richter habe vorgeschlagen, dieses als eine gemeinsame Woche im Jahr zu etablieren, wohingegen sie sich aus der Planung der Sommerferien jetzt rauszieht. „Also so leben wir schon ein Wir“, so Frau Albrecht-Richter,

> „aber die Kinder müssen schon auch schauen, was geht hin oder was ist die Zukunft, dass sie lernen müssen, dass sie sich überlegen müssen: ‚Ist der Beruf (lächelt) das Richtige und will ich diese Ausbildungsstätte?‘ Tessa hatte drei Möglichkeiten, wo sie hätte diese oder eine ähnliche Ausbildung machen können und dann ist das kein Wir mehr. <T.: Ja.> Also das war mit zehn dran. Ne? ‚Wo gehen wir zusammen schwimmen?‘ oder so, ne?“[762]

Es war Tessas impliziter Vergleich mit der Familie ihrer Freundin gewesen, der uns auf die Frage nach dem Miteinander brachte, und so hatte auch sie sich während dieser Passage unseres Gesprächs eingebracht. Sie hatte der Frage ihrer Mutter, ob ihr die individuelle Gestaltung des Alltags ebenso wichtig sei, mit „Ja, schon irgendwo“[763] zugestimmt und die gute Beziehung zu ihrem Bruder als Ergebnis der Erziehung ihrer Mutter ins Feld geführt. Dessen ungeachtet dominierte Monika Albrecht-Richter mit ihren Ausführungen das Gespräch.

In dieser Passage kumulierte ein Narrativ, welches schon im Reden über Frau Albrecht-Richters Selbstverständnis als Mutter ausformuliert worden war: ein Narrativ von Gestaltungsspielräumen, die die Beziehung zwischen Mutter und

760 Mutter und Tochter-Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.
761 Ebd.
762 Ebd.
763 Ebd.

Tochter konstituierten. Sie habe immer darauf geachtet, auch Zeit für sich zu haben, hatte ich im ersten Gespräch mit Frau Albrecht-Richter erfahren. Sie erziehe ihre Kinder „an der langen Leine […] aber da streng“[764]. Verschiedene Bereiche verbanden sich in ihrer Erzählung mit dem Ideal vom sozialen Miteinander im Rahmen ihrer Familie: klare Regeln im Hinblick auf abendliche Unternehmungen, Zettel, die Tessa zu schreiben hatte, wann sie zu den Mahlzeiten zu Hause ist, die Beteiligung am Haushalt, der höfliche Umgang miteinander und der sprachliche Ausdruck jenseits von „Fäkalausdrücke[n]“[765]. Im Kern zielte jenes Ideal auf einen gleichberechtigten, respektvollen Umgang miteinander ab. Frau Albrecht-Richter wollte sich nicht fremdbestimmen lassen – weder von ihren Kindern, noch von deren Freunden. Die Freunde sehe sie als einen Teil der Familie an, weshalb sie sich ebenfalls in das „Sozialleben“[766] der Familie zu integrieren hätten. Sie hatte geseufzt, nachdem sie auf die in ihren Augen unangemessenen Ausdrucksweisen ihrer Kinder eingegangen war. Es gelinge ihr eben nicht, alles in den Bereichen umzusetzen, in denen sie sich ein anderes Verhalten wünsche. „Scheint mir dann wohl auch nicht so wichtig zu sein, obwohl's mich letztendlich stört, ne?“, hatte sie gesagt. „Niemand is' ja auch, setzt so alles um, ne?“[767] Gegenüber den Bereichen mit den klar artikulierten Regularien hatte Frau Albrecht-Richter sich allerdings als großzügig bezeichnet. Wenngleich die Regeln von ihr aufgestellt wurden, um eigene Freiräume zu bewahren, zum „Eigenschutz“[768], so war auch deutlich geworden, dass sie ihren Kindern dasselbe zugestehen wollte.

Frau Albrecht-Richters Vorstellung vom sozialen Miteinander in der Familie war mir zu diesem Zeitpunkt also bereits mehrfach begegnet. Sie spiegelt sich etwa dort, wo wir auf das Konzept vom Erbe zu sprechen kamen und Monika mir davon berichtete, dass sie Tessas kunterbunten Kleidungsstil nicht schön gefunden hatte, jedoch nicht intervenierte. Es sind allerdings die Geschichten von Tessas kindlichen Kleidungspräferenzen, die den Zusammenhang von vestimentärer Praxis und Frau Albrecht-Richters Vorstellung vom zwanglosen Zusammensein je individueller Familienmitglieder als wirkmächtiges wie wirkungsvolles Konzept auch im Bereich der Kleidung besonders deutlich ins Zentrum rücken – auch deshalb, weil sie mir sowohl von Frau Albrecht-Richter als auch von Tessa erzählt wurden. Die Geschichte von der Abneigung gegenüber Knöpfen und Blusen etwa, die Tessa als Kind hatte, zählte dazu. Als Dreijährige sei Tessa ihrer Mutter einmal davongelaufen, erzählte mir Frau Albrecht-Richter während unseres ersten Treffens. Sie sei nackig gewesen und war dann mit einem Kleid wieder zurückgekehrt. In der Nachbarschaft habe ein älteres Mädchen gewohnt, deren Mutter ihr erzählt habe, dass Tessa gesagt habe, sie fände es schön, besäße aber selbst kein

764 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
765 Ebd.
766 Ebd.
767 Ebd.
768 Ebd.

Kleid. Später dann habe sie mit einer Freundin über „die Story“[769] gesprochen. Die Freundin sei mit Tessa anschließend in die Stadt gegangen, um ihr ein eigenes Kleid zu kaufen. Tessa habe es, obwohl es nagelneu war, nicht getragen. Ausgehend von dieser Anekdote kam Frau Albrecht-Richter auf die ungewöhnlichen Geschmackspräferenzen ihrer Tochter zu sprechen: Tessa trug weder Knöpfe noch Blusen, weil sie sie nicht mochte. Auch habe sie, darin einer Freundin ihrer Mutter gleich, zweierlei Socken angezogen. Es sei oft „eine Katastrophe“ gewesen und Tessa habe in den Outfits ausgesehen „wie ein Clown“. Doch auch wenn es ihr selbst nicht gefallen habe, so erklärte mir Frau Albrecht-Richter, habe sie es „gut stehen lassen“[770] können. Frau Albrecht-Richter unterstrich ihre Gelassenheit gegenüber den ungewöhnlichen Geschmackspräferenzen ihrer Tochter. Es habe keine Verbote gegeben, nur weil ihr persönlich etwas nicht gefiel. Wenn Tessa Hüfthosen trage und der Bauch damit betont wurde, so sei es die Sache ihrer Tochter.

Das Verständnis seitens der Mutter ließe sich für den Bereich des Sich-Kleidens als freundschaftlich bezeichnen. Freundschaft ist dadurch charakterisiert, dass Individuen unabhängig von Gruppenzugehörigkeiten und sozialen Rollen als FreundInnen ausgewählt bzw. bei der Wahl nicht auf diese Rollen reduziert werden. Ein weiteres Charakteristikum von Freundschaft ist, dass es nur für die Involvierten von Interesse ist.[771] Diese Beziehungsform kennzeichnet grundsätzlich, „that it involves the person as the person he really is (itself a cultural construct)“ (Allan 1979: 38). Es ist jener Respekt vor der individuellen Person, genauer genommen: vor dem individuellen Geschmack, der in Frau Albrecht-Richters Ausführungen zur Sprache gebracht wurde und den Eindruck des für Freundschaften konstitutiven Prinzips der Symmetrie – im Sinne der Gleichberechtigung der Partner – erweckt. Es gab jedoch einen Bereich, bei dem Frau Albrecht-Richter streng gewesen sei. Angesichts der verwaschenen Büstenhalter, die Tessa sichtbar unter ihren Spaghettiträgershirts trug, sei sie eingeschritten. Sie sei gemeinsam mit ihrer Tochter neue BHs kaufen gegangen und habe ihr auch bei anderen Gelegenheiten welche mitgebracht. Ihre Bemühungen hätten gefruchtet. Tessa ziehe selbst ihre Lieblingsteile nicht mehr an, wenn diese verschlissen seien und schaue „jetzt auch und danach, dass es schön is“[772]. Gerade die Auseinandersetzung mit der Unterwäsche macht deutlich, wie sehr Frau Albrecht-Richters Vorstellung davon, wie sie sich als Mutter zu verhalten habe, von gesellschaftlichen Verhaltenskodizes geprägt ist. Unterwäsche ist als Träger „sozialer Information“[773] zu verstehen. Hygienepraxen, zu denen vor allem auch die Pflege und Reinigung der Leibwä-

769 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
770 Ebd.
771 Vgl. hierzu Allan 1979; Nötzoldt-Linden 1994: 139–147; zur Frage nach Übergängen von familialen zu freundschaftlichen Beziehungen vgl. auch Schütze 2007.
772 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
773 Vgl. Goffman 1975: 58–63.

sche gehören, sind klassenspezifisch ausformuliert.[774] Die Analyse gegenwärtiger Ratgeber zeigt, dass sowohl das Alter als auch das Geschlecht die Standards dieser sozialen Norm modellieren.[775] Auch wenn Frau Albrecht-Richter nicht von Sauberkeit, sondern von heiler, nicht zerschlissener Kleidung sprach, die Frage nach der sozialen Positionierung durch Leibwäsche ist signifikant. Unterwäsche ist bei weitem nicht bei jedem Outfit für Dritte sichtbar, doch steht sie symbolisch als Gradmesser für die Reinlichkeit des Trägers oder der Trägerin[776] – oder deren Eltern. Worum sich Monika Albrecht-Richter demnach erzieherisch bemühte, war die Wahrung des sozialen Ansehens der Familie, indem sie sich um den Einhalt gesellschaftlicher Standards bei Tessa kümmerte. Gleichzeitig bemühte sie sich, nicht von der Norm abzuweichen, um die Konsequenzen möglicher Stigmatisierung zu vermeiden. Das Insistieren auf ordentlicher Unterwäsche kann deshalb auch als Schutz der Tochter vor Sanktionen gelesen werden.[777]

Zwischen der Konzeption der Mutter-Tochter-Beziehung als freundschaftliche einerseits und den mithin konservativen Inhalten der Erziehungsaufgabe andererseits besteht ein Spannungsfeld, welches deutlich wird, wenn man die Autorität seitens Frau Albrecht-Richter in Beziehung zu den Freiräumen setzt, die sie Tessa bei der farblichen Ausgestaltung und der Auswahl ihrer Oberbekleidung und der Socken ließ. Freundschaft zwischen Familienmitgliedern erfordert der Soziologin Ursula Nötzoldt-Linden (1994) zufolge prinzipiell eine Transformation der sozialen Rollen von einer komplementären Rollenebene hin zu einer symmetrischen, auf die ganze Person und auf ihre Individualität gerichtete Zuneigung. Die Transformation könne jedoch kaum gelingen, weil familiale Beziehungen zunächst „auf einem grundlegend komplementären und damit autoritätsanfälligen Austauschmodus beruhen" (ebd.: 143), der sich in Gänze nicht auflösen lasse. Mit Blick auf die bisher dargestellten Erkenntnisse ließe sich gleichwohl argumentieren, dass sich das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter mit dem Erwachsenwerden der Tochter in Richtung des freundschaftlichen Modus verschiebt. Mit dem Bestehen auf ordentliche Unterwäsche geht Monika nach wie vor ihrer Rolle als Mutter, ihre Tochter gemäß der kulturellen Konvention zu erziehen, nach. Damit nimmt sie eine Position ein, in der sie Tessa strukturell im Hinblick auf Deutungs- und

[774] Vgl. Bourdieu 1987. Vgl. hierzu auch Kaschuba 1988. Dort heißt es: „‚Sauberkeit', als kultureller Wert einmal ‚entdeckt', markiert so stets soziale Positionen, soziale Unterschiede, soziale Pflichten" (ebd.: 293).

[775] Vgl. Klepp 2007.

[776] Auch hier geht es letztlich um das Körperwissen als das in den Körper eingelassene Soziale. Vgl. Bourdieu/Wacquant 2006.

[777] Wenn Monika Albrecht-Richter hier Wert auf die Unterwäsche legt, so unterläuft sie im Übrigen nicht nur ihr Erziehungsideal. Auch die mir gegenüber sehr deutlich formulierte Identifikation mit dem 1960er-Diskurs erweist sich dadurch als weitaus weniger umfassend. Saubere, intakte Kleidung wurde damals „interpreted as oppressive and unnecessary conventions. […] In these styles, dirty clothes are used as a general protest and to attract attention, but also as a more direct political message against society's great focus on cleanliness, appearance, and consumption" (Klepp 2007: 269 f.).

Handlungsmacht überlegen ist. Diese kontrastiert mit einer gleichwertigen Partnerschaft, in welcher Tessa über jene Kleidung, die für Dritte sichtbar ist, d.h. die Oberbekleidung, selbst entscheiden kann.

Auf letzteres, die Entscheidungsfreiheit und die Handlungsräume im vestimentären Handeln, war auch Tessa eingegangen, als sie mir von ihrem Kleidungsstil erzählte. Wir hatten gerade über ihre Lieblingskleidung gesprochen und ich erfuhr, dass diese nicht nur bequem sei, sondern ganz offenbar Bestandteil eines eigenen Stils darstellte. Wenigstens sei das der Ruf in ihrem Freundeskreis, so Tessa, weil sie ihre Kleidung eben bunt mische und so kombiniere, dass eine Freundin erst letztens gesagt habe, sie wäre in ihrer morgendlichen Zusammenstellung der Kleidung weitaus weniger kreativ.[778] Es war ersichtlich, dass sie diese Zuschreibung befremdete. Dass etwas, das sie als selbstverständlich ansah, Aufmerksamkeit erregen könne, war ihr zunächst unerklärlich. Denn ihr selbst war es nicht aufgefallen und sie schien es schließlich als Kompliment aufzunehmen. Später erfuhr ich, dass sie, wie sie es formulierte, in ihrem Leben bereits viele Stile durchlebt und dabei immer genau gewusst habe, was sie tragen wollte. Als Kind sei es für sie undenkbar gewesen, Polo-T-Shirts, Blusen oder Kleider zu tragen, die eine Knopfleiste hatten. Ihre Mutter habe deshalb aufgegeben, diese Kleidungsstücke für die Garderobe ihrer Tochter anzuschaffen. „Also: ich find es zwar schön und es gibt auch viele Leute, denen stehen Polo-T-Shirts wahnsinnig gut", tragen könne sie Poloshirts jedoch bis heute nicht – und zwar möglicherweise nicht nur deshalb, „[w]eil da immer noch diese Abneigung da ist", sondern auch aus einem Grund, der aus der Beziehung zu Frau Albrecht-Richter resultierte:

> „Mein ganzes Leben lang gegen Polo-T-Shirts gewettert und vielleicht ist es auch einfach der Stolz. Weil ich hab oft überlegt: ‚Ja, zieh ich jetzt ein Polo-T-Shirt an?' . Und dann, ich so: ‚Nee, geht nicht. Wenn ich mit einem Polo-T-Shirt nach Hause komme, meine Mutter lacht sich kaputt, das geht einfach nicht.'"[779]

Ihre Mutter erzähle auch „ständig überall rum", dass sie einen kategorischen Widerwillen gegen diese Kleidungsstücke gehabt habe. Der Umgang mit Kleidung war somit ein wesentlicher Bestandteil des familialen Gedächtnisses[780]. Das Gespräch mit Frau Albrecht-Richter sollte das später bestätigen. Tessas Überlegungen, warum ihr Kleidungsstil von Freunden als kreativ bezeichnet wurde, führten vor Augen, wie sie die Besonderheiten ihrer Kleidungspraxis zu begründen versuchte, indem sie mir die zugrunde liegenden persönlichen Prinzipien erörterte. Dabei stellte sie – bei aller Berücksichtigung der Veränderungen – Kontinuitäten her und konstruierte so „Kleidung als Indiz für den ‚festen inneren Kern' der Person" (König 2007: 121).

[778] Vgl. Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
[779] Ebd.
[780] Vgl. Halbwachs 2006.

Die Erzählungen von Tessas Kindheit lenken den Blick auf die mit den Gestaltungsräumen verknüpften diskursiven wie nicht-diskursiven Praktiken. Dabei wird nicht nur deutlich, dass Frau Albrecht-Richters Erziehungsideal von den Gestaltungsspielräumen eben jene Abgrenzung hervorzubringen schien, die auch dem für sie so zentralen und von ihr biografisch begründeten Anderssein zugrunde liegt. Auch zeichnen sich hier zentrale Charakteristika einer vestimentären Praxis ab, welche sich als Schlüsselkategorien für Strategien und Kontexte erweisen, die konstitutiv für den Umgang mit Kleidung erscheinen: individualisierende und kreative Ausgestaltung der Garderobe. Daher sollen nun Konstitution, Konstruktion und Wirkweise von Individualität und Kreativität näher betrachtet werden, denn sie stehen keineswegs unvermittelt nebeneinander. Sie begründen jenen Zusammenhang, der zwischen der vestimentären Ästhetik der Mutter-Tochter-Beziehung, den historischen Debatten um die Gegenkulturen der 1960er- und 1970er-Jahre und der Verfasstheit dessen, was als Generationalität bezeichnet wird, besteht. Diesen Zusammenhang zu skizzieren, ist Ziel der folgenden Darstellungen.

5.2.1 Kreative Praktiken

Frau Albrecht-Richter hatte Fettgebäck serviert, Kaffee gekocht und dann neben ihrer Tochter auf einem der beiden weißen Plastikgartenstühle Platz genommen. Nachdem ich mir eines der selbst gebackenen Teilchen genommen hatte, bat ich die beiden, mir zu erzählen, was sie im Hinblick auf vestimentäre Kontexte wie auch darüber hinaus gemeinsam erlebt hätten. Die beiden Frauen hatten zunächst aufgeregt, mithin angespannt auf mich gewirkt, als sie in etwa einem halben Meter Abstand nebeneinander saßen. Sie vermittelten den Eindruck, dass es ihnen schwer fiele, in Gegenwart der Anderen etwas über ihre Beziehung zueinander auszusagen. Der erste Eindruck verblasste jedoch rasch. Die beiden Frauen gingen im Gespräch auf die Suche nach Gemeinsamkeiten: Vom Einkaufengehen über das geteilte Interesse an Reisen, am Feminismus und an Literatur bis hin zu einem gemeinsamen Nähprojekt skizzierten sie Erfahrungen und Erlebnisse, die in ihren Augen ihre Beziehung prägten.[781] Tessa führte handwerkliche Aktivitäten der Familie ins Feld, während ihre Mutter das Interesse an politischen, sowohl gegenwärtigen wie historischen, Ereignissen nannte. Im Verlauf des Gesprächs vertieften wir dann Themen, die sie als Gemeinsamkeiten herausgestrichen hatten und es war letztlich Tessa, die die bisher beschriebenen Aktivitäten auf den Punkt brachte: „Ich glaub, es geht sehr viel ins Kreative“[782]. Neben dem gemeinsamen Nähen eines Mantels – von dem ich bereits im ersten Gespräch mit Tessa gehört hatte

[781] Vgl. Feldnotizen vom 22.10.2006.
[782] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

und den ich Monate später im Flur hängend sehen sollte – waren es Kindergeburtstage, die Tessa erinnerte. Ihre Mutter habe etwa das Fertigen von Fimo oder das Ziehen von Kerzen vorbereitet. Frau Albrecht-Richter merkte an, dass Tessa sich auch eine Tasche genäht habe und sie begannen, da ihre Erinnerungen in puncto Herstellung der Tasche auseinandergingen, lebhaft zu diskutieren. Tessa habe immer schon mit Stoff gearbeitet, so Monika. Zu ihrem Leidwesen wünschte sich Tessa irgendwann eine Barbiepuppe. Sie habe ihr daraufhin ein günstiges Imitat gekauft, aber keine Puppenkleider, denn die habe Tessa selbst nähen sollen.[783]

Mutter und Tochter tauschten angeregt Erinnerungen aus. Als Zuhörerin bekam ich dabei einen Eindruck von der Relevanz, die die Albrecht-Richters der Kreativität im Rahmen der generationellen Beziehung zuschrieben – und damit einen Eindruck davon, was Andreas Reckwitz (2012) in einer Definition dieses Konzepts angeführt hat. Kreativität meint dem Kultursoziologen zufolge das Vermögen, etwas Neues hervorzubringen, und damit einhergehend die Präferenz nicht nur für das Neue, sondern auch für das „Abweichende gegenüber dem Standard, das Andere gegenüber dem Gleichen" (ebd.: 10) anzunehmen.[784] Es handelt sich dabei nicht um einen „einmalige[n] Akt, sondern um einen verstetigten" (ebd.). Kreativität ist in dieser Hinsicht jedoch mehr als (Re)Produktion, denn kreatives Handeln orientiert sich am schöpferischen Handeln als künstlerischem Handeln und ist somit an Ästhetik gekoppelt. Es geht

> „um die sinnliche und affektive Erregung durch das produzierte Neue. Das ästhetisch Neue wird mit Lebendigkeit und Experimentierfreude in Verbindung gebracht, und sein Hervorbringer erscheint als ein schöpferisches Selbst, das dem Künstler analog ist. Das Neuartige im Sinne des Kreativen ist dann nicht lediglich vorhanden wie eine technische Errungenschaft, es wird vom Betrachter und auch von dem, der es in die Welt setzt, als Selbstzweck sinnlich wahrgenommen, erlebt und genossen." (Reckwitz 2012: 10)

Dass Frau Albrecht-Richter selbstgefertigte Designs zu bevorzugen schien, hatte ich bereits erahnen können, als ich auf der Bank in der Küche Platz nahm: Linker Hand war ein altrosa Tuch gespannt, bedruckt mit diversen Gräsern in Lilatönen, ganz offensichtlich handgemacht. Das Bearbeiten von Stoffen und das Nähen von Kleidung sollten zum zentralen Argument im Reden über ihre Garderobe werden, und zwar insbesondere in der Darstellung des Andersseins als Charakteristikum ihrer persönlichen vestimentären Biografie.

Nachdem ich sie bat, mir zu schildern, wie sich denn ihr Stil zur Zeit der Proteste und des politischen Engagements entwickelt habe, erklärte sie mir, dass sie mir diese Frage nicht beantworten könne. Sie habe sich einfach wohlgefühlt in

[783] Vgl. Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.
[784] Für die kulturanthropologische Diskussion um Kreativität siehe etwa Löfgren 2000 oder Warneken 2006.

diesem Anderssein und es gäbe auch keine Bilder, die sie mir zeigen könne. Allerdings habe sie sich später zum Beispiel Wickelröcke selbst genäht, und noch heute nähe sie sich viele Kleidungsstücke selbst.[785] Es war ganz offensichtlich die vestimentäre Praxis, die das Anderssein in ihren Augen konstituierte. Es gäbe ohnehin häufig nichts zu kaufen, was ihrem Geschmack entspreche, „oder" – ihre Stimme wurde merklich leiser – „ich kaufe mal eine Jacke, die kostet zweihundertfünfzig Euro und ich komme nach Hause und dann setze ich erstmal die Schere dran, ne? Und kauf mir dann noch mal einen teuren Stoff und mach sie anders."[786] Wenig später erzählte sie, dass sie einfach so zum Nähen gekommen sei. Ihr habe das Nähen Spaß gemacht. Ihr erster Nähkasten war ein alter Obstkorb, den sie selbst mit kariertem Stoff ausschlug und blau bemalte.[787] Manchmal gelängen ihr die Sachen und sie nähe dann etwas Ähnliches für Freundinnen. Wenn sie länger keine Handarbeit gemacht habe, müsse sie „erstmal wieder reinkommen."[788] Sie habe das Nähen nicht ordentlich erlernt, sondern betätige sich vielmehr autodidaktisch. „Da kaufst einen Schnitt und den veränderste." Es bedürfe der Varianz des Grundschnitts, um das von ihr gegenwärtig präferierte „Asymmetrische" herzustellen, „dann" erklärte sie mir, „lässt man halt einfach eine Seite ein bisschen länger, ne?"[789] Das Nähen allein schien kaum auszureichen, um ihren Ansprüchen an den eigenen vestimentären Ausdruck zu genügen.

Wie viel Arbeit Monika Albrecht-Richter in ihre Kleidung investierte und welche Dimensionen das Bearbeiten von Kleidung überhaupt im Rahmen ihres Bekleidungskonzeptes einnahm, sollte ich eindringlicher erfahren, als sie mir einzelne Dinge vorführte und dabei deren Entstehungskontexte erörterte. Sie hatte mich zunächst in ihr Wohnzimmer geführt. Das erste, was ich zusätzlich zu den vielen Büchern in der Regalwand rechts von der Tür registrierte, waren die Kerzenhalter mit Tropfkerzen, die am Fenster standen. Helle Felle dienten als Sitzauflage der Korbstühle, die vor den vollen Bücherregalen auf einem Webteppich standen. Der Sekretär wie auch die Stühle im Zimmer waren vom Design her dem Jugendstil zuzuordnen, einer Epoche, deren Kleidung sie ebenfalls mochte, wie Frau Albrecht-Richter mir später im Schlafzimmer erzählte. Es gab viel zu sehen: In den Regalen und auf dem Schreibtisch standen getöpferte Vasen, ein Traumfänger hing in einer Ecke an der Wand, daneben war ein Patchwork-Tuch mit Ornamentdrucken aufgespannt. Die Fenster gaben den Blick auf den Balkon frei. Auf der Fensterbank wie auch auf dem Boden und auf Blumenhockern standen Pflanzen. Ich fühlte mich an unseren gemeinsamen Kaffeenachmittag im vorherigen Herbst erinnert. Nicht nur das Grün trug dazu bei. Neben dem Geo-Sonderheft zu Argentinien konnte ich die ‚Emma' auf einem Schemel unterhalb des Fensters

785 Vgl. Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
786 Ebd.
787 Vgl. ebd.
788 Ebd.
789 Ebd.

liegen sehen. Weder an dem Interesse an Südamerika noch an ihrem Abo des „politischen Magazins für Frauen“[790] schien sich in der Zwischenzeit etwas geändert zu haben.[791] Auf den Stühlen mit Fellauflage lagen Kleidungsstücke, auf die Frau Albrecht-Richter direkt zuschritt. „Die waren erstmal gar nicht weggeräumt“[792]. Wie es für mich am günstigsten sei, fragte sie mich, während ich mein Aufnahmegerät auf einen Stuhl vor dem Bücherregal legte. Solle sie die Kleidung anziehen? Ich überließ es ihr zu entscheiden, wie sie mir die Dinge präsentieren wollte. Sie trug an diesem Tag eine lila Stoffhose und kräftig blaue, vorn geschlossene Birkenstockschuhe, dazu eine blaue, kragenlose Bluse mit floralem Muster in grün, hell- und dunkelblau, darüber eine marineblaue Stoffjacke in Knielänge. Sie sah an sich herunter. „Also, so wie ich angezogen bin, das mag ich einfach.“[793] Es seien ihre Lieblingsblusen und sie fühle sich einfach wohl darin. Sie nahm ein weiteres Oberteil zur Hand. Sie habe es deshalb herausgesucht, weil es ganz neu sei. Erworben war es in einem „Edel-Secondhand“[794]. Sie hielt es sich vor den Leib: „zieht kaum jemand an, ne?“ Während sie an sich herabsah, konstatierte sie, dass sie sich treu geblieben sei. „Weit und einfach, ja, anders“[795], sagte sie und demonstrierte mir dann den weiten Ärmelschnitt, um ihre Aussage auch zu veranschaulichen. Einen weiteren, roten, kurzgeschnittenen Seidenpullover mit Fledermausärmeln hingegen habe sie lediglich erworben, weil sie ein Oberteil dringend benötigte. Auch der Pulli schien mir außergewöhnlich, doch war dieser kaum der Rede wert – vermutlich, weil sie die Farbe nicht mochte.

Abbildung 45: Monikas Bluse mit Ösen. Foto NWB, 5.5.2007.

Dann zeigte sie mir ihre Blusen. Dort, wo sich gewöhnlich die Knopfleiste befand, wies die eine aus weißem Stoff mit großen grünen und gelben Blumenranken Ösen auf und war von der Form her kurz und quadratisch, die Ärmel waren kurz und angesetzt (Abb. 45). So Sachen könne man nicht kaufen, erklärte sie mir. Sie zog sich ein langärmliges Stück mit Reißverschluss an, welches aus grün-

[790] So der Untertitel der Zeitschrift.
[791] Vgl. Feldnotizen vom 5.5.2007.
[792] Schrankgespräch Monika Albrecht-Richter 5.5.2007.
[793] Ebd.
[794] Ebd.
[795] Ebd.

weißem Baumwollstoff gefertigt war. Die Fäden der unteren Nähte waren genauso wenig vernäht wie bei einer dritten Bluse, die sie ebenfalls zur Hand nahm und mit einem gelbgrünen Tuch kombinierte (Abb. 46). Sie wolle das grasgrüne Oberteil, an dem sie schon vor einiger Zeit zu arbeiten begonnen hatte, fertig stellen, um es am nächsten Tag zu einer Fortbildung tragen zu können. Die Blusen lagen also im Wohnzimmer, weil sie das am Abend noch erledigen wollte.

Abbildung 46: eine Bluse „in the making".
Foto NWB, 5.5.2007.

Bereits die ersten Stücke, die ich während unseres Treffens zu sehen bekam, führten Frau Albrecht-Richters vestimentäre Kreativität vor Augen. Nicht nur die selbst gefertigten Blusen, zumal jene *in the making*, wurden dabei von ihr in den Kontext des biografisch fundierten Strebens nach einer distinguierenden Garderobe gestellt. Während die von ihr besonders hervorgehobenen Dinge allesamt unabhängig von modischen Zyklen waren[796], so garantierten die Blusen gleich zweierlei: Sie waren Unikate und ermöglichten der Trägerin somit ein einzigartiges Aussehen. Zudem repräsentierten sie Frau Albrecht-Richters persönlichen Stil als einen in sich kohärenten Stil. Begründet wird die Kohärenz durch den Herstellungskontext, von dem Frau Albrecht-Richter mir erzählte. Sowohl die Weite als

[796] Vgl. hierzu Lehnert 2005: 245.

auch die Länge der Blusen seien stimmig. Es existierte ein Schnittmuster, welches sie kopiere und abwandele, so wie es ihr passe. Ich erkundigte mich daraufhin, woher denn der Grundschnitt kam:

> „Den hab ich mir für viel Geld gekauft. Das ist, da gibt es in Dortmund eine Messe, die heißt *Creativa*. Kennen Sie? Und da war ich und dann gibt es . Leute, die machen Stoff aus Leinen und die verkaufen ihre Schnitte. Und somit, dieser Schnitt, den ich aber schon wieder verändert habe, der hat hundertzwanzig Mark gekostet. Also, das ist viel Geld. Die Schnitte von Burda kosten sehr sehr viel weniger, ja, (leiser: aber das kriegt man nicht von Burda gemacht). Ja, wie gesagt, da muss ich noch das hier. Ja und diese Art, . des ist schon etliche Jahre alt, dieses, das war eine total biedere Bluse, . die war viel länger, hatte Bündchen und ging bis hierher, und der Reißverschluss ging bis unten hin. Und dann hab ich die abgeschnitten, habe das Bündchen weggeschnitten unter dem, und die ist eigentlich, die Ur-Bluse praktisch, ne?“[797]

Abbildung 47: die „Urbluse“. Foto NWB, 5.5.2007.

Da bei aller Varianz in Farbe, Stoff oder auch Detail das Stilelement der Form erhalten bleibt, stellte Frau Albrecht-Richter mit der serienhaften Produktion der Blusen also Kontinuität auf der Ebene des Textilen her. Die „Urbluse“ (Abb. 47) ist dabei Ausgangspunkt wie Produkt eines schöpferischen Prozesses, an dessen Anfang die „Ur-Idee“[798] stand. Mit Blick auf die verschiedenen kreativen Praktiken Frau Albrecht-Richters, zu denen neben dem Nähen etwa auch das Töpfern zählte, fächerte sich somit das bis zu diesem Zeitpunkt erschlossene Feld noch weiter auf. Der Kauf eines Grundschnitts auf der „Creativa – Europas größte Messe für kreatives Gestalten“[799] stellt deshalb eine neue Dimension dar,

[797] Schrankgespräch Monika Albrecht-Richter 5.5.2007.
[798] Ebd.
[799] So lautet die Bezeichnung besagter Messe auf der Homepage der Dortmunder Westfalenhalle. Vgl. http://www.westfalenhallen.de/messen/creativa/index.php (Zugriff: 14.8.2012). Die Angebotspalette der Aussteller reichte in diesem Jahr von Acryl-Glasscheiben bis zu Zeichenartikeln. Vestimentäre Angebote umfassten zum Beispiel Nähmaschinen, Stoffe und Garne oder handgenähte Heimtextilien.

weil die Schnittvorlage bereits durch den Erwerbskontext das Signum des Kreativen erhielt, ohne dass Frau Albrecht-Richter ihrerseits schöpferisch tätig geworden wäre. Der Kauf von Objekten, die für kreatives Handeln im engen, d.h. alltagssprachlichen Sinne von Basteln, Handwerken und anderen künstlerischen Tätigkeiten, bestimmt sind, stellt eine weitere Praxis im Rahmen des Kreativen dar.

Der Erwerb von kreativ gestalteten Dingen – ihrerseits Ausdruck des populären Diskurses um das *Do-it-Yourself* – lenkt den Blick auch auf die Rezeption von Kreativität, wie sie sich etwa im Reden wie auch in der Materialität des von Frau Albrecht-Richter als Lieblingsstück bezeichneten Mantels nachzeichnen lässt. Frau Albrecht-Richter hatte, als wir bei unserem ersten Gespräch über die Praxis des Nähens auf ihre gegenwärtige Garderobe zu sprechen gekommen waren, das Thema alternative Kleidung eingebracht. In alternativen Läden gebe es vergleichbare Garderobe zu kaufen. Sie hatte erzählt, dass sie gern Seidentops trug unter lockeren Blusen und weiter, dass Lieblingsjacken, die im Herbst darüber getragen würden, nicht alltäglich, sondern aus der alternativen Ecke seien. Sie spare im Bereich der Kleidung somit auch nicht und die Stoffe, die Schnitte sähen nicht alltäglich aus. Als ich sie bat, mir zu beschreiben, was sie unter dem Begriff des Alternativen verstehe, konnte sie es nicht in Worte fassen, daher war sie aufgestanden, um mir diesen Stil darzustellen, und verschwand durch die Küchentür aus meinem Blickfeld. „Ich zeig Ihnen eine, dann können Sie gucken, woran ich das hier festmache“[800], hatte sie angekündigt und kam dann mit einer dunkelblauen, kragenlosen Jacke aus gefilztem Stoff und auffälligen orangen Knöpfen zurück – auffällig deshalb, weil es sich um unterschiedlich gerollten Filz handelte. „Habe ich vor zwei Jahren gekauft“, so Frau Albrecht-Richter. „Knöpfe, die Tasche, hinten, also asymmetrisch. Woran soll man das festmachen? Der ist nicht alltäglich.“[801] Es habe den Mantel in drei Größen gegeben, „aber immer nur einmal“, die Knöpfe in Rot und in Zimtfarben (Abb. 48).

Abbildung 48: Mantel „außergewöhnlich“. Foto NWB, 5.5.2007.

[800] Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
[801] Ebd.

Kurz darauf fragte ich sie nach weiteren Lieblingsteilen und auch diese schienen den Kriterien zu entsprechen, die bereits den Erwerb der Jacke bestimmten:

> „Ne, die sind so in dieser Art, die sind weit, leger und, wie gesagt, außerhalb der Norm. Wie gesagt, das sind Dinge, die, . die kann man nicht an jeder Ecke kaufen. Auch nicht in vielen Katalogen, sondern oder, oder manchmal auch. Das sind einfach so Einzelstücke, ne? Das ist für mich grade passend, ne?“[802]

Bereits bei meinen ersten Einblicken in ihre Garderobe war die Bedeutsamkeit des Ungewöhnlichen aufgefallen, die Frau Albrecht-Richters Reden über Kleidung bestimmte. Obgleich sie einige Einzelstücke konventionell erwarb – in ausgewählten Geschäften und durch Katalogbestellungen –, standen all' diese Dinge nicht für eine präferierte Marke, sondern für ihren ganz persönlichen Stil: weitere Oberteile aus Baumwolle oder auch Samt, die von der Formgebung her der „Urbluse“ glichen, eine blaue Jacke aus Nickistoff mit großen aufgesetzten Taschen in Patchwork-Design, ein olivgrünes knöchellanges Hängerkleid – ihr „Jugendstilkleidchen“[803]. Später sollte ich noch *Öko*-Oberteile sehen, die nicht selbst gefertigt waren – wie beispielsweise ein Größenschild am Inneren des Ausschnitts zeigte. Die Auswahl der Garderobe setzte Frau Albrecht-Richter gewissermaßen in kreative Kontexte, und zwar auch und vor allem darum, weil es sich um Ökomode handelte. „Ecofashion invests its wearer with creative agency“, so Regina A. Root, „[t]he concept of sustainable fashion celebrates ingenuity, self-awareness, and empowerment“ (Root 2008: 420). Die Äußerungen über den schwarzen Lieblingsmantel aus Filz, den sie schließlich am Tag der Garderobendurchsicht ein zweites Mal herbeiholte und dieses Mal auch überzog, spiegeln diesen Einfallsreichtum und das Selbstbewusstsein wider.

An jenem Nachmittag zeigt sie mir auch einen blauen Rock, der Frau Albrecht-Richter zufolge von der Länge her „midi“[804] war. Es dürfe auch mal ein Rock sein, allerdings „einfach immer noch wie die Achtundsechziger“: weder „Faltenrock“ noch „Kostüm“[805]. Ihre bekleidungsbiografische Konstruktion schien sich hier fortzusetzen und mit Blick auf die Schnittformen ihrer Garderobe zu materialisieren. So nahmen sowohl der Mantel als auch die Blusen Anleihen an den Moden sozialer Bewegungen, die sich Ende der 1960er-Jahre zu formieren begannen, wie ich es für Frau Hackenberg bereits herausgearbeitet hatte: weite Schnitte der Frauenbewegung, Naturstoffe entsprechend der Öko-Bewegung.[806] Insbesondere bei dem Mantel wird zudem noch etwas anderes deutlich. Die Asymmetrien – dieses Frau Albrecht-Richter so wichtige Gestaltungsmoment –

802 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
803 Schrankgespräch Monika Albrecht-Richter 5.5.2007.
804 Ebd.
805 Ebd.
806 Vgl. hierzu auch Wagener-Böck 2010: 399 f.

manifestieren ein künstlerisches Prinzip, das sich weder auf die individuelle Kreativität Frau Albrecht-Richters beschränkt noch auf diese zurückzuführen ist. Ulf Hannerz (1992) hat darauf hingewiesen, „[that] ‚social movements', yet even when their ultimate concern is with the distribution and use of power or material resources […] are often very much movements in culture, organizations for ‚consciousness raising', attempts to transform meanings" (ebd.: 49). In dieser Hinsicht lässt sich argumentieren, dass die Kleidungsstücke Frau Albrecht-Richter in die historischen Kontexte und die damit verbundenen Konzepte einschreiben, denen kreatives Potential innewohnt(e). Frau Albrecht-Richter trägt mit ihrer Kleidung also Intellekt, politische Haltung und weibliche Emanzipation zur Schau, was allerdings nur deshalb gelingen kann, weil die Strategie der „postproduction"[807], d.h. der Kombination und Weiterverwendung bereits bestehender Formen, Grundprinzip ihrer eigenen, erworbenen Mode ist. Das Tragen des Lieblingsmantels sowie der weiteren Kleidungsstücke soll Frau Albrecht-Richter letztlich als Bürgerlich-Intellektuelle zu erkennen geben. Ihr kreatives Handeln ist in historischen wie sozialen Bezügen zu denken. Frau Albrecht-Richters kreative Praktiken lassen demnach jene generationellen Bezüge erkennen, in welche sie ihre vestimentäre Biografie eingebettet hat.

Tessas Ausführungen zu ihren Kleidungspraktiken waren nicht weniger biografisch eingebettet in das Narrativ vom Protest. Ihre Erzählungen lenkten das Augenmerk aber weit mehr auf Habitualisierungen des Kreativen[808] und die Probleme, die sich daraus ergeben. Im Reden über ihre Einkaufsstrategien wurde ersichtlich, dass ihre gegenwärtigen kreativen Praktiken weit weniger zielgerichteten Distinktionsbestrebungen geschuldet waren, denn ihren Unsicherheiten in Sachen Farbgebung und Kombination. Tessa ging selten allein einkaufen und je nach „Einkauffreundin", die sie begleitete, zeitigten die Streifzüge durch die Geschäfte Konsequenzen, die Tessa im Nachhinein nicht immer gutzuheißen schien. So kaufe eine ihrer Freundinnen „nicht unter zweihundert Euro"[809] ein. Sie gehe folglich mit dieser Freundin zusammen bummeln, wenn sie viel Geld ausgeben wolle und lasse sich dann auch Dinge aufschwatzen, bei denen sie sich zu Hause selbst fragen müsse, warum sie diese Kleidungsstücke erworben habe. Die beiden besuchten ein Geschäft nach dem anderen, zahlten mit Geldkarte, kauften alles von Unterwäsche über Hüte bis hin zu Socken. H&M sei dann ebenso ein Pflichtbesuch abzustatten wie etwa dem befreundeten Frisör, dem Dessousladen und dem lokalen Kaufhaus. Mit der Ausbeute allerdings, so erörterte mir Tessa, sei sie nicht immer glücklich. Es sei „wahnsinnig viel Schrott"[810] dabei. Als ich sie

[807] Vgl. hierzu Bourriaud ²2005.
[808] Es sei hier daran erinnert, dass die von Tessa ins Feld geführten Aktivitäten auf Kindergeburtstagen oder die Anleitung zum Herstellen von Puppenkleidung in dieser Hinsicht prominente Momente der Erziehung darstellen.
[809] Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
[810] Ebd.

fragte, was denn mit diesen Dingen geschehe, erfuhr ich von einer Tasche, die sie kurzerhand umgestaltete. Sie habe sich ein Bild ausgedruckt, das sie im Internet gefunden habe. Ein Bekannter werde es auf Stoff applizieren und den werde sie dann „da obendrauf nähen."[811] Die Tasche selbst sei ja schön, obwohl eben das Motiv „unmöglich" sei. „Also da hab ich jetzt quasi noch mal Glück gehabt", so Tessa.

> „Und ich versuch das dann doch irgendwie noch mal hinzukriegen. Und dass ich das versuch dann noch irgendwie entweder Ärmel abschneiden oder sonst irgendwas so machen, dass es vielleicht doch irgendwie geht. Dass man irgendwie wieder rauskommt. Irgendwie versuchen, seine kreative Seite ausleben zu lassen."[812]

Neben dem Ausdrucken und Aufnähen von Bildern umfasste die kreative Bearbeitung ihrer Kleidung auch die Verwendung von Flicken und Aufbügelmotiven. Mit einer Freundin habe sie neulich angefangen, „Perlen auf T-Shirts zu nähen". Am Ende dieser Aktion hatten sie vier T-Shirts produziert, die nun „Ranken und Blumen und Häuser und keine Ahnung was"[813] zierten. Auch bemalte Tessa ihre Kleidung mit Stofffarben, versah sie gegebenenfalls mit Sternen oder Streifen, „dass es halt dann doch nicht so schlimm ist, wie man eigentlich gedacht hat, oder doch nicht so langweilig. Oder dass es irgendwie passt."[814] Ich fragte sie nach diesen Dingen und Tessa erzählte mir daraufhin von einem weißen T-Shirt mit Querstreifen in einem Braunton. Es hatte gerade die Fußballweltmeisterschaft stattgefunden und so hatte ihr dann eine Freundin geraten, daraus ein für diesen Anlass angemessenes Oberteil zu schneidern, indem sie eine Deutschlandflagge darauf nähte. So habe sie das T-Shirt doch vier Wochen tragen können und vermutlich werde sie den Streifen wieder austauschen oder das T-Shirt in den Altkleidersack stecken, aber sie habe es dann wenigstens noch sinnvoll nutzen können. „Dann hab ich gedacht: ‚Gut, dann war es wohl doch nicht so falsch, dass ich es gekauft hab'", so Tessa, und ähnlich wie bei der Tasche schien sie hier die monetäre Investition im Nachhinein rechtfertigen zu können.

Es ist kein Novum, die Aneignung von Waren als komplexen Prozess zu begreifen. Die Momente reichen von „Erwerb/Annahme" (Hahn 2005: 103) der Dinge über die Benennung, die das Objekt in einen neuen Sinn- und Bedeutungszusammenhang stellt, bis hin zur „Authentifizierung" (ebd.: 104). Dazu gehört auch die Bearbeitung der Dinge, allerdings stelle die Transformation vom unpersönlichen zum persönlichen Ding, so Hans Peter Hahn (2005), „durch die Umgestaltung, die Dekoration oder andere Techniken der Veränderung ihrer Form" (ebd.) keinen notwendigen Schritt der Aneignung dar. Im Fall von Tessa allerdings

811 Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
812 Ebd.
813 Ebd.
814 Ebd.

erweist sich gerade dieser Aspekt als basale Strategie, die unmittelbar mit ihrer vestimentären Konsumpraxis in Zusammenhang steht. Folgt man Michel de Certeau (1988), so ist Konsum eine „andere Produktion", die „sich nicht durch eigene Produkte, sondern in der Umgangsweise mit den Produkten, die von einer herrschenden ökonomischen Ordnung aufgezwungen sind" (ebd.: 13)[815], ausdrücke. Der Sinn dieser Praxis liegt Daniel Miller (1987) zufolge darin, die Konsumgüter aus der Sphäre des Befremdenden – weil im Kontext des Massenkonsums für den Käufer von den Produktionszusammenhängen abgesondert – in die Sphäre des vertrauten Alltags zu überführen, „from being a symbol of estrangement and price value to being an artefact invested with particular inseparable connotations" (ebd.: 190). Der Prozess des Konsums als Aneignung ist folglich zugleich ein Prozess der Umeignung auf der Ebene der Objektbedeutungen, in welchem die Dinge in die Alltagswelt des Konsumenten sukzessive integriert werden. Die verschiedenen Praxen der Integration können dabei nach Grant McCracken (1988) als Rituale interpretiert werden. Rituale des Gabentauschs, der Inbesitznahme, der Pflege des Objektes oder der Ausgliederung früherer Sinnzuschreibungen böten die Möglichkeit, konventionelle Symbole sowie Bedeutungen zu bearbeiten, kurz: sie anzunehmen oder zu modifizieren.[816] Die kreative Bearbeitung der erstandenen Dinge ließe sich hier einreihen. Was Tessa störte, war weniger die Funktionalität als die Ästhetik, die sie erworben hatte und das Applizieren von Stoff erlaubte es ihr, das zeichenhafte Dekor mit ein wenig Geschick zu verändern. Aus den Fehlinvestitionen wurden wieder nützliche Dinge. In dieser Hinsicht erweisen sich die kreativen Praktiken nicht nur als eine Strategie der Aneignung, sondern weiter noch als Strategie der Legitimierung: Vestimentäre Bedürfnisse bedürften im gegenderten Diskurs um hedonistischen Konsum als einem Diskurs, „[which] also seems to link to the ideology that women's consumption is irrationally and trivially based" (Banim/Guy 2001: 210), der Rechtfertigung. Betrachtet man zudem die Unsicherheit in Fragen der Auswahl von Kleidung vor dem Hintergrund des von Susan B. Kaiser ([2]1998) vorgebrachten Argumentes von der gleichzeitigen Reflexion von Selbstbild und Fremdbild im Moment der Kaufentscheidung,[817] so mag es nicht überraschen, dass die kreativen Praktiken als notwendige Routinen erscheinen.

[815] Gisela Welz hat in ihren einführenden Überlegungen zu dem Sammelband „Einkaufen. Ethnographische Skizzen" (1996) auf die gedankliche Verwandtschaft der Certeau'schen These vom produktiven Konsumenten und den Ausführungen der Cultural Studies hingewiesen. Für John Fiskes Arbeiten gelte dieses ebenso wie für das Willis'sche Konzept von der kreativen Arbeit. Vgl. hierzu Welz 1996.

[816] Vgl. hierzu McCracken 1988: 83–89.

[817] Vgl. Kaiser [2]1998: 152.

5.2.2 Verbindende Dinge

Tessas Zimmer lag im zweiten Obergeschoss und bereits auf dem kleinen Flur fiel mir ihre besondere Form der Aufbewahrung auf. Über die schmale Wand hing eine Wäscheleine gespannt, an der sie mit Wäscheklammern verschiedene Hüte und Mützen befestigt hatte. Ihr Zimmer selbst war durch die Dachschrägen relativ klein. Neben dem Schreibtisch vor einem wandhohen Poster – als Motiv ein Wasserfall im Wald – war ein kleiner Spiegel befestigt, ein Sessel sowie ein Stuhl standen herum. Auf dem Bett befand sich ein Wäschekorb mit Kleidung, die nicht zusammengefaltet war; weitere Stücke lagen auf dem Bett wie auf den Dielen, ein weiterer voller Korb war neben der Tür deponiert. Ich hatte mich am Fenster neben dem Bett postiert, rechts von den Ivar-Regalen von Ikea, in denen Tessa neben anderen Dingen wie etwa CDs und Büchern offensichtlich auch ihre Kleidung aufbewahrte – offensichtlich deshalb, weil das zugeschnittene und mit Reißzwecken angebrachte Baumwolltuch mit diversen handgeschriebenen Sprüchen in Teilen herausgenommen war und den Blick auf die Regalbretter freigab. Tessa absolvierte mittlerweile eine Ausbildung zur Jugendheimerzieherin, weshalb sie, wie sie mir erzählte, nicht die gesamte Kleidung dort habe. Daraus erkläre sich die Unordnung, die Tessa lachend „mein persönliches Chaos momentan“[818] nannte, jedoch nur bedingt. Ein weiterer Schrank „voller Chaos“[819] befände sich an ihrem Zweitwohnsitz.

Nachdem sie sich selbst umgeschaut hatte und versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen, zeigte sie mir all' jene Kleidungsstücke, die sie charakteristisch für sich hielt. Ein nicht geringer Teil an Klamotten seien Lieblingsstücke, stellte sie fest, während sie sich umsah. Neben den T-Shirts mit Comicfiguren, ihrer „Sesamstraßen-Tasche“[820], Lieblingsgürteln, den gepunkteten Halstüchern, Strumpfhosen und Ringelsocken, selbst gefertigten Röcken und gestrickten Pullovern bekam ich auch Cordhosen und einen Kapuzenpullover sowie eine der „Extremhosen“[821] im Patchworklook zu sehen. Ihre Kleidung war ausgesprochen bunt: Weder ließ sich ein Farbkonzept feststellen, noch waren viele einfarbige Teile dabei. Mit Ausnahme von unifarbenen Hosen bestimmten Streifenmuster, Schriftzüge, bunte Drucke und schließlich das bekannte Flickenmuster Tessas Garderobe. Es schien mir bemerkenswert, dass gerade der mintgrüne Hoody mit dem grünen, blauäugigen Drachenbaby auf der Vordertasche „von allen gehasst“[822] werde und Tessa von sich sagte, die Einzige zu sein, die das Mitbringsel aus Prag mochte. Nachdem Tessa mir bei der Durchsicht ihrer Garderobe einige Highlights aus den Stapeln herumliegender Kleidung herausgezogen hatte, musste sie

818 Schrankgespräch Tessa Richter 8.6.2007.
819 Ebd.
820 Ebd.
821 Ebd.
822 Ebd.

selbst verwundert feststellen, dass viele Kleidungsstücke von Frau Albrecht-Richter bezahlt worden waren oder aber selbst von ihrer Mutter hergestellt worden sind und als Geschenke in ihren Besitz übergegangen waren.[823]

Ich sollte an diesem Nachmittag eine von ihrer Mutter in Russland erworbene schwarze Wickelbluse, ein Paar Hausschuhe in Elchkopfform, zu deren Kauf Frau Albrecht-Richter von Tessa überredet worden war, einen alten Überziehpullover aus Teddyfell, einen dunkelblauen Rock von Esprit, zwei für Tessa gestrickte Schals und schließlich ein Palästinensertuch zu sehen bekommen. Ich hatte über die Kufiya – das im arabischen Raum getragene quadratische Baumwolltuch mit Würfelmuster, welches insbesondere durch Jassir Arafat sowie die PLO global bekannt wurde – bereits erfahren, dass es zu jenen Kleidungsstücken gehörte, von denen sich Tessa nicht trennen konnte. Hatte sie sich zwar überwunden und eine Vielzahl an bunten, zu bunten Teilen aus der Zeit des Protests aussortiert, so wurden ihre zwei ‚Palis' bis heute aufbewahrt.[824]

Abbildung 49: Erbstück Palituch. Foto NWB, 8.6.2007.

Die zwei Tücher waren Geschenke. Jenes, welches Tessa in ihrem Zimmer fand, stammte von Frau Albrecht-Richter, „ihr Altes"(Abb. 49). Ein weiteres habe ihr deren damaliger Freund überlassen. „Sein Originales" hatte sie bei unserem Einzelinterview herausgestrichen, „das war natürlich dann schon allein, dass es ein originales war, war es so viel Wert"[825] (Abb. 50). Da sie kurz zuvor wie nebenbei angemerkt hatte, sich damals in ihrer Protestphase in ihrer oppositionellen Haltung an einer Freundin orientiert zu haben, die „auch sehr links"[826] war, schien das Palästinensertuch die logische vestimentäre Konsequenz: Während der 1970er- und 1980er-Jahre war es fester Bestandteil sozialer Bewegungen, es signalisierte

Abbildung 50: Palituch in den „frühe[n] 1980ern". Foto Privatbesitz Monika Albrecht-Richter.

[823] Vgl. Feldnotizen vom 8.6.2007.
[824] Vgl. Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
[825] Ebd.
[826] Ebd.

„die ‚antiimperialistische' Palästinensersolidarität weiter Teile der westlichen Linken" (Spille/Denk 2009: 219). Die Authentizität des Stücks, die Tessa unterstrich, verweist auf die politische Haltung, die den Zeichencharakter des Kleidungsstücks vereindeutigte, denn es wird nicht mehr (allein) in der linken autonomen Szene getragen, sondern ist nunmehr sowohl modisches Accessoire etwa der Textilkette H&M als auch bei rechtsextremen Gruppen.[827] Das Tragen und die Wertschätzung der Palitücher sind folglich Indizien für den Zusammenhang, in dem Tessas Protesthaltung entstehen und gelebt werden konnte. Sie erzählte, dass ihr dieses Accessoire ihrer Mutter schon „immer gefallen"[828] habe und bereits daraus lässt sich schließen, dass dieses *vestimentäre Statement* seinen festen Platz in deren Garderobe hatte. Wenn Tessa von „Originalen" sprach, so belegt dieses zudem ihr Wissen über die objektbiografischen Zusammenhänge des Stücks, was nahelegt, dass dessen Aneignung und Auftragen in der „Anarchiephase"[829] auch als Anknüpfung an eine vergangene Zeit des aktiven linken Protests zu interpretieren ist.

Als ich mit Frau Albrecht-Richter und Tessa gemeinsam auf dem Balkon saß und Fotografien ansah, sollte dieser Zusammenhang noch deutlicher werden. Es war gut eine Stunde des gemeinsamen Gesprächs vergangen, in der die beiden Frauen über ihre Familienrituale, über gemeinsames Einkaufen, über Ideale familialen Miteinanders gesprochen hatten. Wir waren dabei, Fotos anzusehen, die Frau Albrecht-Richter und Tessa auf mein Bitten hin in Briefumschlägen verpackt bereitgelegt hatten, als wir auf zwei Fotos stießen, die T-Shirts mit dem Konterfei des kubanischen Revolutionsführers Ché Guevara zeigten. Ich hatte bereits im Zusammenhang mit den Palästinensertüchern davon erfahren, dass eines der zwei T-Shirts in Tessas Besitz von Frau Albrecht-Richter selbst hergestellt worden war. Es ziert ein Bild, „wo Fidel Castro und Ché Guevara zusammensitzen"[830], hatte mir Tessa damals beschrieben und angemerkt, dass sie es oft getragen habe. Da nun auch Frau Albrecht-Richter anwesend war, fragte ich sie nach der Herkunft des grünen Shirts und sie erzählte mir, dass eine Bekannte die Möglichkeit gehabt habe, Bilder auf T-Shirts zu kopieren. 30 Jahre nach dem Tod von Ché Guevara habe es einen Bildband gegeben, aus dem habe sie das Bild herauskopiert und schließlich lila übergefärbt, weil ihr das weiße Bild nicht gefallen habe. Getragen habe sie das T-Shirt selten. „Weil das passt nicht so zu mir", lautete ihre Begründung und letztlich trage sie auch keine T-Shirts „mit Muster vorn drauf." Das Bild allerdings fand sie „wunderschön"[831].

---

827 Zur Umnutzung des Palästinensertuchs als auch von T-Shirts mit Ché Guevara-Druck in rechtsextremen Gruppierungen vgl. Franz/Höh/Traube 2009: 258. Die Frage, ob sich die linke Szene nunmehr von diesem Kleidungsstück distanziert, wäre eine spannende, hier aber nicht zu klärende Frage der Kleidungs- bzw. Sachkulturforschung.

828 Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.

829 Ebd.

830 Ebd.

831 Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

Sie war bereits in unserem ersten Gespräch auf den Revolutionsführer zu sprechen gekommen. Wie groß diese Faszination war, die er auf beide Frauen offensichtlich ausübte, war während meiner Besuche bei den Albrecht-Richters nicht zu übersehen. Ihren Ursprung nahm das Interesse bei Frau Albrecht-Richter und sie war es auch, der die Mehrheit der unterschiedlichen materiellen Manifestationen der historischen Figur, die Tessa im Verlauf des Gesprächs erwähnte, gehörten. Für Frau Albrecht-Richter war es ausschließlich das politische Interesse, welches sie mit Ché Guevara verband. Waren im Einzelgespräch mit Frau Albrecht-Richter bereits Parallelen zu Tessa gezogen worden, etwa dort, wo sie ihre eigenen jugendlichen Versuche der Teilhabe an Debatten mit jenen Tessas verglich, so erfuhr ich nun im gemeinsamen Gespräch mit Mutter und Tochter, dass Frau Albrecht-Richter ihrer Tochter Zeitungsartikel hinlege, dass Tessa ihre Meinung zu politischen Geschehnissen äußere, dass man viel diskutiere. Während Frau Albrecht-Richter mir davon berichtete, warf Tessa „Ché Guevara“[832] ein, den sie offenbar mit der politischen Haltung der Mutter assoziierte. Neben dem T-Shirt fanden in diesem Kontext ein Poster, ein Reiseführer sowie ein Bildband Erwähnung:

„M.: Da kommt sie einfach, da kommt sie einfach, ja, Ché Guevara, klar, hat sie natürlich auch die Biografie gelesen, da war die *Name* so verrückt und die hat Dich angesteckt, ne? . Oder wieso, oder wie bist Du auf Ché Guevara gekommen?

T.: Wie war denn des? Ich glaube so teils teils. Also ich würde jetzt nicht behaupten, dass *Name* nach mir war. Ich war, ich glaube, das erste Mal. Also man kennt ihn ja immer schon. Das ist ja, man kommt ja gar nicht dran vorbei, in seinem Leben ohne über Ché Guevara zu stolpern. Und dann warst Du in Cuba. Jetzt weiß ich das erste Mal. Und dann hab ich diesen Cuba-Band durchgeguckt, was ganz großartiges, Reiseführer anschauen, dann war da dieser, gibt es ja diesen Platz und da ist ein ganz großes Haus und da ist dieses Ché Guevara, dieses schwarz-weiß Ding ist da drauf.

M.: Am Platz der Revolution, ne?

T.: Genau. Das kann gut sein. Und da hat es dann irgendwie so angefangen. Irgendwie und dann wollt ich halt auch wissen, wer das ist und dann haben wir ein, ein Bildband über Ché Guevara, mit ganz vielen Bildern drin und dann kam eine Freundin von mir und ich glaub, ich glaub, dass es, dass es ein bisschen unabhängig ist. Weil sie und wir fünfhundert Kilometer auseinander gewohnt haben. Und so sind wir halt beide so irgendwie haben wir gemerkt, dass wir da beide irgendwas ist. Aber ich glaub erst, dass es doch eher durch das Cuba-Interesse war. Weil ich weiß noch, ich hab wahnsinnig

[832] Ebd.

gern den Cuba- und den Paris-Reiseführer angeschaut. Weil es da viele Bilder drin gehabt und ich mein sogar öfter den Cuba. Weil es halt einfach noch mal ein bisschen was anderes war. Weil Paris, europäisch hat man doch eher einen Bezug dazu und dann war man auf Cuba, Karibik, wo man echt gar nichts weiß da drüber so. (Stimmgewirr)

M: Viel war sicherlich Ganze töpfer-, töpfersch, Ton am Bein. <T.: Ah> Ähm, also des Politische (2) dann.

T.: (aufgeregt: Nein, das stimmt gar nicht. Der Ché Guevara hing bei Dir hier im Zimmer über dem Bett. Und die *Name*:) <M. lacht> von der *Name* die Tochter. Die hat mir damals so viel über Ché Guevara erzählt und wie toll der ist. (2) So. Ich glaub so war es. Ja. Das ist nämlich wieder dieses Realistische und versuchen, das Mögliche. Oder irgendwie: so. Das hing über Deinem Bett.

M.: Ja, das stimmt. Genau. Das hing neben meinem Bett.

T.: Und das fand ich schon immer so toll. Also ich glaub, so war es auch irgendwie das . Und dann hatte ich da das Cubabuch und dann hat sich das alles irgendwie so zusammengefügt. Und dann noch *Name*, die dann da so wahnsinnig mit reingespielt hat, joa, und dann war es irgendwann."[833]

Die Fotografien sollte ich erst einige Zeit später sehen. Sie reihen sich jedoch in jenen Verweiszusammenhang ein, in dem Frau Albrecht-Richters Biografie steht: das Konstrukt des Andersseins sowie das Wissen über Ché Guevara. Auf der reinen Objektebene dieses „network[s] of associations" (Knappett 2005: 63) stellt das bildliche Zeichen ‚Ché Guevara' das Bindeglied zwischen den unterschiedlichen Objekten dar. Der Reiseführer, das Poster, die bedruckten T-Shirts, das „DDR"-T-Shirt[834], der Bildband – alle diese Objekte weisen deshalb eine Ähnlichkeit auf, weil sie mit einem Porträt Ché Guevaras versehen sind.[835] Sie können miteinander – wie Tessa es tat – assoziiert werden, sodass auch dann, wenn keine direkte Verbindung zwischen Frau Albrecht-Richter und Tessa besteht, ein gemeinsamer Ausdruck entsteht. Die Funktion liegt vornehmlich in der Symbolik des holzschnitthaften Bildes auf dem „DDR"-Shirt und den Fotos des Platzes der Revolution. Die Bedeutung ist somit mit allen Bildern verknüpft. Alle Objekte mit Ausnahme des roten „DDR"-T-Shirts sind zudem auf einer zweiten, einer Subjekt-Ding-Ebene mit Frau Albrecht-Richter über ein Eigentumsverhältnis verbunden. Aus dieser Reihe der Verbindungen ist besonders ein Ché-T-Shirt auch mit deren Biografie assoziiert, weil es die Faszination der jungen Monika Albrecht für

[833] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.
[834] Siehe Seite 228.
[835] Mit Knappett (2005) fungiert es als Ikon. Vgl. ebd.: 113.

die historische Figur des Revolutionsführers aktualisiert und somit offensichtlich eine Kontinuität herstellt.

Über den Akt der Weitergabe an Tessa kommt eine direkte Verbindungslinie zwischen Tessa und den biografischen Erfahrungen der Mutter zustande, die über die Dinge verläuft, aber – so hatte ich bereits in der Darstellung der vestimentären Familienbande Meta und Tatjana Becks diskutiert – nicht allein durch die Dinge konstituiert ist. Tessas Erklärungsversuche ziehen deutliche Verbindungslinien zu ihrer Mutter, wobei die materiellen Objektivationen in unterschiedlicher Weise Tessas Wissen um die historische Figur modellieren. Sowohl der Cuba-Reiseführer und der Bildband als populäres Wissensformat als auch das Poster über dem Bett der Mutter stützen nicht nur die von Frau Albrecht-Richter im Gespräch mit mir vollzogene historische Positionierung und deren identifikatorische Bedeutung. Sie bieten auch Tessa Gelegenheit, sich dem Thema zu nähern, denn sie stellen zentrale Instrumente der Reproduktion des biografisch fundierten Lebensstils ihrer Mutter dar: Das Wissen um die Bedeutung der Applikationen der T-Shirts lässt sich als Teil jenes „sozialen Erbes“[836] begreifen, welches Tessa in der Familie erwerben konnte, weil es in materieller Form die Umgebung gestaltete, in der sie aufwuchs und welches in ihrer Garderobe ganz konkret in Form des T-Shirts zu finden war. Zum Zeitpunkt der Betrachtung ihrer Garderobe sollte mehr als das von der Mutter übernommene T-Shirt in Tessas Besitz sein, und es würde sich zeigen, dass die durch Frau Albrecht-Richter initiierten Wissensbestände die Geschmackspräferenzen ihrer Tochter prägten. In ihrem Durcheinander sollte sie eines ihrer Lieblingsstücke finden, sich vor den Körper halten und mir stolz erklären, dass dies ihr „Kommunistenrock“[837] sei (Abb. 51). „Mit Ché Guevara und Fidel Castro und . Mao und Jimmy Hendrix

Abbildung 51: Patchworkstoffteile des „Kommunistenrocks“. Fotos NWB, 8.6.2007.

[836] Diesen Begriff prägt Meinrad Ziegler (2000) in seiner Studie zur Tradierung von immateriellen Gütern wie Werten oder Einstellungen über drei Generationen einer Familie. Er steht bisweilen in der Nähe zu Bourdieus Konzeption der Inkorporation kulturellen Kapitals (Bourdieu 1987), kann aber auch bewusst als ererbter Auftrag empfunden werden; diskutiert wird dieses auch bei Lüscher/Liegele 2003: 172–175.

[837] Schrankgespräch Tessa Richter 8.6.2007.

und Bob Marley.“ Der „ist auch so absolutes Muss.“[838] Weitere Kleidungsstücke, die Tessa mit ihrer Mutter in Verbindung brachten, gaben Auskunft über die enge, in Teilen freundschaftlich anmutende Beziehung zwischen Frau Albrecht-Richter und ihrer Tochter. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass in den Gesprächen mit ersterer weder Geschenke von Tessa erwähnt wurden, noch sie mir textile Dinge zeigte, die sie von ihrer Tochter erhalten hatte. Der Objektfluss verlief nur in eine Richtung: von der Mutter zur Tochter. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die selbst gefertigten Dinge ihrer Mutter, zu denen neben dem bedruckten Ché-T-Shirt etwa ein selbst gestrickter Schal zählte. Ich hatte bereits einen Teil der Ansammlung an Schals und Tüchern – unifarben, geringelt, gestrickt aus Effektgarn, ein Fanschal – gesehen, als Tessas Blick auf jenes Stück aus dickem Wollgarn mit grün-blauem und rot-schwarzem Farbverlauf fiel. Der Schal war in horizontalen Rippen gearbeitet, lief an beiden Enden spitz zu und diese Enden schlossen jeweils mit einer Quaste ab. „Und das is’ auch noch ein Schal.“ Tessa nahm ihn in die Hand:

Abbildung 52: Monikas Jacke mit „Spitze“. Foto NWB, 5.5.2007.

„T.: Mit der Albrecht’schen Spitze, den hat meine Mutter mir genäht.

I.: Den muss ich auch noch grad mal noch fotografieren. Warte mal, leg ich das mal

T.: Auch ein ganz großer. Aber auch wieder. Ja. Den hab ich immer, den, schön, da hat meine Mutter eine Phase gehabt, da hat sie bloß diese Art von Schal gestrickt mit, mit Spitze.“[839]

Ich fragte nach, da ich den Namen nicht richtig verstand. Tessa wiederholte ihn, „Albrecht’sche Spitze“ und erklärte: „Weil meine Mutter ja Albrecht heißt. Mit, mit, mit Kindheitsnamen. Deswegen is’ das die Albrecht’sche Spitze. So.“[840] Auf den ersten Blick war für mich zu erkennen: der Schal und die Form seiner Enden ordneten die Tochter der Mutter zu, denn die spitz zulaufenden Schnittformen fanden ihre Entsprechung in der Garderobe der Mutter. Die „Albrecht’sche Spitze“ war eine ‚gute Bekannte‘, denn als ich rund einen Monat zuvor mit Frau Albrecht-Richter Kleidungsstücke ansah, hatte ich denselben Zuschnitt

[838] Schrankgespräch Tessa Richter 8.6.2007.
[839] Ebd.
[840] Ebd.

etwa bei Oberteilen beobachten können. Eine ihrer vielen „Lieblingsjacke[n]“[841] gehörte dazu. Es handelte sich um das Geschenk einer Freundin aus dem Ruhrgebiet, mit der sie zum Einkaufen gehe, sobald diese zu Besuch sei (Abb. 52). Um mir die Jacke zu demonstrieren, zog sie sie an und stellte dann fest:

> „Nee, das passt jetzt überhaupt nicht. Ne? Dann muss man halt noch was Schwarzes drunter anziehen, aber das ist Leinen, das is' <I.: Auch.> Ja, ja, (lacht: das ist,) meine Fäden hier. Und Also, ich mach mal einen Knopf zu, ne? Genau asymmetrisch.“[842]

Weit mehr noch als Tessa es später tun sollte, führte Frau Albrecht-Richter mir mit Begeisterung die für sie besondere Form vor Augen und es war dann auch diese visuelle Entsprechung, die eine erste Verbindungslinie zwischen Mutter und Tochter herstellt, und zwar noch vor den Schilderungen, die mit den Kleidungsstücken verbunden waren. Diese Schnittform bedingte eine Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, die allerdings nur für jene wahrnehmbar ist, die den vestimentären Stil beider Frauen kennen. Im Rahmen unseres Gesprächs ist diese spezifische Schnittform als ein „Beziehungszeichen“[843] anzusehen. Mit ihr wird die Logik und der Modus ihrer Beziehungen hervorgebracht: Die „Albrecht'sche Spitze“ positioniert Mutter und Tochter nicht nur zueinander, sondern verortet beide innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung. Im Setting der Schrankdurchschau kann die visuelle Analogie zum Zeichen der nahen Verwandtschaft werden, weshalb Tessas Schilderung als eine klare und offensive Zuordnung zum inneren Kern der Mutter-Tochter-Beziehung gelesen werden kann.[844] Eigennamen, so Pierre Bourdieu (1998), schaffen als „ganz eigentümliche Form des *Benennens*“ (ebd.: 78 f.) eine beständige Zuordnung. Als Institution ist der Name „der sichtbare Beleg“ für Identitäten „über die Zeit und die sozialen Räume hinweg“ (ebd.: 79), er macht das einzigartige Subjekt als solches identifizierbar, unabhängig von seinem Dasein als Akteur in diversen sozialen Feldern. Dass es sich dabei um den Mädchennamen der Mutter handelt, ist bedeutungsvoll und aufschlussreich, denn mit der Verwendung des Mädchennamens der Mutter wird in diesem Sinne nicht

[841] Schrankgespräch Monika Albrecht-Richter 5.5.2007.
[842] Ebd.
[843] Beziehungszeichen sind, so Erving Goffman, „Bekundungen über Beziehungen, das heißt über Verbindungen zwischen Personen, mögen sie Gegenstände, Handlungen oder Expressionen einschließen, sofern es sich nur nicht um wörtlich gemeinte, explizite dokumentarische Aussagen handelt“ (Goffman 1982: 262). Als Zeichen machen sie in sozialen Situationen den Beziehungsmodus sowohl für die Beteiligten wie Außenstehende ersichtlich, können aber auch, wie im Fall der Spitze, über die Beziehung informieren, wo eine oder keine Seite der Beziehung präsent ist. Da es sich in diesem Falle, anders als bei von mir als konventionell bezeichneten Beziehungszeichen wie z.B. Familienfotos oder auch Eheringe, allerdings um ein Objekt handelt, welches auch auf andere Personen mit eben jenem Kleidungsstil verweist, erscheint es mir präziser, darauf hinzuweisen, dass die Bekundung über die Beziehung bei unkonventionellen Objekten erst dann möglich ist, wenn Kenntnisse über die Beteiligten vorhanden sind.
[844] Vgl. hierzu Bogatyrev 1971: 80.

nur eine formelle Benennung gewählt, sondern zugleich auch eine Differenz geschaffen, die über die Mutter-Tochter-Beziehung insofern hinausreicht, als dass der Name formal nicht auf Tessa Richter – dem gemeinsamen Familiennamen der beiden – zurückzuführen ist. Auf formal-struktureller Ebene wird hier Verwandtschaft im klassifizierenden Sinne so gänzlich verneint.[845]

Während zwischen Tessa, Frau Albrecht-Richter und mir an diesem sonnigen Herbsttag Fotos zirkulierten, wurde ich noch auf einen weiteren Aspekt aufmerksam. Tessas Begeisterung für Ché war deutlich zu spüren gewesen. Als sie das grüne T-Shirt mit dem Fidel- und Ché-Druck sah, erklärte sie mir, dass es sich nicht um das „klassische rote Ché Guevara T-Shirt" handelte, „was jeder hat." Tessa stutzte. „Obwohl ich's auch hab."[846] Sie nahm ein anderes Bild zur Hand und erklärte mir, dass das dort abgebildete Kleidungsstück aus der DDR sei. „Also original aus der DDR. Von daher is' meins schon wieder was anderes."[847] Wie bei dem Palästinensertuch rückte Tessa auch hier die Frage nach der Authentizität in den Vordergrund, indem sie auf die Objektbiografie der Dinge zu sprechen kam. Neben dem Effekt, dass die T-Shirts die Trägerin ebenfalls in ein linkspolitisch orientiertes Milieu einschreiben, liegt Tessas Argumentation von der Besonderheit ihres roten T-Shirts noch etwas anderes zugrunde. Sie wollte mich darauf aufmerksam machen, dass es sich nicht um ein Stück Massenmode handelte, sondern sie wollte sich von der Mehrheit der TrägerInnen unterschieden wissen und damit anders sein als jene.[848]

Als ich Monate später Tessas Garderobe betrachtete, begegneten mir noch mehr Kleidungsstücke, die teils von Frau Albrecht-Richter, teils von Tessa selbst hergestellt worden waren. Nachdem ich den „Kommunistenrock" fotografiert

[845] Tessa spricht in unserem Einzelinterview ohne Ausnahme von ihrer „Mutter", in der späteren eher informellen Gesprächssituation der Garderobenschau wie auch im Mutter-Tochter-Gespräch findet hingegen der Eigenname mehrfach Verwendung. Dieses gibt nicht nur Auskunft über die ansteigende Vertrautheit im Verlauf der gemeinsamen Arbeit, in der die Angabe der Verwandtschaftsbezeichnung als formales Verortungsinstrument mir gegenüber an Bedeutung verliert. Insbesondere im Gruppengespräch wird deutlich, dass auch im Alltag der Familie die Anrede beim Vornamen üblich ist. So sind die Verhältnisse der Bezeichnung ‚Mutter' zu ‚Monika' im Einzelgespräch 42:0 Nennungen bei 52 Minuten aufgenommenem Gespräch, bei der Kleiderschau 13:4 (23 Minuten) und bei dem Mutter-Tochter-Gespräch 6:10 (1 Stunde 26 Minuten). Zudem spricht Tessa an zwei Stellen von Frau Albrecht-Richter als ‚Muttern'. Die Namensgebung kann als ein Indiz für eine durch informelle Umgangsformen charakterisierte Mutter-Tochter-Beziehung interpretiert werden, als Indiz für die Wertschätzung des Individuellen. Schafft der Vorname eine Gemeinschaft, in der auch Außenstehende Zugang finden können, so ist die Verwendung von ‚Mutter' eine Konstruktion von Einzigartigkeit, die ihre Geltung im Binnenraum der Familie hat. Zur Bedeutung von Verwandtschaftsbezeichnungen vgl. Strathern 1992: 15–20.

[846] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

[847] Ebd.

[848] Zur Herkunft, Verbreitung und Umnutzung des Konterfeis Ché Guevaras vgl. z.B. Ziff 2006. Der Ausstellungskatalog präsentiert die vielfältigen Erscheinungsformen des Porträts und erläutert auch den Entstehungszusammenhang jenes Fotos, welches Alberto ‚Korda' Díaz am 5. März 1960 schoss.

hatte, griff sie nach einem vom Schnitt her schlichten knielangen Rock aus grobem geripptem Baumwollstoff in den Farben gelb und schwarz. Tessa hatte den Rock vor etwa drei Jahren selbst genäht, so erzählte sie mir, und hatte dabei den Saum mit einer transparenten schwarzen Borte versehen.[849] Es war der Stoff, der sowohl im Mutter-Tochter-Gespräch als auch im Einzelinterview mit Tessa erwähnt wurde. Bei dem ersten Treffen mit Tessa hatte ich sie gefragt, ob es weitere Wege gäbe, auf denen sie zu Kleidung komme. Sie hatte daraufhin gesagt, dass sie sich momentan an der Nähkunst versuche. Sie habe von ihrer Mutter zu ihrem Geburtstag im Winter Stoff geschenkt bekommen und angefangen, gemeinsam mit Frau Albrecht-Richter einen „eigenen Mantel oder einen eigenen Rock"[850] zu fertigen. Der Rockschnitt sei einfach gewesen, so Tessa und sie habe dieses Stück selbst nähen können. Bei der Herstellung des Mantels hingegen habe sie die Hilfe ihrer Mutter benötigt. Der als Geschenk erhaltene Stoff per se war also kein ‚praktisches' im Sinne von sofort nützlichem und einsatzbereitem Geschenk. Dennoch war er ein Rohstoff und so lag ihm die „affordance"[851] zugrunde, ihn zu bearbeiten. Aufgrund dieser Eigenschaft kommt ihm eine spezifische Wirkmächtigkeit im Rahmen dieser Mutter-Tochter-Beziehung zu. Bourdieu (1993a: 173) zufolge wird der Gabentausch – zu dem ja das Schenken gehört – in seiner Ökonomie letztlich von der „Verklärung der Herrschafts- und Unterwerfungsbeziehungen zu affektiven Beziehungen" charakterisiert. Da „Schuldanerkenntnis", die durch die Annahme des Geschenks manifestiert wird, zu Dankbarkeit und ebenso zu dauerhaftem Empfinden für den Urheber des großmütigen Akts umgewandelt und weiter noch „bis zur Zuneigung […], zur Liebe, wie man zwischen den Generationen besonders deutlich sehen kann" (ebd.), empfunden wird, ist mit Blick auf den Stoff eine intentionale Dimension erkennbar, die als konstitutives Wissenselement der Albrecht-Richters angesehen werden kann: das Wissen um die Herstellung von Kleidung. Die Praktik des Gebens dient dabei insofern der Reproduktion des geteilten Kleidungsstils, als dass das zentrale Moment des Geschenks in der Option der individuellen Gestaltung liegt. Mit dem „*Selber*nähen" wird ein individuelles Auftreten hervorgebracht, welches mit dem Konstrukt des Andersseins unmittelbar verknüpft ist. Dem Stoff ist die für ein Anderssein konstituierende Kreativität inhärent und es ist eben jene Kreativität – genauer die kreative Praxis der Herstellung, Bearbeitung, Modifikation –, die auch das Design des Schals mit „Albrecht'scher Spitze" hervorbrachte und die ihren Ausdruck im grünen T-Shirt mit einem Foto von Fidel Castro und Ché Guevara fand. Es sind neben den Praktiken der Herstellung und Bearbeitung von Kleidungsstücken die Dinge selbst, die Frau

[849] Vgl. Schrankgespräch Tessa Richter 8.6.2007.
[850] Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
[851] Zum Konzept der *affordances* siehe Knappett 2005: 45–58. Knappett schlägt vor, ein Objekt im Hinblick auf die Angebote, die es dem Menschen für seine Verwendung macht („affordances"), sowie die physischen, semantischen, logischen und kulturellen Zwänge („constraints") zu untersuchen.

Albrecht-Richters Feststellung vom mit der Tochter geteilten Erbe sinnfällig werden lassen: Erstens, weil sie das Wissen um diese Zeit materialisieren, zweitens weil sich mit ihnen der Gebrauch von Symbolen manifestiert, von denen bereits Paul Willis in seiner Studie zu „Jugend-Stile[n]“[852] hervorhebt, dass sie für das Verbinden sowie Verwerfen verschiedener Elemente als Prozess der Konfiguration von Bedeutungen – nach Willis' „symbolische Kreativität“ (Willis 1991: 11) – zentral sind. Das Konterfei von Ché Guevara wie das Palästinensertuch reproduzierten einen zentralen Punkt in Frau Albrecht-Richters Identifizierungen mit der Protestbewegung.[853] Darüber hinaus und drittens eröffnet der Gebrauch der einzelnen Stücke im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung beständig einen Handlungsspielraum, in dem Darstellungsweisen und Selbstinszenierungen präsentiert werden können, die Mutter und Tochter bei allen Gemeinsamkeiten als Individuen erscheinen lassen. Es waren somit die Einzelstücke, die diese Einzigartigkeit verbürgen sollten.

5.3 Gemeinsam (, aber) anders

Welche Bedeutsamkeit der individuelle Kleidungsstil, die individuellen Kleidungsstücke wie auch ein individueller Umgang mit ihnen für die sozialen Beziehungen der Albrecht-Richters hat, war im Gespräch mit Frau Albrecht-Richter dort deutlich geworden, wo sie mir vom Kleidungsstil ihrer Freundinnen erzählte. Ich erfuhr, dass die Oberbekleidung einer guten Freundin der ihren ähnlich sei, dass einige Freundinnen ebenfalls eine Präferenz für die Kleidung der Marke Waschbär pflegten. Einige hätten für sich „mehr die Mittellinie gefunden“[854] als sie selbst, denn es sähe einfach gut aus. Eine ziehe nur schwarz an und „nur Leinen“, nähe sich die Garderobe ausschließlich selbst, was bisweilen sehr „laienhaft“[855] wirke, denn die Kleidungsstücke wären von Broschen, wenngleich besonders schönen, zusammengehalten. Andere wiederum trügen Schlauchkleider und „'n kleines kurzes Blüschen drüber“. Frau Albrecht-Richter bekundete, dass sie die selbst gefertigten Dinge ihrer Freundin „schick“[856] fände, das Tragen der Schlauchkleider mutig, aber für sie selbst käme beides nie in Frage. Obwohl sie und ihre Freundinnen ein gemeinsamer Kleidungsstil verband, war es ihr wichtig zu beto-

852 Vgl. Willis 1991.

853 Orvar Löfgren etwa hat darauf aufmerksam gemacht, dass mit der hier präferierten Fokussierung auf symbolische Praxen vornehmlich das gut Sichtbare, das Auffällige, mithin Spektakuläre thematisiert werde, „often reversed for those defined as the underdogs of the modern world […] closely linked to ideas of counter-hegemony“. (Löfgren 2000: 165). Diese Kritik ist berechtigt. In der hiesigen Studie allerdings sind der Gegenentwurf und der Protest weniger durch die Kategorie Klasse, denn in erster Linie durch jene der Generation motiviert.

854 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.

855 Ebd.

856 Ebd.

nen, dass es sich nicht um „Vorbilder" handele, sondern sich diese Gemeinsamkeit „einfach so ergeben"[857] habe. Sie würde sich weder an den Freundinnen noch anderweitig orientieren. „Nee, das mach ich nicht.", konstatierte sie.

> „Ich hab auch kein Vorbild, oder möchte nicht die Kombination aus dem Katalog. So aussehen wie in dieser Kombination, ne? Wie? Also, es passiert ganz oft, ich bring Sachen nach Hause und dann kommt erstmal die Schere dran, ne? Damit, damit es meins ist, ne?"[858]

Es waren demnach die Kombinationen wie die Kleidungsstücke selbst, die ihr im Rahmen eines Kleidungsstils erlaubten, sich von Anderen abzusetzen. Der Vergleich mit den Freundinnen hatte sich aus Überlegungen zu ihrer heutigen Kleidungspraxis entwickelt. In den letzten fünf Jahren habe sich, so Monika, ihr Umgang mit Kleidung verändert: Wenn sie zu besonderen Anlässen eingeladen war, sei es ihr früher einerlei gewesen. Damals sei dieser heute gemachte Unterschied zur Alltagsgarderobe kaum vorhanden gewesen. In den letzten Jahren habe sie sich dann darum bemüht, zu differenzieren und etwa in ihrer „Zweihundertfünfzig-Euro-Jacke" einen Einstieg in einen anderen Kleidungsstil gesehen, in dem sie sich auch im Alltag wohlfühlte. Sie sei jedoch nicht „der Typ (2) für die besonderen Sachen"[859], und auch wenn sie es versuchte, so würde es ihr nicht gelingen. Sie fände sich darin nicht wieder. Da sie sich somit weiterhin kleidete, wie es sich für sie logisch aus ihrer Vergangenheit mit Protest und politischem Engagement ableitete, gab es auch keine Momente, in denen sie sich unpassend gekleidet gefühlt habe. Dennoch war sie etwa auf der Hochzeit ihrer Freundin, von der sie mir erzählte, anders als die Mehrzahl der Gäste aufgetreten, weil sie nicht in Jeans, sondern in Leinenhose und der besagten teuren Jacke erschienen war. Hier fand sie allerdings nicht sich, sondern die anderen Gäste dem Anlass unangemessen gekleidet. Sie habe das aber, hob sie hervor, so stehen lassen können, weil sie auch für sich in Anspruch nahm, dass sie einfach so sein wollte, wie sie eben sei und sie deshalb die Meinung der Anderen zu ihrem Auftreten nicht weiter interessierte.[860] Da Frau Albrecht-Richter also keineswegs frei davon war, Kleidung immer im Rahmen von Interaktionen zu denken, war der Vergleich mit den Freundinnen und das Herausstellen der Unterschiede ein umso deutlicheres Indiz dafür, dass sie sich selbst als Individuum verstand und als solches verstanden werden wollte. Dieses Selbstverständnis war bedeutend für die Kleidungspraktiken in der Familie, was ja bereits darin ersichtlich wurde, dass Frau Albrecht-Richters Erziehungsideal von Freiräumen für jedes Familienmitglied im Kern auf der Vorstellung eines Miteinanders beruhte, in dem sich jede/r Einzelne nach eigenen Vorstellungen entfalten konnte.

---

857 Ebd.
858 Ebd.
859 Ebd.
860 Vgl. ebd.

Die Reichweite des Selbstverständnisses wurde jedoch erst in Gänze deutlich, als neben die Darlegung der eigenen Individualität die Auseinandersetzung mit der Rolle von Kleidung in der Mutter-Tochter-Beziehung trat. Es habe keine Streitigkeiten im Hinblick auf Kleidung gegeben, sondern es seien andere Bereiche gewesen, Bereiche des „Sozialverhalten[s]“[861], über die man gestritten habe. Frau Albrecht-Richter musste einen Moment überlegen, bevor sie meiner Bitte nachkam und mir näher erörterte, was sie denn darunter verstehe. Es ging ihr allgemein um Abläufe des familialen Miteinanders. Sie erzählte von einer handfesten Auseinandersetzung darüber, ob Tessa sich mit 17 Jahren ein Gesichtspiercing machen lassen dürfe. Frau Albrecht-Richter war strikt gegen solche Formen der Körpermodifikationen im Gesicht – wiewohl sie vermutlich angesichts meines eigenen Nasenrings solche noch als vertretbar einstufte. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter stand weniger die Tatsache, dass Tessa sich mit der Volljährigkeit hätte piercen lassen können. Es ging vielmehr um die Frage von Rücksichtnahme und rücksichtslosem Handeln. Letztlich, so erfuhr ich, wurde Tessas Bauchnabel gepierct, weil diese Stelle des Körpers nicht stetig sichtbar ist. Die Wunde entzündete sich. Beim Toben mit dem Bruder schließlich wurde der Schmuck herausgerissen. Dadurch habe sich der Wunsch nach einem weiteren Piercing erledigt, so Frau Albrecht-Richter. Selbstverständlich würde die Verhandlung anderer Themen ähnlich ablaufen, „wenn sich Töchter, wenn der Trennungsprozess da läuft, ne? Aber in Kleidung gab es das nicht, ne? Da hat, da haben wir beide unsere Individualität, haben wir gelebt, ne?“[862]

Individualität bedeutete keineswegs Unkenntnis oder gar Desinteresse gegenüber den Kleidungspraktiken der Anderen. Im Gegenteil: Auf meine Frage nach wechselseitiger Begutachtung der Garderobe erfuhr ich, dass Tessa daran interessiert schien, ihrer Mutter Neuerwerbungen zu zeigen oder auch zu Frau Albrecht-Richters Kleidung ein Statement abzugeben.[863] „[W]enn sie sich was Neues kauft, allein, ohne mich, dann wird das hier vorgeführt. Weil sie es will, nicht weil ich es will.“[864] Selbstverständlich finde sie das toll als Mutter und würde niemals Gleichgültigkeit bekunden, wenn es ihrer Tochter wichtig sei und sie danach frage. Was Tessa ihr zeigte, entsprach zwar offensichtlich nicht immer dem eigenen Geschmack. Frau Albrecht-Richter betonte allerdings, dass „diese knappen Teile“[865] ihrer Tochter gefallen und sie augenblicklich auch zu ihr gehören würden. Somit manifestiert sich hier das, was in jener Passage unseres Gesprächs, in der wir explizit über Tessa sprachen, insgesamt deutlich wurde: Es handelte sich wiederholt

861 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
862 Ebd.
863 Tessa erwarb einen Teil ihrer Kleidung wie etwa Jeans oder Schuhe vom Taschengeld; ein anderer, wie etwa die Unterwäsche, wurde auch von Frau Albrecht-Richter bezahlt, wenn sie gemeinsam in der Innenstadt waren.
864 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
865 Ebd.

um Akte des Benennens und Aufzeigens von Unterschieden, oder anders formuliert: um deren performative Hervorbringung.[866]

Erst durch die Charakterisierung als Aufmerksamkeit einfordernde Tochter oder durch den Verweis auf die Kleidungsstücke, die Frau Albrecht-Richter selbst nicht mochte, werden die ‚Geschmacksterritorien'[867] der beiden Frauen als solche markiert. Monikas Ausführungen letztlich als Individualisierungsmomente zu interpretieren, findet seine Begründung folglich vornehmlich in den Aussagen über die Unterschiede zwischen Mutter und Tochter. Zusätzlich lässt sich ein gerade für die romantische Konzeption von Individualität zentrales Moment von „Einzigartigem"[868] in den Formulierungen festmachen, etwa als ich Frau Albrecht-Richter direkt danach fragte, ob sie sich denn Änderungen an der Art und Weise wünsche, wie Tessa mit Kleidung umgehe. Diese Frage war bewusst am Ende unseres Gesprächs platziert worden, denn ich hatte zu diesem Zeitpunkt durchaus von Aspekten erfahren, die Frau Albrecht-Richter nicht gefielen. Dessen ungeachtet erhielt ich eine inhaltlich ähnliche Antwort wie im Gespräch über Tessas experimentellen Umgang mit Kleidung oder über Situationen, in denen sie Tessa in ihrem Kleidungsverhalten nicht beeinflusst habe, obgleich sie selbst die Outfits bisweilen „katastrophal" empfunden habe. „[I]ch find es einfach in Ordnung, ne?", so Frau Albrecht-Richter, „Die fällt einfach aus der Reihe, ne? Die fällt einfach aus der Reihe." Und weiter: „Wenn ich auch ihre Freunde anschaue, ne, die hier vorbeikommen, ne? Sie, sie fällt wie immer aus der Reihe, mit ihrem Geschmack und kunterbunt, ne?"[869] Nicht nur im Vergleich mit sich selbst, sondern auch mit Gleichaltrigen wies Frau Albrecht-Richter Tessa als Individuum aus. Dass der Individualitätsdiskurs Frau Albrecht-Richters und Tessas Ausführungen zur eigenen Kleidungspraxis auch über die biografischen Konstruktionen hinaus prägte, dürfte somit deutlich geworden sein. Ihre kreativen Praktiken, das stete Vergleichen miteinander, das Suchen nach Differenzen[870] oder auch das wiederholte Hinweisen auf Besonderheiten und einzigartige Dinge lassen sich als Strategien der wechselseitigen Anerkennung als Individuum interpretieren. Die Suche nach Unterschieden und das Unterstreichen von Einzigartigkeit lassen sich genauer noch charakterisieren. Denn es waren Darstellungen des Besonderen, Einzigar-

866 Zum Konzept der Performanz vgl. überblicksartig Wulf 2001.

867 Der Begriff lehnt sich an Erving Goffmans Ausführungen zu den „Territorien des Selbst" (Goffman 1982: 54) an. Darunter versteht man unterschiedliche materielle wie immaterielle Bereiche, die ein Individuum für sich beansprucht. Goffman selbst versteht Kleidung als einen Bereich dieser Territorien, und zwar als „Hülle" (ebd.: 67). Ich möchte mit dem Begriff des ‚Geschmacksterritoriums' jedoch nicht, wie Goffman es ausführt, auf Kleidung als einen Bereich hinaus, der durch unterschiedliche Formen der Berührung verletzt werden kann. Vielmehr geht es hier um den Geschmack an sich, der einen je eigenen Bereich, auch jenseits des Vestimentären, konstituiert und auf der Logik des „dein und mein" beruht.

868 Vgl. hierzu etwa Reckwitz 2008a: 244.

869 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.

870 Vgl. Reckwitz ²2010: 17.

tigen, Außergewöhnlichen, die in den Gesprächen hervorstechen. Sie lenken den Blick auf das wechselseitige Ausweisen und Zuschreiben einer individuellen Selbstpräsentation, die sich über die Referenz auf materielle Details wie etwa der Farbe, vor allem aber der Schnitte konstituiert.

Frau Albrecht-Richters Präferenz für Naturstoffe erweist sich in dieser Hinsicht als bedeutsamste Nuance. Bereits in unserem ersten Gespräch hatte Tessa mir davon erzählt, dass ihre Mutter ihre Kleidung aus Kunstfaser ablehne. Sie bezeichne sie als „Plastiktüten“[871], weil „es eben nicht hundert Prozent Baumwolle ist oder sonst irgendein Naturmaterial“[872]. Wenngleich sie in diesem Kontext argumentiert hatte, dass sie im Stil ihrer Mutter ähnele, weil beide ihren „eigenen Klamottenstil“ pflegten und ihre Mutter „auch eine“ sei, „die zum Teil manchmal schon recht bunt“ trage, „und dann aber auch versucht, flach zu halten“[873] – kurz gesagt: durchaus Parallelen im Umgang mit Kleidung ausmachte –, schien gerade die Frage, ob man Synthetikstoffe trage oder nicht, das entscheidende, das unterscheidende Moment für Tessa. Mit dieser Geschmackspräferenz begründete sie, warum beide die Garderobe der Anderen für sich selbst prinzipiell nicht in Betracht zogen, denn Tessa trug auch Kunstfasern. Frau Albrecht-Richter bedeutete diesem Moment der Unterscheidung weitaus weniger Bedeutung zu, weil sich ihre Ausführungen zunächst nur darauf fokussierten, mir ihre Präferenz für Naturstoffe darzulegen. Es müsse Baumwolle oder Leinen sein, denn sie fühle sich nicht wohl, wenn sie einen „Plastikpulli“[874] anhabe. „Ja sicher, die Leute sagen ‚Mensch, des is’ doch alles so gutes, gute Ware, des ist überhaupt nicht mit dem zu vergleichen von früher, ja?‘“ In der Vergangenheit Erfahrungen gemacht zu haben, die diese „Abneigung einfach dagegen“ – wie sie es formulierte – begründen können, erinnerte sie nicht. Als mögliche Auslöser führte sie die schlechte Qualität der Synthetikstoffe und weiter „Unterschiede im Tragekomfort“[875] ins Feld. Die Vorliebe für Naturstoffe ist Ausdruck der „alternative[n] Bioecke“[876], in der sie sich sah, und dient ihr als bedeutsamer Aspekt der Materialität ihrer Garderobe, welcher sich wiederum als konstitutiv für die generationellen Platzierungen erwiesen hatte.[877] Es war also auch ein generationell motivierter Unterschied zwischen Mutter und Tochter zu erkennen, den die Frauen in der Diskussion über Stoffqualitäten und somit über ihre Individualität verhandelten, während ich mit ihnen zusammensaß.

871 Einzelinterview Tessa Richter 18.7.2006.
872 Ebd.
873 Ebd.; mit „flach halten“ – eine Abwandlung der Redensart „den Ball flach halten“ – ist offenbar gemeint, dass auch Frau Albrecht-Richter sich in den Augen ihrer Tochter bemühte, zwar farbenfroh, aber doch nicht zu auffällig gekleidet zu sein.
874 Einzelinterview Monika Albrecht-Richter 18.7.2006.
875 Ebd.
876 Ebd.
877 Vgl. hierzu Wagener-Böck 2010.

Während des gesamten *gemeinsamen* Gesprächs mit Mutter und Tochter war kaum von Ähnlichkeiten die Rede gewesen, im Gegenteil: Beide bemühten sich darum, mir die Differenzen zwischen ihren Kleidungsstilen aufzuzeigen. Nachdem wir diskutiert hatten, inwieweit sich Tessa Frau Albrecht-Richter anvertraute, Rat suchte und wo beide ihre Grenzen zogen, waren wir schließlich auf die vestimentären Zusammenhänge der Beziehung zu sprechen gekommen. „[G]ibt's da auch so Sachen, was Du zum Beispiel von Deiner Mutter übernehmen möchtest oder was Dir gut gefällt und was, was sie irgendwie so …" Noch während ich meine Frage ausformulierte, erhielt ich von Tessa folgende Antwort: „Also ich glaub, da gibt es ehrlich gesagt relativ wenig."[878] Ihre beste Freundin sage immer, sie würde später gern herumlaufen wie Frau Albrecht-Richter. Aber sie selbst denke: „Oh Gott! Bitte nicht."[879] Auch wenn sie sich wohl das Haarefärben, genauer noch: die Haarfarbe Rot, bei ihrer Mutter abgeguckt habe – wie sonst, so argumentierte die 19-Jährige, käme ein acht Jahre altes Mädchen auf die Idee, sich rote Strähnen färben zu lassen? – sei für sie gegenwärtig nicht denkbar, ihre Mutter nachzuahmen. Als acht Jahre altes Mädchen, das sich rote Strähnen färben ließ, sei sie natürlich von ihrer Mutter beeinflusst gewesen. Aber mittlerweile treffe dies für eine 19-Jährige nicht mehr zu. Zwar zählten zu der Garderobe ihrer Mutter schöne Stücke und sie mache Frau Albrecht-Richter dann diesbezüglich auch ein Kompliment. Sie leihe sich jedoch keine Kleidung von ihrer Mutter aus. Während Tessa die Unterschiede zwischen sich und ihrer Mutter eingehend beschrieb, nahm sich Frau Albrecht-Richter weitestgehend heraus aus dem Gespräch. Sie machte aber darauf aufmerksam, dass man es aus Höflichkeit nicht ausspreche, wenn man denke, dass einem die Garderobe der anderen nicht zusage, nicht, wenn diese anwesend sei. Der Einwurf stand im Gegensatz zu ihren Ausführungen zu Tessas verwaschenen Büstenhaltern. Offensichtlich sollte bei mir – und zwischen Mutter und Tochter – nicht der Eindruck des Mangels an Wertschätzung und Respekt gegenüber dem Geschmack der Anderen entstehen. Diese Bemerkung schien demnach zu präzisieren, was Frau Albrecht-Richter mir im Reden über ihr Erziehungskonzept hatte verdeutlichen wollen. Es ging immer wieder um Respekt.

Tessa pflichtete der Bemerkung bei, führte dann aber die Birkenstockschuhe an, von denen Mutter und Tochter dasselbe Modell besäßen. Der folgende Dialog vermag nun nicht nur die Relevanz der Materialität der Kleidungsstücke für die Frage nach der Differenz verdeutlichen und die Strategien offenlegen, wie Individualität im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung hervorgebracht wird. Er zeigt auch, wie beziehungsstiftende Praktiken in einen Diskurs integriert werden, der im Kern auf einer Ästhetik des Besonderen und der Unterschiedlichkeit beruht:

[878] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006. Es sei hier im Übrigen darauf hingewiesen, dass die Mutter-Tochter-Gespräche auch aus einer ethnomethodologischen Perspektive heraus gedeutet wurden. Vgl. etwa Garfinkel/Sacks 1976.
[879] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

„T.: […] wir ham die gleichen Birkenstock. Das Modell haben wir beide. Also ich habe es in einer andern Farbe aber

M.: Aber Tessas Birkenstock find ich so süß. Die find ich so kreativ, würde ich nie anziehen. Das ist

T.: Genau das ist es. Die würdest Du nie anziehen. Oder ja: ‚Was hast Du Dir jetzt für eine Plastiktüte gekauft.' Und ich denk wieder ‚Oh Gott, der Knopf hätte, warum nimmst Du nicht gleich so einen Knopf.' Und Ketten, denk ich auch immer, sie sind alle sehr schön, aber ich bin überhaupt kein Kettenmensch. Und Ohrringe hab ich auch keine. (2) Joa. So also. Es geht manchmal, also wir tragen beide gerne grün. Von der Farbe. Grün und schwarz tragen wir beide gerne. Aber vom Muster

M.: Aber das passt ja oft manchmal, dass wir Pullis, die ich eigentlich für mich gekauft hab, weil ich kein

T.: Ja, okee, das stimmt. Das stimmt manchmal.

M.: kein Plastik an, sondern ne, und dann

T.: Das ist aber eher selten.

M.: Dann hab ich einen Pulli gekauft und dann ist der mir doch zu verrückt. Aber es war halt Baumwolle. Das T-Shirt, das grün schwarze, was Du hast? <T.: Ja, ja.> Und jetzt das Neue, mit dem weißen Ding. Das is' mir alles zu kurz. Das eine war mir einfach zu verrückt. Und bevor ich es zurückschicke, dann frag ich sie ‚Willst Du es?' Weil hier in *Studentenstadt* ist fast nicht möglich, ne? Baumwolle oder Also vereinzelt, aber dann hab ich ein paar Kataloge, wo, wo wirklich hübsche . Natursachen drinnen sind und dann frag ich, ob sie es haben möchte. Und dann ja, schon. Es ist aber nicht so, dass ich es dann je wieder ausleihe, weil ich gebe es her, weil ich find, es passt überhaupt nicht zu mir, ne? Und Du nimmst es dann an.

T.: Ja. Und auch gerne, also das ist dann

M.: Aber sonst, dass ich, ist egal was, ne? Ich würde keine Sachen von Dir anziehen wollen und Du ja auch nicht von mir.

T.: Nee, es einmal die Situation, ich hab, glaub für die Hochzeit meiner Cousine, ein Oberteil gebraucht. Irgendwie passte es.

M.: Da ham wir geguckt, ja.

T.: Und dann aber wir haben nichts gefunden. Es Also ich hab bei mir geguckt und

M.: Passt auch nicht zu Dir.

> T.: Eben. Und es ist einfach, weil ich eher so, wie sagt man da, so eher so rockigere geh, also momentan vom Kleidungsstil bin ich doch eher so ein bisschen rockig orientiert, und da passt einfach dieses kreative. Monika – also ich finde, dass sie einen ganz eigenen Kleidungsstil hat. Also . ich hab noch nie jemand gesehen. Man sieht zwar hin und wieder Sachen, die sie auch hat, weil grade eine Mutter, also ein Kumpel hat eine Mutter, die hat, da find ich auch hin und wieder Sachen ‚Aha, das ist doch aus dem Waschbär-Katalog, das kenne ich doch.', ‚Aber so vom Stil her, grad mit diesen großen Knöpfen' und ‚Oh, ich hab mir ein Ding gekauft, aber da ist das zu lang.' Oder sich einen Pulli zu stricken, wo auf der einen Seite so lang ist und auf der andern Seite so lang, (schluckt) also wieder dies ganz individuelle, wo wirklich wahnsinnig viel Kreativität, auch aus sich selbst raus kommt, des passt einfach nicht. Ich würde auch nie auf die Idee kommen: ‚Ich trag jetzt nur noch Baumwolle.' Also ich trage gern Baumwolle, so ist es nicht, aber ich trage mindestens genauso gerne Plastik und Synthetik und alles das, wo sie sagt ‚Oh Gott, eine Plastiktüte.' Also, ja."[880]

Während Tessa und Monika Albrecht-Richter mit Blick auf ihre Garderobe über Ähnlichkeiten und Differenzen diskutierten, setzte sich das stete Vergleichen und die Suche nach Unterschiedlichkeiten fort, wie ich es bereits aus den Einzelgesprächen kannte. Insbesondere Tessa stellte Frau Albrecht-Richter nicht zuletzt als „Individuum" dar, mit Reckwitz ([2]2010) verstanden als „eine Instanz, die einen besonderen, nicht austauschbaren inneren Kern enthält" (ebd.: 17). Damit begegnete mir jenes sprachliche Handeln, welches ich schon bei Frau Albrecht-Richter hatte beobachten können. Sprechen ist dabei nicht jenseits des sozialen Raumes zu verstehen, in dem die Sprecher lokalisiert sind und in dem sich die gesellschaftlichen Machtverhältnisse (re-)produzieren. Legitime Sprecher sind „mit einem bestimmten Anspruch auf symbolische Autorität" (Bourdieu 2005: 100) ausgestattet, der sich auch und vor allem in Akten des Benennens oder des Rituellen als Akt des Setzens von Sinn manifestiert. Deshalb liegt es nahe, im Zuschreiben von Individualität somit eine Beziehung konstituierende Praxis zu sehen. Die Beziehung basiert auf Ähnlichkeiten, weil sie eine Reproduktionspraxis des familialen Habitus ist. Diese Interpretation führt zu einer weiteren Überlegung. Was sich in Bezug auf das *Wie* der Konstitution von Individualität zunächst als Einwand liest, nämlich der Hinweis auf die – wenn auch geringe – Weitergabe von Kleidung, scheint nur auf den ersten Blick quer zu liegen zu den Praktiken der Individualisierung. Denn: Die Weitergabe abgelegter Dinge ist als eine beziehungsstiftende *und zugleich* individualisierende Praxis zu verstehen. Beziehungsstiftende Praxis ist sie, weil Praktiken des Gebens und Nehmens stets Beziehungen initiieren. Am Fall der Becks hatte ich dies bereits ausführlich erörtert. Individualisierende Praxis ist sie aus zwei Gründen: Erstens, weil die Dinge als Waren weitergereicht werden

[880] Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.

und nicht, wie etwa lang getragene und dann aussortierte Kleidung, bereits von der Vorbesitzerin angeeignet und somit in deren Selbstpräsentation integriert wurden. Zweitens handelt es sich hier um eine Gebepraxis, deren Reziprozitätspotential auf der Ebene der Dinge gegen Null zu streben scheint.[881] Letzteres, die Weitergabe von Dingen, führt vor Augen, dass Individualität eben keine innere Qualität, sondern Produkt von Interaktion ist, etwas, was „der einzelne nicht im unmittelbaren Selbstbezug zu erlangen vermag, sondern nur als *homo phaenomenon, als sich in einer geschichtlich-gesellschaftlichen Umwelt für sich und für andere darstellendes Individuum*" (Müller 2009: 222).

Die sich ergebende Gleichzeitigkeit von Individualitätsstreben und Konstruktion von Gemeinschaft, wie sie hier mit Blick auf die vestimentären Praktiken ersichtlich wird, hatte Georg Simmel (1986) bereits am Beispiel des Phänomens Mode vorgeführt (ebd.: 181). So wie sich Mode nicht allein auf ihre Materialitäten beschränken lässt, ist auch die Auseinandersetzung mit den Kleidungspraktiken im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung hier nicht auf die Dinge beschränkt.[882] Der weitere Verlauf des Gesprächs verwies vor allem auf die notwendigen Wissensbestände, die für die Gleichzeitigkeit von Individualität und Sozialität konstitutiv erscheinen. „[A]lso wenn wir einkaufen gehen, also grad dieser schwarze Rock"[883], begann Frau Albrecht-Richter auf Tessas Erörterungen über Baumwolle und „Plastiktüten" zu erwidern. Während ihr Tessa sofort beipflichtete, führte sie mir aus, dass sie gemeinsam einen „schwarz-weißen Rock" für Tessa erstanden hätten, „auch Plastik, aber süß, eng und Ballon", wie er letzten Sommer in Mode gewesen sei: „aber echt süßes Muster"[884]. Entdeckt hatten sie ihn im Schaufenster und weil sie ihn im Geschäft selbst nicht finden konnten, hatte die Verkäuferin den Rock aus der Schaufensterauslage entnehmen müssen. Sie denke schon, dass sie „oft Tessas Geschmack" treffe und führte weitere Kleidungsstücke wie eine Jeans oder eine Bluse „mit Trompetenärmeln"[885] ins Feld, auf die sie Tessa aufmerksam gemacht habe. Wenn sie Tessa frage, ob sie noch dieses oder jenes Teil gekauft haben wolle, dann lehne diese das Angebot nicht ab. Für sich selbst würde sie diese Dinge aber nie kaufen. „Nie im Leben nicht, ne?" konstatierte sie und im Folgenden erfuhr ich auch warum. „Ich finde grade auch diese Stiefelmode", fuhr sie fort,

> „M.: Das hab ich auch gehabt. Ich habe, weiß ich auch nicht wie viele solche Stiefel ich gehabt habe. Und mit Pelz und mit
>
> T.: Das hab ich nie. Ich hab ein Paar Stiefel. Oder zwei.

881 Vgl. zum Konzept der „reinen Gabe" etwa Caillé 2005.
882 Vgl. Kapitel 2: „Vom Nutzen der Herkunft. Zur Bedeutsamkeit verwandtschaftlichen Denkens."
883 Mutter und Tochter Gespräch Albrecht-Richter 22.10.2006.
884 Ebd.
885 Ebd.

> M.: Und mit Fell drin und ohne Fell. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wie viel Stiefel ich besessen habe. Aber es gefällt mir überhaupt nicht mehr. Ja, das werd ich im Leben nicht mehr haben. Oder die Schlaghosen. Rundhosen hab ich getragen früher. Das war, das fand ich alles schick. Aber da sind alles so Sachen, das hab ich total weggelegt, ne? Und Tessa, Du willst doch auch wieder Stiefel haben, ne?
>
> T.: Ja, ich such grad wieder Stiefel, aber ich find keine Schönen. Das ist ein bisschen schwierig mit Stiefeln, find ich."[886]

Hier, wo Frau Albrecht-Richter ihre vestimentäre Biografie ins Gespräch einbrachte, wurde offenbar, wie sehr ihre Deutungsmuster und das Individualisierungsbestreben aufeinander verweisen. Dieses Bestreben zählte zum familialen Habitus. Die temporale Motivation der Differenzen, die zur (Re-)Produktion einer individuellen Selbstpräsentation im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung beiträgt, war allerdings allein bei Frau Albrecht-Richter zu beobachten, obwohl die beiden Frauen sich ansonsten derselben Individualisierungstechniken bedienten. Frau Albrecht-Richter wollte die Kleidungsstücke nicht mehr tragen, weil sie bereits Teil ihrer vestimentären Biografie waren. Unterschiede wurden also auch praktisch hervorgebracht. Generationelle Erfahrungen wurden zu Argumenten und weiter zu einer Individualisierungsstrategie im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung.

5.4 Zwei Generationen und eine Subjektposition

Mit der Feststellung einer strategischen Bedeutung generationeller Positionierung schließt sich der Kreis. Gerade dort, wo die Objektflüsse wie auch die kreativen Praktiken auf kulturelle Ressourcen der Familie, auf die (Re-)Produktion des Habitus verweisen, zeigt sich, dass Frau Albrecht-Richters Reden vom *Anderssein* die familialen Axiome des *Andersseins* konstituiert und weiter in einem Individualitätsdiskurs kumuliert. Die Grundsätze reichen in ihrer Wirksamkeit weit über vestimentäre Fragen hinaus, erhalten ihre besondere Brisanz auf diesem Feld jedoch gerade deshalb, weil Kleidung zentraler Ausdrucksmodus von Identifikationsprozessen[887] aller Akteurinnen ist. Zunächst scheint plausibel, hier Erving Goffman zu folgen, welcher Identität in Interaktionen als sowohl über Akte der Identifizierung als auch über Akte der Darstellung konstituiert sieht.[888] Damit würde man sich nicht nur einem in der kulturanthropologischen Kleidungsforschung bereits

[886] Ebd.
[887] Vgl. hierzu Hall 1996. Vgl. auch Hall 1994: 182.
[888] Vgl. etwa Goffman 1975.

erprobten Konzept[889] zuwenden, sondern auch einem, das einen Zusammenhang von Individualität und Identität herstellt.[890] Weil sich jedoch – wie bereits im letzten Kapitel herausgearbeitet – Kleidung nur schwerlich ohne Körper-, Mode- und Geschlechterdiskurs denken lässt, muss die analytische Perspektive eine andere ‚Brennweite' haben als jene von den sozialen und personalen Identitäten mit festem Kern des Selbst.[891] In diesem Sinne hat Stuart Hall in seinen konzeptionellen Überlegungen zum Identitätsbegriff auf die Nahtstelle

> „between on the one hand the discourses and practices, which attempt to ‚interpellate', speak to us or hail us onto places as the social subjects of particular discourses, and on the other hand, the processes, which produce subjectivities, which construct us as subjects which can be ‚spoken'" (Hall 1996: 5 f.)

rekurriert. Identität ist etwas, was „im Verhältnis zu den verschiedenen Arten, in denen wir in den kulturellen Systemen, die uns umgeben, repräsentiert oder angerufen werden, kontinuierlich gebildet und verändert" (Hall 1999: 396) wird. Das „postmoderne Subjekt", so die Argumentation, „nimmt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Identitäten" an und da „widersprüchliche Identitäten" in ihm wirken, wechseln auch letztlich die „Identifikationen beständig" (ebd.). Frau Albrecht-Richters biografische Ausführungen legen unter dieser Prämisse zunächst nahe, den Diskurs um die 1968er-Generation als bedeutsam anzunehmen, von der entsprechenden Subjektposition[892] auszugehen und in Frau Albrecht-Richters Narrationen, den Kleidungspraktiken und den Dingen selbst, Techniken zu sehen, die generationelle (Selbst-)Verortung konstituieren. Weiter wäre dann von den Dingen und Narrationen als Ausdruck eines generationell motivierten Identifikationsprozesses auszugehen.[893] Warum aber gerade jene vestimentären Praktiken als Techniken der Individualisierung für Mutter und Tochter gleich gültig sind – Techniken, die sich vor allem auch für Generationalisierungen eignen und damit zugleich als Differenzmarker zu nachfolgenden Alterskohorten dienen können –, ist damit noch nicht diskutiert. Liegt es im Fall der Albrecht-Richters nicht nahe, vergleichbare Identifikationsprozesse bei Mutter und Tochter zu vermuten, die

[889] Vgl. hierzu Havekost 1999.

[890] Die von Goffman eingenommene Perspektive, in welcher soziale Praxis vor allem auch durch Rollenkonstrukte oder räumliche Anordnungen bestimmt wird, ermöglicht einen mikroanalytischen Zugriff auf Identitäten im Rahmen von Beziehungen und Annäherung an die strukturellen Bedingungen, unter denen Individualität zum zentralen Moment von Identitäten werden kann.

[891] Vgl. zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften Reckwitz 2008: 47–67.

[892] Zum Subjektbegriff, auf den sich die im Folgenden herangezogenen AutorInnen explizit oder implizit beziehen, vgl. etwa Foucault 1987.

[893] Die Frage nach dem Zusammenhang von Identität und Generation einerseits und von Generation und Kreativität andererseits ist keineswegs neu; vgl. hierzu z.B. Kraft/Weishaupt 2009 oder Fietze 2009. Identität wie Kreativität werden im Spannungsfeld von Generativität und Generationalität verhandelt und dabei in den Zusammenhang mit der Frage nach Erfahrungen, biografischen Narrationen wie Diskursivierungen diskutiert.

jenseits generationeller Zusammenhänge liegen und diese dann maßgeblich prägen? „Die kollektiven Bedeutungshorizonte, welche die Individuen verwenden, wenn sie sich als Individuen oder Kollektivmitglieder interpretieren", schreibt der Soziologe Andreas Reckwitz (2008), „können nicht als universal und überkulturell, sondern müssen als historisch und kulturell spezifische Wissensordnungen begriffen werden" (ebd.: 60).[894] Der Schlüssel zum Verständnis dessen, was sich als eine intergenerationelle Identifikation erweist, liegt folglich in den kreativen und von den Frauen als individuell bezeichneten Praktiken, die mithin als selbstbestimmte Praktiken des Sich-Kleidens skizziert wurden.

In seinen Ausführungen zur „Erfindung des Kreativsubjekts" hat Andreas Reckwitz (2008a) den Zusammenhang von Subjektivierungen und kreativen Praktiken aufgefächert. Kreativität – tendenziell eher als von der Natur gegebene, wenngleich disziplinierte Eigenschaft des Menschen charakterisiert – sei erstens ein „Produkt überaus spezifischer historischer diskursiver Formationen […], welche die vermeintlich kreativen Attribute des Subjekts als eine allgemeine kulturelle Form definieren, naturalisieren und auch hervorbringen" (ebd.: 239). Zweitens sei Kreativität Ergebnis von „Selbsttechnologien" (ebd.) und somit an Körperlichkeit gebunden.[895] Mit diesem „technischen Charakter" (ebd.) des Kreativen rücken – drittens – die „komplexe[n] Subjekt-Objekt-Konstellationen kultureller Materialität" (ebd.) in den Blick, in die die Subjektivierungen von Kreativität eingebunden sind. Und schließlich weist der Soziologe darauf hin, dass die kreative Subjektivität „das Objekt beträchtlicher psychischer, affektiver Investition" (ebd.: 240)[896] sei. Diese subjektivationstheoretischen Überlegungen ermöglichen es ihm, von Kreativität als Dispositiv[897] zu sprechen. Es sind Aspekte des Formierungsprozesses des Dispositivs, welche eine Erklärung für das liefern, was sich nicht nur auf die Albrecht-Richters bezogen wohl am besten als *vergemeinschaftende Individualität* benennen lässt – an sich ein Widerspruch, der sich aber mit Hilfe der Subjektpositionen der Frauen auflösen lässt. Der Schwerpunkt liegt weniger auf generationellen Argumentationen, denn vielmehr auf dem Kreativitätsdiskurs, welcher die Identifikationen modelliert. Deshalb lässt sich die Mutter-Tochter-Beziehung von Frau Albrecht-Richter und Tessa als Verband kreativer Individuen oder als Verband kreativer Subjekte bestimmen.

Die Etablierung eines kreativen Subjekts vollzog sich vermittels verschiedener ästhetischer Bewegungen, zu denen die „Counter Cultures" (Reckwitz 2008a: 248), die Jugendkulturen und Protestbewegungen der späten 1960er- und der 1970er-

[894] Vgl. auch Hall 1996: 4.

[895] Vgl. Reckwitz 2008a: 240. In Anlehnung an Judith Butler geht er von performativen Akten aus, in denen Kreativität konstituiert wird – eine Perspektive, die gängige Konzeptionen deshalb herausfordert, weil sie paradoxerweise erlaubt, kreative Produktion als Produktion von Neuem, nicht als Alltagsroutinen durchbrechende, sondern selbst als Routine zu denken.

[896] Reckwitz (2008a) führt hier Butlers „leidenschaftliches Verhaftetsein" (ebd.: 240) ins Feld.

[897] Vgl. Reckwitz 2012.

Jahre, zu zählen sind. In den biografischen Erzählungen der Mütter lassen sich vielfältige Assoziationen mit konkreten sozialen Bewegungen, mit Protestaktionen und -erfahrungen ausmachen. Ihre vestimentären Narrative wie auch die Fotos, die sie mir dazu zeigten, sind vor allem Ausdruck kreativer Praktiken und Diskurse dieser Zeit. Bereits in den späten 1950er-Jahren, so Detlef Siegfried (2006), entstand ein gesonderter wie besonderer, weil neuartiger, Bereich für jugendliche Akteure, der eng mit gesamtgesellschaftlichen, zumal politischen, Räumen verflochten war. Ein sich ausweitendes Spektrum von Angeboten an Konsumgütern und der Medien lieferte verschiedenste Materialien „für lebensweltliche Experimente" (ebd.: 747) – Experimente, die ihrerseits auf diese Angebote zurückwirkten. Das Aufkommen von Popmusik etwa war verbunden mit neuen Technologien und einem neuen Diskursfeld, welches gerade männlichen Jugendlichen ein neues kreatives Tätigkeitsfeld bot, wohingegen der „Politisierungsschub der späten 60er Jahre […] ihnen neue Möglichkeiten" verschaffte, „auf einem ihrer traditionell bevorzugten Aktionsfelder Kreativität zu entwickeln" (ebd.: 749). Für weibliche Jugendliche nennt der Historiker analog dazu Konsumgüter wie Kosmetik oder Zeitschriften oder auch Tänze, die neue kreative Formen der Freizeitgestaltung ermöglichten. Es war eine Verbindung zwischen privaten Momenten jugendlicher Lebensstile und eines politischen Interesses, die Siegfried (2006) zufolge Ende der 1960er-Jahre des letzten Jahrhunderts kumulierte. Die in der Aufbruchsstimmung der Zeit „gebündelte soziokulturelle Vergemeinschaftung – zeitgenössisch mit den Begriffen »Underground« und »Gegenkultur« bezeichnet" (ebd.: 750) – sei letztlich in einem umfassenden Anspruch gemündet, sowohl den Alltag als auch die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend zu verändern. Für die Frage nach der Genese des Kreativsubjekts erweist sich jene Zeit als bedeutsam, weil in diesem Zeitraum nach Andreas Reckwitz (2012) verschiedene Praktiken und Materialisierungen des Kreativen, die sich vormals etwa im Feld der Kunst oder der Avantgarde vollzogen, breitere gesellschaftliche Aufmerksamkeit erhielten. „Diese krisenhafte Verdichtung lässt sich in der Kunst des Postmodernismus ebenso nachvollziehen wie in der kritischen Psychologie der Selbstverwirklichung, in der Design-, Mode- und Werbebranche, die sich an ein experimentelles Publikum wendet, ebenso wie im Aufstieg der Pop- und Rockkultur" (ebd.: 53) und nicht zuletzt im Alltag.

Folgt man Reckwitz' Argument von der „Universalisierung kreativer Orientierungen" (Reckwitz 2008a: 249) in dieser Zeit und befragt die Narrationen, Fotos, Dinge und Praktiken der Mütter entsprechend nach den Prozessen, die der Soziologe anführt – „Psychologisierung, Semiotisierung, Körperorientierung und Kollektivorientierung" (ebd.) – so finden sich vielfache Belege. Wenn Monika Albrecht-Richter anhand ihres Atheismus den Zusammenhang von kreativen Praktiken und mentaler Ausgeglichenheit erörterte oder Mercedes Lingen mir von der Fabrikarbeit als Erfahrungsraum körperlicher Belastbarkeit berichtete oder ich auf einem Foto Monika mit einem Frauenzeichen als Kettenanhänger sah, wenn beide

mir von Gruppen erzählten, in denen sie sich bewegten, so ist das immer auch als Ausdruck jenes Komplexes an neuen, expressiven und ästhetischen Praktiken, die in dieser Zeit entstanden und eine spezifische Form des kreativen Subjektes hervorbrachten, anzusehen.[898] Der Rekurs auf die Überlegungen zur Genese eines kreativen Subjektes, auf Diskurse und Praktiken des Kreativen liefert ein Interpretament, um die Frage zu verhandeln, warum sich in Mutter-Tochter-Beziehungen Homologien im Bereich vestimentären Handelns ausmachen lassen oder eben nicht. Die Rede von den individuellen Kleidungsstilen, auch und vor allem im sozialen Raum der Familie, verweist auf eine Alltagsästhetik, die in kreativen Praktiken und Diskursen des Kreativen gründet. Die Albrecht-Richters stellen in dieser Hinsicht ein sehr eindrückliches Beispiel dafür dar, dass die Selbstauslegung als Individuum stetig durch die vestimentäre Praxis als kreative Praxis hervorgebracht wird. Frau Albrecht-Richters Erziehungsideal etwa lässt sich zwar als Konsequenz der entsprechenden Praktiken und Dinge verstehen und als Ausdruck einer kreativen Subjektivität, die sich an biografische Erfahrungen und Wissensbestände wie auch den 1968er-Diskurs anlehnt. Gleichfalls zeigen die Deutungen und die Selbstauslegungen aber auch, dass Mutter und Tochter in dem hier interessierenden Bereich des Vestimentären in dieselben Subjektivierungsprozesse praktisch eingebunden sind. Deshalb hat die Differenz markierende Kategorie der Generation hier offenbar sekundäre Erklärungskraft. Es ist dieselbe Subjektposition, die beiden familialen Generationen augenscheinlich zukommt und die letztlich ihre Identitäten, genauer: ihre momentanen Identitäten, prägt. Sie sind immer auch *Kreativsubjekte*. In vergleichbarer Weise wäre dann auch das Spannungsfeld, welches sich zwischen dem Prinzip des individuellen Freiraums einerseits und der erzieherischen Aufgabe andererseits herausarbeiten ließe, zu begreifen. Neben dem aus den kreativen Praktiken hergeleiteten ist wenigstens von einem weiteren bedeutsamen Prozess der Subjektivierung auszugehen.[899] *Mutter* und *Tochter* – und, wie das vorangegangene Kapitel gezeigt hat, *Frau-Sein* – sind ihrerseits Subjektpositionen, welche in den Gesprächen mit den Frauen wie auch in den Beobachtungen augenscheinlich werden. Sie werden gerade dort virulent, wo sich die Aushandlungen verschiedener Positionen auf den Schnittfeldern familialer Generationen und historischer Generationalisierungen vollziehen.

[898] Mit Blick auf die Herkunft und das Alter der beiden Frauen wäre allerdings noch notwendig zu präzisieren: Während die 1949 geborene Frau Lingen aus bürgerlichem Elternhaus kam und früh in jene Kontexte eingebunden war, die die Formationsphase der 1960er-Jahre prägte, so war für die aus einem Arbeiterinnenhaushalt stammende Frau Albrecht-Richter eine spätere und – wie sich zeigte – umso intensiviere Ausgestaltung kreativer Praxen prägend. Hier wäre wiederum eine intersektionale Perspektive sinnvoll (vgl. Kapitel 4), die jedoch nicht weiter verfolgt wird.

[899] Vgl. zu dieser Beobachtung wie auch zu den weiterführenden Perspektiven, die sich aus dieser Überlegung ergeben, hier aber nicht weiter verfolgt werden, Rose 1996.

6. Schlussbetrachtungen

Resümee

„In many cases the ‚mother' might be present as a voice or an external ‚other' against which choices might be judged" (Clarke/Miller 2002: 193). Ausgangspunkt dieser Arbeit waren Erkenntnisse einer ethnografisch fundierten Kleidungsforschung, deren Ergebnisse aufzeigten, *dass* Kleidung ein wirkmächtiges Objekt darstellt. Ich zeichnete darauf aufbauend die vestimentären Prozesse in Generationenbeziehungen zwischen Frauen nach. Entlang der sich stets verschränkenden Felder *Verwandtschaft*, *Gender* und *Generation* wurden die vestimentäre Praxis und Selbstpräsentation analysiert und so die Logiken des Sich-Kleidens konkret in den Mutter-Tochter-Beziehungen der untersuchten Familien aufgezeigt. Wenn ich eingangs hervorhob, in der Analyse einer Mappingstrategie gefolgt zu sein, die einen Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis aufzufächern versucht, so zeigt Abbildung 53 nun die Relationen, Verteilungen und Schnittmengen, die im Hauptteil der Arbeit beschrieben wurden.[900]

[900] Vgl. Kapitel 1.4: „Wann ist das Feld? Anmerkungen zur Forschungspraxis".

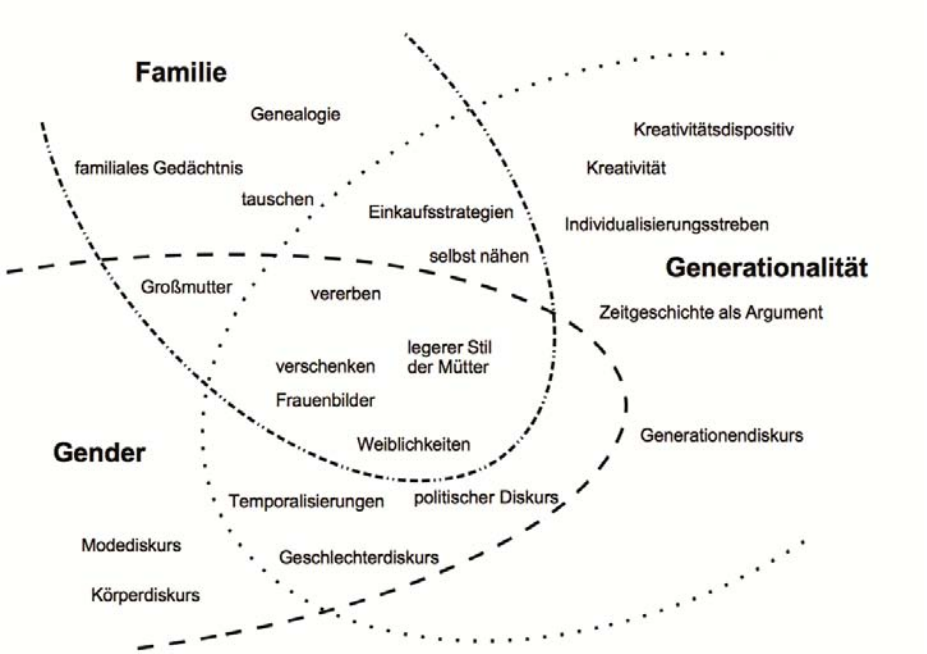

Abbildung 53: Positionen und Relationen im Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis in Mutter-Tochter-Beziehungen, eigene Darstellung.

Inwiefern für ein Verständnis von vestimentären Praxen in Mutter-Tochter-Beziehungen Generationenforschung *als* Kleidungsforschung und umgekehrt Kleidungsforschung *als* Generationenforschung betrieben werden muss, zeigte sich bereits dort, wo das Sich-Kleiden weniger als individuelle denn als stete Praxis des In-Beziehung-Setzens im *verwandtschaftlichen Generationengefüge* greifbar wurde. Ich zeichnete die Relevanz verwandtschaftlicher Verhältnisse für die Entstehung und stete Ausgestaltung des Kleidungsstils nach und fokussierte dabei auf die Logiken des Austauschs. Auf der Basis einer Zusammenschau unterschiedlicher Objektflüsse in der Familie lassen sich vestimentäre Netzwerke aufzeigen, in welche Mütter und Töchter eingebunden sind. Das vestimentäre Netzwerk des gewählten Einzelfalls verdeutlichte die Weitergabeprozesse, die sich inter- wie auch intragenerationell vollzogen. Kleidungsstücke wie auch Fotografien und andere Objekte erwiesen sich aus der Perspektive der Verwandtschaft heraus als beziehungsstiftend, etwa weil sie sowohl als Erinnerungsträger als auch als Tauschobjekte fungierten. Sie sind folglich als Verdinglichungen der Generationenbeziehungen zu interpretieren, zeitigen aber auch eine ihnen eigene Wirkmächtigkeit als

„secondary agents" (Gell 1998: 21), die soziale Handlungsmöglichkeiten materialisieren, übermitteln und ihrerseits Relationen konstituieren. Diese Prozesse hatten denselben Effekt wie der Transfer von Wissensbeständen, der sich explizit in Narrativen und implizit in vestimentären Kompetenzen manifestierte. Sie konstituierten und (re-)produzierten die Beziehungen. Materielle wie immaterielle Austauschprozesse sind deshalb wesentlicher Bestandteil eines dynamischen *doing kinship*. Sie lassen im Sinne einer praxeologischen Perspektive Verwandtschaft als „Culture[s] of Relatedness"[901] sinnfällig werden.

Auf welche Weise eine praxeologische Konturierung des Generationenbegriffs fruchtbar für die Analyse von Generationenbeziehungen ist, lässt sich insbesondere an diesem Feld des Möglichkeitsraums vestimentärer Praxen festmachen. Ich hatte eingangs vorgeschlagen, das Konzept vom „Generationenstil" (Mannheim 1964: 550) habitustheoretisch zu wenden, indem das Interesse an Dispositionen als gemeinsamer Aspekt herausgearbeitet wird. In der Folge schlug ich mit Blick auf das Feld der Verwandtschaft[902] das Konzept *vestimentärer Ästhetiken* vor, welches hilft, den Kleidungs-Beziehungs-Nexus zu konturieren. Das in Anlehnung an Daniel Miller (2001) verwandte Konzept ermöglichte es, Logiken und Prinzipien der Beziehungsweisen zu beschreiben, die sich in den Kleidungsstücken, Kleidungspraktiken und vestimentären Selbstaussagen von Mutter und Tochter verdichteten. Die vestimentären Praxen in Mutter-Tochter-Beziehungen als Effekte von Wahrnehmungsweisen und Geschmackspräferenzen zu analysieren, wie es vor allem aus der Perspektive der Verwandtschaft heraus geschah, unterstreicht damit die Bedeutsamkeit von sinnlichen Erfahrungen und inkorporiertem Wissen. Kritisch zu reflektieren bleibt jedoch die Dominanz des Visuellen, die sich in der mit generationellen Phänomenen befassenden Kleidungsforschung und auch in dieser Arbeit findet. Freilich ist es richtig, dass der erste Einfluss auf jede Person außer der Trägerin ein visueller[903] zu sein scheint. „[Clothes] represent not juxtapositions or excisions of particular chronical periods, but visual and material repositories of longitudinal – and often very personal – memory and time" (Dudley 2011: 61). Kleidungsstücken – und ihren visuellen Abbildern wie Fotos[904] – komme nach Sandra Dudley (2011) die Eigenschaft zu, Ideen und Werte zu archivieren und zu kommunizieren, was sie für die Analyse von *Generation* als zeitlich bestimmte Kategorie der Zugehörigkeit so interessant macht.[905] „Yet how much of all this is entirely *visual*" (ebd.: 67)? Ihre Frage erscheint nicht nur angesichts einer über lange Zeit semiotisch argumentierenden Kleidungsforschung berechtigt. Den

[901] Vgl. Carsten 2000.
[902] Vgl. Kapitel 2.2: „*Doing kinship* mit Kleidung".
[903] Vgl. Dudley 2011: 57.
[904] Vgl. ebd.: 60 f.
[905] Vgl. ebd.: 62: Diese Eigenschaft verortet sie auf der Ebene der „macro-level visual attributes" (ebd.). Sie komplettiert diese um die Mikroebene, die die Frage nach den Fasern, nach Motiven und Techniken oder nach den Übergängen zwischen Material, Farbe und anderen Designelementen behandelt.

Fokus auf die vestimentären Praxen von Müttern und Töchtern zu richten, hieß dementsprechend, aufmerksam zu bleiben für deren sinnliche Dimensionen.[906] So habe ich etwa Frau Albrecht-Richters Lieblingsmantel aus Filz anfassen oder Frau Becks „Hippiekleider" erspüren und mit heutiger Garderobe vergleichen können.[907] Die Situationen, in denen die Akteurinnen und ich Kleidung betrachteten, ähnelten dann mithin dem, was Sarah Pink ([3]2012) als „intentionally joining others in (near) universal embodied activities" (ebd.: 72) bezeichnet hat.[908] Der Wahrnehmung der Frauen wurde nachgespürt, indem ich gezielt nach Stoff- und Schnittpräferenzen fragte, und so regelmäßig von der Tragequalität eines Leinen- oder Baumwollstoffes erfuhr. Die Kindheitserzählungen der Mütter waren zudem geprägt von Erinnerungen an kratzende Wollstrümpfe, die auf der Haut unangenehm waren. Zusammengenommen vollzog sich auf diese Weise auch über die Sinnlichkeit der Kleidung eine Annäherung an Generationalitäten und Generationalisierungen. Neben dem Seh- war es auch mein Tast- und mein Geruchssinn, die zu Erkenntnissen führten. Diese Annäherungen wären zukünftig stärker zu systematisieren und könnten zu einer noch ausstehenden intensiven Auseinandersetzung mit einer *Generationalität der Sinne* oder auch einer *sinnlichen Generationalität* führen.

In meiner Konkretisierung des Konzepts der *Generationalität* hatte ich auf eine andere Perspektiverweiterung, denn die um die Sinnlichkeit von *Generationalität*, aufmerksam gemacht. Mein Anliegen war es, eine Bestimmung des Konzepts vorzunehmen, welche eine Lesart der „subjektiven Fremd- und Selbstverortung der Menschen in der Zeit" (Reulecke 2003: VIII) verspricht, die ihr Verständnis von Subjektivität an einem Mittelweg zwischen ausschließlich handlungstheoretischen Überlegungen einerseits und diskurstheoretischen Überlegungen andererseits orientiert. Ich hatte darauf hingewiesen, dass sich mein Vorgehen als sensibel gegenüber Mode- und Generationsdiskursen versteht.[909] In der Zusammenschau der vorliegenden Ergebnisse lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sich diese Sensibilität als enorm produktiv erwies. Dies gilt zunächst für die Bedeutsamkeit von *Weiblichkeiten* in den Verhandlungen von Generationenbeziehungen seitens der Akteurinnen. *Geschlecht* bildete ein bedeutsames Diskursfeld für die

906 Vgl. etwa Johnson/Bradley Foster 2007.

907 Vgl. Feldnotizen 5.5.2007 und 8.8.2006.

908 Die *Visuelle Anthropologie* betont zudem die Bedeutsamkeit, die das Teilen von Geschmackserlebnissen für das Verstehen von biografischen Erinnerungen hat; vgl. Pink [3]2012: 73.

909 Sabine Eggmann (2013) hat formuliert: „Statt de[n] Blick auf die Subjekte und ihren beziehungsweise den von ihnen gemeinten und generierten Sinn" zu lenken, „stellt sich die Frage nach der von unterschiedlichen Subjektpositionen her mitbestimmten und mitgetragenen, das heißt, auch nach der subjektiv konkretisierten und praktizierten, Ordnung, die im relationalen Geflecht Sinn generiert" (ebd.: 74). Dies gilt auch für die Beschäftigung mit Generationalität, zumal sich damit an die bisherigen Überlegungen zu Erfahrung und Identitäten anknüpfen lässt. Damit wird eine Perspektivverschiebung, oder besser: Perspektiverweiterung deutlich, die sich mit der Auseinandersetzung mit Generationalität und Generationalisierungsprozessen vollziehen kann (vgl. ebd.).

Verhandlung von Mutter-Tochter-Beziehungen. Inwieweit dieses für generationelle Selbstpositionierungen gilt, zeichnete sich bereits in der Analyse der vestimentären Biografien der Mütter ab. Die zwischen 1937 und 1964 geborenen Akteurinnen formulierten *Emanzipationsgeschichten*, in denen nicht zuletzt vergeschlechtlichte Kleidungsstücke und Moden der Konstruktion von generationellen Differenzen dienten. Ausgehend von der konsequent vergleichend-relationierenden Rekonstruktion der Mutter-Tochter-Beziehungen konnte ich durch die Analyse der vestimentären Praktiken, Geschmackspräferenzen und Biografien weiterhin aufzeigen, inwiefern Konstruktionen von Frau-Sein ihre Wirkmächtigkeit in Mutter-Tochter-Beziehungen zeitigten. Entlang der durch Mode- und Genderdiskursen hervorgebrachten Frauenbilder und Rollenvorstellungen formulierten sich in den vestimentären Geschmackspräferenzen Weiblichkeitskonzeptionen, die sich in ein stetes intergenerationelles Vergleichen, Relationieren und Positionieren einspeisten und auf diese Weise die Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten geschmacklicher Präferenzen in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter konstituierten. Die Analyse von Mutter-Tochter-Beziehungen aus einer Genderperspektive konnte damit in den unterschiedlichen Formaten des Frau-Seins ein Fundament für wechselseitige Erwartungen und Befremdungserfahrungen im Rahmen der Mutter-Tochter-Beziehung aufzeigen. Dort, wo sich *Gender* und *Generation* verschränken, treten die intergenerationellen Verhandlungen von Ähnlichkeit und Differenz deutlich zu Tage. *Generation* lässt sich dabei als die Kategorie bestimmen, mit der jene Unterschiede bezeichnet werden können, die sich aus der Zeitlichkeit von Frauenbildern, Weiblichkeitsvorstellungen und Gendercodes ergeben. Wäre Generation dann konzeptionell zu unterscheiden von anderen Kategorien, mit denen für gewöhnlich soziale Differenz bezeichnet wird? Ich möchte die Frage nach dem Verhältnis von *Gender* und *Generation* und damit die vorläufige Feststellung von der intersektionalen Perspektive auf vestimentäre Praxen in Mutter-Tochter-Beziehungen aufgreifen und einige ausblickende Überlegungen anstellen.

Generation, Garderobe, Geschlecht: Schlussfolgerungen

„Differences are relational", so schreibt Amade M'charek (2010) in ihren Ausführungen zur Materialität von Differenzen: „They do not always materialize in bodies (in the flesh, genes, hormones, brains, or the skin). Rather they materialize in the very relations that help to enact them" (ebd.: 313). Der Gedanke von der Relevanz der Verbindung ist auch für die Frage nach der Verbindung von verschiedenen Kategorien, die ihrerseits situativ Differenz zeitigen, interessant. Er mag helfen, die Erkenntnis vom Zusammenhang von *Gender* und *Generation* zu spezifizieren: Differenz erweist sich in den Aussagen meiner Gesprächspartnerinnen und in den von mir beobachteten Performanzen stets als Effekt des Zusammenspiels von Dingen, Bildern oder Narrativen, die in unterschiedlichem Maße generationell und gleichfalls geschlechtlich konstituiert sind. Allerdings scheinen sich *Generation*

und *Gender* zueinander anders zu verhalten. *Generation* als Bezeichnung für zeitlich motivierte Differenzen ist immer angewiesen auf eine oder mehrere soziale Kategorien, die den Raum für ihr Hervortreten abstecken. Es ist somit nicht nur die Simultanität der beiden Kategorien, sondern auch die Zeitlichkeit von Weiblichkeiten, die generationelle Differenzen hier virulent werden lassen. Vor diesem Hintergrund scheint die Konzeption einer interdependenten Kategorie, wie sie Katharina Walgenbach (2012) vorschlägt, einen interessanten theoretischen Rahmen zu bieten. Die Soziologin stellt angesichts der vielfältigen Debatten um Intersektionalität Überlegungen dazu an, „welche theoretischen Modelle geeignet sind, die konstatierten Interdependenzen sozialer Kategorien und Normierungen zu erfassen" (ebd.: 23), und regt an, die Kategorien als voneinander abhängige zu denken. Somit wird es möglich, der mit der Metaphorik der Intersektionalität verbundenen „Vorstellung eines ‚genuinen Kerns' sozialer Kategorien" (ebd.) zu entgehen. Die von ihr diskutierte Kategorie *Gender* sei „in sich heterogen strukturiert" und somit eine „interdependente Kategorie" (ebd.: 61). Ein solches Verständnis geht prinzipiell davon aus, dass die Kontur der Kategorie *Gender* historisch und geographisch variabel sowie kontextgebunden ist. Ihre „interne Architektur" lässt sich bestimmen, indem man sich auf die bedeutsamen Bereiche konzentriert, „welche die Kategorie Gender in dem ausgewählten Kontext aufspannen" (ebd.: 63). Auch bei diesem Konzept ist die kritisch reflektierte Problematik der Relation zwischen Ungleichheitsdimensionen nicht abschließend gelöst. Im Hinblick darauf hat Gudrun-Axeli Knapp (2011) in ihren Überlegungen zu den „Herkünften, Suchbewegungen und Sackgassen" (ebd.: 261) des Intersectionality-Ansatzes den kritischen Einwand formuliert, dass interdependente Kategorien wiederum auch *miteinander* in Verbindung stehen. Sie weist damit auf eine auf der Ebene der Bezeichnung manifestierte Schwierigkeit der „Inter-Dependenz" (ebd.) hin. Sie kritisiert auch, dass hier eine spezifische Art der Beziehung festgeschrieben werde – die der Abhängigkeit. Die Soziologin plädiert daher zu Recht für Offenheit „auf der programmatisch-konzeptionellen Ebene", denn „die Vermittlungsverhältnisse" sind komplex und die „Festlegung auf eine bestimmte Relationsform" (ebd.) ist problematisch. Inwieweit aber ließe sich das Konzept für die interessierende Frage nach dem Zusammenhang von *Gender* und *Generation* operationalisieren? *Gender* und andere identifikatorische, positionierende Kategorien sind ihrerseits als fluide und stets transformierend zu begreifen. Mit Blick auf ihre Effekte sind sie in historischen Kontexten entstanden und in solchen wirkmächtig geworden.[910] Diese Wirkmächtigkeit ließe sich mit der Kategorie *Generation* erfassen, wobei das *Wie* dieses Erfassens selbst zu historisieren wäre.[911] Ohne eine biografische und historische Perspektive auf die *Weiblichkeiten* allerdings wird das wechselseitige Befremden als Ausdruck der generationellen Verhältnisse und wei-

[910] Vgl. hierzu die Argumentation von Gutiérrez Rodríguez 2011 in ihren Ausführungen zu Intersektionalität und Rassismus.
[911] Dieses geschieht etwa in in Analysen wie jener von Parnes/Vedder/Willer 2008.

ter die Wirkmächtigkeit der positionierenden Kategorien in ihrer Zeitgebundenheit nicht greifbar. Hierzu bedarf es der zeitlich motivierten Differenzen. Hieraus ließe sich wiederum schließen, dass *Generation* als inter-*dependent* zu konzipieren wäre.[912] Das Problem, das Gudrun-Axeli Knapp (2011) mit ihrer Bemerkung von den weiterhin bestehenden, mithin statisch anmutenden Relationen auch im Interdependenzkonzept bezogen auf *Gender* ansprach, bleibt jedoch auch für die Kategorie *Generation* bestehen.

Inwiefern die Kategorie *Generation* auch in ihrer gängigen Konnotation als identitärer Kategorie zu problematisieren ist, wurde von mir nicht erst mit Fokus auf *Gender* aufgeworfen, sondern bereits mit dem einleitenden Versuch, den Begriff der *Generationalität* zu präzisieren. In ihrer ursprünglichen Konzeption sucht Generationali*tät* Identität und Alterität zu fassen, die auf geteilten oder als gemeinsam angenommenen Erfahrungen beruht. Ich diskutierte die Möglichkeit, Generationalität *weder* als Ausdruck einer (kollektiven) Identität *noch* essentialisierend als Effekt eines Generationendiskurses zu betrachten. Aus einer Perspektive heraus, die den Fokus auf *Generationalisierungen* als Prozesse des Identifizierens legte und die Subjektpositionen der Frauen *re*konstruierte, wurde *Generationalität* als dritter Aspekt vestimentärer Praxis analysiert und anhand einer Mutter-Tochter-Beziehung ausführlich dargestellt. Die Erfahrungen seitens der Mütter erwiesen sich als bedeutsame Ressource, die den gegenwärtigen familialen Habitus prägten. Damit ist die historische Konnotation des Generationenbegriffs mit jener der familialen Generation zusammenzudenken und es lässt sich argumentieren, dass die Betrachtung von *Generation* im Sinne einer singulär und eindeutig bestimmten Differenzkategorie für das Verständnis der vestimentären Praktiken nicht hinreichend ist: Aufgrund der Kohortenzugehörigkeit der Mutter stimmten die vestimentären Techniken, die Generationalität motivierten, mit jenen Techniken überein, die sie mit ihrer Tochter teilte. Als zentrales erklärendes Moment für diese Beobachtung erwies sich der Referenzzeitraum der späten 1960er-Jahre. Die *langen* sechziger Jahre[913] stellen eine Phase der Verdichtung von Expressivität und Kreativität dar, die zur spezifischen Formierung eines Kreativsubjekts beitrugen.[914] Die Prozesse haben seit dieser letzten Phase der Etablierung eines Kreativsubjekts

[912] Dass Generation eben immer in Relation zu anderen Kategorien der Ungleichheit aufscheint, erscheint mir im Übrigen als weiteres Argument dafür zu gelten, Generation nicht aus intersektionaler Perspektive, sondern vielmehr als interdependente Kategorie zu konzeptionalisieren. Man denke etwa an Klasse in Pierre Bourdieus Habituskonzept, oder aber an den Diskurs über die Einwanderergenerationen, in welchem offenbar Generation nicht nur als temporal konstituierter Differenzmarkierer funktioniert, sondern gleichsam in der Interdependenz mit Ethnizität diverse Politiken der Ungleichheit dauerhaft zu stützen scheint. Vgl. hierzu etwa Bourdieu 1993. Mit der Aussage über Migration beziehe mich auf Sehra Durans kritische Perspektive auf den Konnex von Migration und Generation, vorgetragen im Seminar „Generation(en)" am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie in Göttingen, am 2.2.2012. Für ihre anregenden Ausführungen sei ihr hiermit herzlich gedankt.

[913] Vgl. Hodenberg/Siegfried 2006: 8.

[914] Vgl. Reckwitz 2012.

Bestand und sie vergemeinschaften somit die Frauen auf der Ebene des vestimentären Stils jenseits generationeller Zusammenhänge. Wenn Praktiken wie das Fertigen von Kleidungsstücken wie auch Interessenslagen, Deutungen, Selbstauslegungen von Mutter und Tochter geteilt werden, so kann geschlussfolgert werden, dass sie via Selbsttechnologien in vergleichbare Subjektivierungsprozesse eingebunden sind. Somit lässt sich schließlich nicht nur für eine praxeologische Konzeptionalisierung des *Generationenstils* argumentieren, sondern auch belegen, dass sich Generationenzugehörigkeiten nur vermeintlich eindeutig über Kleidungsstile erschließen lassen. Eine kulturanthropologische Analyse des Sich-Kleidens hat hier der Multiplizität von Identifizierungen und Subjektivierungen Rechnung zu tragen und Generationalisierungsprozesse zum Ausgangspunkt zu nehmen, um *Generation* als sozial konstruierte Kategorie in ihrer Bedeutsamkeit für vestimentäre Praxen in den Blick zu bekommen. An die Überlegung zu *Gender* anknüpfend, möchte ich deshalb abschließend einige Anmerkungen zur Reichweite von *Generation* als „analytische Kategorie" (Jureit 2006: 9) formulieren. Angeregt dazu wurde ich durch George E. Marcus' (2009) Ausführungen zum momenthaften ethnografischen Forschen, genauer: seiner Diskussion einer „Norm of Incompleteness" (ebd.: 28) im Rahmen des Konzepts von Feldforschung als Designprozess. Seine Argumentation geht von der Beobachtung aus, dass sich Ethnografien durch eine Rhetorik der eigenen Unvollständigkeit auszeichneten. Er interpretiert jene als Absicherung von Unzulänglichkeiten der Analyse oder Unsicherheit gegenüber der ethnografischen Tätigkeit. Dieser Rhetorik stellt er die Unvollständigkeit als Modus des Nachdenkens gegenüber, und zwar darüber, was über das Getane gesagt werden kann. „It is not about incompleteness in relation to the general and future unknown", schreibt er,

> „but in relation to a design or research imaginary that has been thought through ethnographically, but investigated only in part […]. That partial knowledge, so to speak, which is the product of first fieldwork, is partial in relation not to some unknown or vaguely conceived larger whole (in my view, this leads all too often to the justifying, dominating moral discourses of so many ethnographies today), but to a known and carefully conceived incompleteness, a ground or terrain of possible ethnography that is deeply imagined as such and in terms of which is partial results of fieldwork are specifically argued. Incompleteness thus defines a norm for contextualizing conditions of fieldwork research today at a thoroughly imagined ethnographic level for which the researcher should be responsible." (Marcus 2009: 28 f.)

Für diese Studie fügt sich dieses Plädoyer in die Feststellung ein, dass die thematischen Felder offen für weitere und andere Formen des Sich-Kleidens zu gestalten sind. Zugleich haben mich die Intersektionen von *Generation* und *Geschlecht* (und weiterer Kategorien) sowie die beharrliche Visualität des Textilen zu Überlegun-

gen geführt, *Generation* als Identitätskategorie weiter zu dezentrieren. Es lassen sich hierfür noch weitere theoretische Denkfiguren in Bezug auf den Forschungsgegenstand Kleidung skizzieren. In Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Konzepten wie Assemblage[915], material-semiotics[916] und Affekte[917], so scheint es mir, lässt sich die Frage nach der Reichweite bisheriger Generationenkonzepte noch deutlicher konturieren. Für eine kulturanthropologische Generationenforschung erscheint mir das sowohl wesentlich wie auch als gewinnbringend.

Dies betrifft zunächst die Frage der intersektionalen bzw. inter-dependenten Betrachtung generationeller Phänomene. Die Queer-Theoretikerin Jasbir K. Puar (2007, 2011) reflektiert das Intersektionalitätskonzept im Vergleich zu jenem der Assemblage, wobei sie unter Assemblage ein Konzept versteht, welches

> „points to the inability to clearly delineate a temporal, spatial, energetic, or molecular distinction between a discrete biological body and technology; the entities, particles, and elements come together, flow, break apart, interface, skim off each other, are never stable, but are defined through their continual interface, not as objects meeting but as multiplicities emerging from interactions." (Puar 2007: 217)[918]

Mit der Assemblage würden die verwobenen Zwänge fokussiert, „[that] merge and dissipate time, space, and body against linearity, coherency, and permanency" (ebd.). Kritisch auf die Rezeptionsgeschichte des Intersektionalitätsansatzes blickend, diskutiert sie dabei dessen Auffassung von Kategorien wie *Klasse* oder *Gender* als „separable analytics" (ebd.: 212), die zusammen wirkten und in einer Logik der Äquivalenz zwischen eben jenen Entitäten als Subjektpositionen stabilisiert würden, und zwar über Ort und Zeit hinweg. Es sind theoretische Unternehmungen der Destabilisierung entlang etablierter Konzepte, die ihr Interesse an Assemblagen bedingen und die – so ihr Argument – das Intersektionalitätskonzept wenn nicht ablösen, dann doch ergänzen könnten zugunsten einer Perspektive, die den Fokus auf eine andere Weise auf Subjektivierungen und Macht zu lenken vermag.[919] Den wesentlichen konzeptionellen Unterschied zwischen den Konzepten bringt die Autorin schließlich wie folgt auf den Punkt: „[I]ntersectionality attempts to comprehend political institutions and their attendant forms of social normativity and disciplinary administration, while assemblages […] asks [sic!] what is prior to and beyond what gets established" (Puar 2011: 8). Diese Überlegungen versprechen weitere Impulse für zukünftige Forschungen zum Zusammenhang von *Gender* und *Generation*.

---

915 Vgl. z.B. Marcus/Sarka 2006.
916 Vgl. etwa Law 2009, für New Materialisms auch in Hinblick auf Generation Braidotti 2010.
917 Siehe hierzu etwa Massumi 2002.
918 Puar nimmt dabei deutlich Bezug auf die Überlegungen der Philosophen Gilles Deleuze und Felix Guattari; vgl. Deleuze/Guattari 2004.
919 Vgl. Puar 2011: 4 f.

Die Denkfigur der Assemblage erweist sich zudem aus Perspektive der Kleidungsforschung *als* Generationenforschung – und vice versa – als anregend. So reflektiert Puar (2007) über den Sikh-Turban im Kontext von „practices of profiling" (ebd.: 166) und macht deutlich, dass das Kleidungsstück primär als visuelle Repräsentation gedacht wurde. Sie selbst wendet ihre Auseinandersetzung mit dem Kleidungsstück affekt- und schließlich assemblagetheoretisch und kommt dabei zu dem Schluss, dass neben die Disziplinierung des Foucault'schen Panoptikums jene des „informational profile" tritt, „[that] works to accuse in advance of subject formation" (ebd.: 198). Es sind weniger diese machttheoretischen Überlegungen, auf die ich hier aufmerksam machen möchte, denn vielmehr auf die Ausführungen zu Körper, Kleid und Zeit. Es existiere der Autorin zufolge ein Unterschied zwischen dem Verständnis von dem einen Objekt, in diesem Fall der des Turbans, als Anhang des Körpers und des ‚Turbankörpers' als Assemblage:

> „[this is a difference between] thinking of the turbaned man as a man with an appendage and thinking of the turbaned man as an assemblage that cuts through such easy delineations between body and thing, an assemblage that fuses, but also scrambles into chaotic combinations, turban into body, cloth into hair, skin, oil, pores, destabilizing the presumed organicity of the body." (ebd.: 193)

Der Turban werde nicht jenseits seines Trägers wahrgenommen, sondern sei stets eins mit dem Körper, und zwar „in the state of becoming, the becoming of a turbaned body, the turban becoming part of the body" (ebd.: 194). Da der Turban selbst nicht nur sensorisch bedeutsam ist, sondern die Wahrnehmung wie die Praktiken, die mit ihm einhergehen, stets diskursiv sind, entfaltet sich, so ihr Argument, der Turban letztlich als queere Figuration, die auf Diskriminierungen des Trägers verweist – „It is this assemblage of visuality, affect, feminized position, and bodily disruption of organic-nonorganic divides, the not-fully-organic not-fully-nonorganic body, which accounts for" (ebd.: 196).[920] Es sind diese Ausführungen, die vor Augen führen, dass das Textile offensichtlich auch und gerade hier aufgrund seiner sinnlich-affektiven Eigenschaften Relevanz erlangt. Aus generationstheoretischer Sicht stellt allerdings vor allem das zugrunde gelegte Verständnis von Zeitlichkeit ein interessantes Moment dar. Turbane assemblagetheoretisch zu reflektieren, so Puar, „allows us to exit this question of temporality that doggedly binds all cultural forms navigating the yesterday of tradition with the futurity of the modern, to instead inspire anew other temporal and spatial possibilities" (ebd.: 192). Der Fokus auf das *becoming* ist eine dieser Möglichkeiten. Es stellt sich durchaus die Frage, ob und inwieweit sich die Kategorie *Generation* hier noch ein-

[920] Es ist im Übrigen eine interessante Beobachtung, dass bereits Mary Ellen Roach-Higgins und Joanne B. Eicher (1995) von Kleidung als „assemblage of body modifications" (ebd.: 7) gesprochen haben, wenn auch unter identitätstheoretischen Vorzeichen. Es wäre interessant, die theoretische Perspektive auf Kleidung weiter zu vertiefen; vgl. auch Eicher/Evenson ^{4}2014: 26.

fügen ließe. Es wäre zu überlegen, bis zu welchem Grad ihre Mannheim'schen Implikationen der Generationenabfolge zugunsten einer Betonung des Fluiden, Situativen und Neuen verschoben, oder sie gar von dieser bisher wirkmächtigsten theoretischen Bestimmung gänzlich gelöst werden müsste.

Dass Puar in ihren Überlegungen zu Körpern „in queer diaspora" (ebd.: 172) den Begriff der Kontagion heranzieht, bietet dahingehend einen ersten interessanten Ansatzpunkt. „[…] I am suggesting not that specific bodies be read as contagions", heißt es bei Puar, „but that all bodies can be thought as contagious or mired in contagions: bodies infecting other bodies with sensation, vibration, irregularity, chaos, lines of flight that betray the expectation of loyalty, linearity, the demarcation of who's in and who's not" (ebd.). Auch Karl Mannheim (1980) hatte in seinen Überlegungen über „konjunktives und kommunikatives Denken" und somit zum konjunktiven Erfahrungsraum Kontagion als zentralen Ausgangspunkt hervorgehoben: „Wir berühren durch unseren Körper. Körper haben aber die Fähigkeit, durch unseren Geist, Geistiges und, durch unsere Seele, Seelisches unmittelbar ganz in der Art der Kontagion zu erfassen" (ebd.: 209). Der Soziologe betonte die Wahrnehmung, zumal die Wahrnehmung eines Gegenübers, um dann zwischen einem unmittelbaren und einem vermittelten Affiziert-Werden zu unterscheiden. Letzteres ist ihm an Erfahrungen gebunden, während ersteres im Augenblick der ersten Begegnung eine „Seinsrelation" (ebd.: 210) zu schaffen vermag, auf der später das konjunktive Erkennen und Verstehen gründet und das für ein ‚Wir' verantwortlich ist. Mannheim weist darauf hin, dass Kontagion allein nicht für die Kontinuierung des ‚Wirs' garantiere und wendet sich weiter der Relevanz der Sprache zu. Dennoch ist es auch diese Fundierung, die das Konzept vom „konjunktiven Erfahrungsraum"[921] informiert. Auf ihr fußen später Untersuchungen zu generationellen Phänomenen, die sich an einer Rekonstruktiven Sozialforschung orientieren.[922] Weniger die direkte Hinwendung denn eine Genealogie der theoretischen Perspektiven und Konjunkturen vermag womöglich neue Impulse für eine Erforschung aus Generationsperspektive geben. Vermutlich würde hier eine erneute und stets vergleichende Re-Lektüre von Karl Mannheims Ansatz, wie sie Joachim Matthes für die Generationentheorie[923] durchführte, aufschlussreich sein.

[921] Vgl. Mannheim 1980: 211 ff.
[922] Vgl. hierzu als prägnantes Beispiel Bohnsack/Schäffer 2002.
[923] Vgl. Matthes 1985.

7. Quellen- und Literaturverzeichnis

7.1 Zitierte Interviews (nach Mutter-Tochter-Paaren)

Die Namen der Akteurinnen und – wo notwendig – Ortsbezeichnungen wurden abgeändert. Die Vornamen der Mütter beginnen mit M, jene der Töchter mit T.

Familie Albrecht-Richter

Interview mit Monika Albrecht-Richter am 18.7.2006

> 51-jährige Krankenschwester, wohnhaft in einer Mittelstadt, zwei Kinder, aufgewachsen als Tochter eines Schweißers und einer Näherin

Interview mit Tessa Richter am 18.7.2006

> 19-jährige Erzieherin in Ausbildung, wohnhaft in einer Mittelstadt, dort aufgewachsen, zwei Geschwister

Mutter und Tochter Gespräch am 22.10.2006
Schrankgespräch mit Monika Albrecht-Richter am 5.5.2007
Schrankgespräch mit Tessa Richter am 8.6.2007

Familie Beck

Interview mit Meta Beck am 8.8.2006

53-jährige Pflegedienstleiterin, wohnhaft in einer Mittelstadt, ein Kind, aufgewachsen als Tochter eines Schneidermeisters und einer Schneiderin mit eigenem Geschäft

Interview mit Tatjana Beck am 29.10.2006

30-jährige Dozentin und Coach, wohnhaft in einer Großstadt

Mutter und Tochter Gespräch am 29.10.2006
Schrankgespräch mit Tatjana Beck am 15.5.2008

Familie Decker

Interview mit Martina Decker am 27.6.2006

48-jährige Krankenschwester, wohnhaft in einer Mittelstadt, zwei Kinder, aufgewachsen als Tochter einer Krankenschwester

Interview mit Tabea Decker am 2.8.2006

20-jährige Krankenpflegeschülerin, wohnhaft in einer Mittelstadt

Mutter und Tochter Gespräch am 2.5.2007

Familie Hackenberg

Interview mit Mechthild Hackenberg am 1.4.2007

63-jährige Rentnerin, zuvor als Frauenbeauftragte tätig, ein Kind, wohnhaft in einer Mittelstadt, dort auch geboren und aufgewachsen als Tochter eines Majors und einer Hausfrau, drei Schwestern

Interview mit Tina Hackenberg am 8.4.2007

37-jährige Personalreferentin und Diplom-Sozialwirtin, wohnt in einer Großstadt

Familie Karstensen

Interview mit Michaela Karstensen am 16.8.2006

58-jährige Professorin, wohnt in einer Mittelstadt, ein Kind, aufgewachsen als Tochter eines Maurerpoliers und einer Schneiderin in einer Großstadt

Interview mit Teresa Karstensen am 16.8.2006

21-jährige Studentin, wohnt in einer Großstadt

Mutter und Tochter Gespräch am 27.2.2007

Familie Lingen

Interview mit Mercedes Lingen am 20.2.2007

57-jährige Lehrerin, wohnt in einer Großstadt, ein Kind, ist aufgewachsen in Kleinstadt als Tochter eines Amtsleiters und einer Bankangestellten, zwei Geschwister

Interview mit Trixi Lingen am 21.1.2007

20-jährige Studentin, wohnt in einer Großstadt

Familie Müller

Interview mit Marianne Müller am 17.6.2006

61-jährige Bibliotheksangestellte, wohnhaft in einer Mittelstadt, drei Kinder, aufgewachsen bei einer alleinerziehenden Hausangestellten

Interview mit Tiffani Müller am 7.9.2006

41-jährige Dolmetscherin, wohnt in einer Mittelstadt, ein Kind

Familie Schmidt

Interview mit Margot Schmidt am 6.10.2006

64-jährige Buchhändlerin, zwei Kinder, wohnhaft in einer Großstadt, aufgewachsen als Tochter eines Pfarrers, eine Schwester

Interview mit Tanja Schmidt am 20.8.2006

33-jährige Studentin und Dokumentationsassistentin, wohnt in einer Mittelstadt, ein Bruder

Mutter und Tochter Gespräch am 6.10.2006

Familie Schuhmacher

Interview mit Magda Schuhmacher am 17.7.2006

51-jährige Buchhändlerin, wohnt in einer Großstadt, zwei Kinder, Tochter eines Elektromechanikers und einer Näherin

Interview mit Trudi Schuhmacher am 24.7.2006

23-jährige Erzieherin, wohnt auf dem Dorf

Mutter und Tochter Gespräch mit Fotos am 25.10.2006
Schrankgespräch mit Magda Schuhmacher am 4.5.2007
Schrankgespräch mit Trudi Schuhmacher am 11.4.2008

Familie Voigt

Interview mit Maria Voigt am 19.8.2006

50-jährige selbstständige Bauzeichnerin, wohnt auf einem Dorf, zwei Kinder, aufgewachsen als Tochter eines Elektromeisters und einer Hausfrau

Interview mit Theodora Voigt am 19.8.2006

30-jährige Sekretärin, wohnt auf einem Dorf

Mutter und Tochter Gespräch am 19.8.2006

7.2 Internetquellen

http://www.squiggly.com/us/gb/search-results/Swatch/The-Originals/Pop/SQC-C396-t2254 <letzter Zugriff: 30.3.2012>.

http://gudrunsjoeden.de/ <letzter Zugriff: 30.3.2012>.

http://www.westfalenhallen.de/messen/creativa/ <letzter Zugriff: 14.8.2012>.

7.3 Gedruckte Quellen

Burda 1960, Heft 11.

Burda 1961, Heft 4.

Burda 1962, Heft 1.

Linke, Chris; Linke, Dena (2006): Lass mich doch mal ausreden! Szenen einer Pubertät. Berlin.

7.4 Literatur

Alheit, Peter; Hoerning, Erika M. (1989) (Hg.): Biographisches Wissen: Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt am Main.

Allan, Graham A. (1979): A Sociology of Friendship and Kinship. London.

Amit, Vered (2000): Introduction. Constructing the Field. In: Amit, Vered (ed.): Constructing the Field. Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World. London/New York, 1–18.

Bachmann, Cordula (2008): Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis. Bielefeld.

Baier, Annette (2001): Vertrauen und seine Grenzen. In: Hartmann, Martin; Offe, Claus (Hg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Frankfurt am Main/New York, 37–84.

Banim, Maura; Guy, Ali (2001): Dis/continued Selves: Why do Women keep Clothes they no longer wear. In: Guy, Ali; Green, Eileen; Banim, Maura (eds.): Through the Wardrobe. Women's Relationships with their Clothes. Oxford, 203–219.

Benninghaus, Christina (2005): Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930. In: Jureit, Ulrike; Wildt, Michael (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg, 127–158.

Biehl, João (2007): A Life. Between Psychiatric Drugs and Social Abandonment. In: Biehl, João; Good, Byron; Kleinman, Arthur (eds.): Subjectivity. Ethnographic Investigations. Berkeley/Los Angeles/London, 397–421.

Biehl, João; Good, Byron; Kleinman, Arthur (2007): Introduction: Rethinking Subjectivity. In: Biehl, João; Good, Byron; Kleinman, Arthur (eds.): Subjectivity. Ethnographic Investigations. Berkeley/Los Angeles/London 2007, 1–23.

Binder, Beate; Hess, Sabine (2011): Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld, 15–52.

Blau, Peter M. (2005): Sozialer Austausch. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main/New York, 125–137.

Bloch, Ernst (1985): Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt am Main.

Bogatyrev, Petr Grigor'evic (1971): The Functions of Folk Costume in Moravian Slovakia. The Hague/Paris.

Bohnenkamp, Björn (2011): Doing Generation. Zur Inszenierung von generationeller Gemeinschaft in deutschsprachigen Schriftmedien. Bielefeld.

Bohnenkamp, Björn; Manning, Till; Silies, Eva-Maria (2009): Argument, Mythos und Konstrukt. Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive. In: dies. (Hg.): Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster. Göttingen, 9–29.

Bohnsack, Ralf; Schäffer, Burkhard (2002): Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen. In: Burkart, Günter; Wolf, Jürgen (Hg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen, 249–273.

Bombek, Marita (2003): Schön und cool. Nachhaltigkeit für die Mode der Jahrtausendkids? In: Gaugele, Elke; Reiss, Kristina (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt am Main/New York, 199–217.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS 1, 75–81.

Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1993): „Jugend" ist nur ein Wort. In: ders.: Soziologische Fragen. Frankfurt am Main, 136–146.

Bourdieu, Pierre (1993a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (2005): Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. 2., erw. und überarb. Aufl. Wien.

Bourdieu, Pierre (2008): Ortseffekte. In: ders.; et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, 159–167. [Nachdruck]

Bourdieu, Pierre (²2009): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J. D. (2006): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main.

Bourriaud, Nicolas (²2005): Postproduction. New York.

Braidotti, Rosi (2010): The Politics of „Life Itself" and New Ways of Dying. In: Coole, Diana; Frost, Samantha (eds.): New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics. Durham/London, 201–218.

Brand, Karl-Werner (2008): Umwelt-Bewegung. In: Roth, Roland; Rucht, Dieter (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt am Main, 219–244.

Breward, Christopher; Gilbert, David; Lister, Jenny (2006): Swinging Sixties. Fashion in London and Beyond 1955–1970. London.

Brown, Steven D.; Reavy, Paula; Brookfield, Helen (2014): Spectral Objects: Material Links to Difficult Pasts for Adoptive Families. In: Harvey, Penny u. a. (Hg.): Objects and Materials. A Routledge Companion. London/New York, 173–182.

Bude, Heinz (2000): Die biographische Relevanz der Generation. In: Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 19–35.

Büchner, Peter; Brake, Anna (2006) (Hg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Wiesbaden.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main.

Butler, Judith (2002): Performative Akte und Geschlechtskonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main, 301–320.

Butler, Judith (2004): Gender-Regulierungen. In: Helduser, Urte u. a. (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt am Main/New York, 44–57.

Caillé, Alain (2005): Die doppelte Unbegreiflichkeit der reinen Gabe. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität der Gesellschaft. Frankfurt am Main, 157–184.

Carsten, Janet (1997): The Heat of the Hearth: The Process of Kinship in a Malay Fishing Community. Oxford.

Carsten, Janet (2000): Introduction: Cultures of Relatedness. In: dies. (ed.): Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship. Cambridge, 1–36.

Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Berlin.

Chua, Liana; Salmond, Amiria (2012): Artefacts in Anthropology. In: Fardon, Richard et al. (eds.): The SAGE Handbook of Social Anthropology. Vol. 2. Los Angeles u. a., 101–114.

Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Hrsg. und mit einem Vorwort vers. v. Reiner Keller. Wiesbaden.

Clarke, Alison; Miller, Daniel (2002): Fashion and Anxiety. In: Fashion Theory 6,2, 191–214.

Corrigan, Peter (1989): Gender and the Gift. The Case of the Family Clothing Economy. In: Sociology 23,4, 513–534.

Corrigan, Peter (1989a): Troublesome Bodies and Sartorial Dopes. Motherly Accounts of Teenage Daughter Dress Practises. In: Semiotica. Journal of the International Association for Semiotic Studies 77,4, 393–414.

Corrigan, Peter (2008): The Dressed Society. Clothing, the Body and Some Meanings of the World. London u. a.

Corsten, Michael (2001): Biographie, Lebenslauf und das „Problem der Generation". In: BIOS 2,2, 32–59.

Craik, Jennifer (1993): The Face of Fashion. Cultural Studies in Fashion. London/ New York.

Cvajner, Martina (2011): Hyper-feminity as Decency: Beauty, Womanhood and Respect in Emigration. In: Ethnography 12,3, 356–374.

Cwerner, Saulo B. (2001): Clothes at Rest. Elements of a Sociology of the Wardrobe. In: Fashion Theory 5,1, 79–92.

Daniel, Ute (2000): Erfahrung – (k)ein Thema der Geschichtstheorie? In: L'Homme Z.F.G. 11,1, 120–123.

Daniel, Ute (2004): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 4., verb. und erw. Aufl. Frankfurt am Main.

Dausien, Bettina (2001): Bildungsbiographien von Frauen im intergenerationalen Verhältnis – ein methodologisches Plädoyer für einen biographischen Forschungsansatz. In: metis 10,19, 56–77.

Davidson, Hilary (2006): Sex and Sin. The Magic of Red Shoes. In: Riello, Giorgio; McNeil, Peter (eds.): Shoes. A History from Sandals to Sneakers. Oxford, 272–288.

Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (2004): A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia. London.

Dudley, Sandra (2011): Material Visions. Dress and Textiles. In: Banks, Marcus; Ruby, Jay (eds.): Made to Be Seen. Perspectives on the History of Visual Anthropology. Chicago/London, 45–73.

Eberlein, Undine (2000): Einzigartigkeit. Das romantische Individualitätskonzept der Moderne. Frankfurt am Main/New York.

Ege, Moritz (2013): „Ein Proll mit Klasse". Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt am Main/New York.

Eggmann, Sabine (2013): Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkskundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, 55–77.

Eicher, Joanne; Evenson, Sandra Lee ([4]2014): The Visible Self. Global Perspectives on Dress, Culture, and Society. New York.

Ellwanger, Karen; Hülsenbeck, Anette (1997): Mode und Antimode. In: Dietz, Gabriele; Schmidt, Maruta; Soden, Kristina von (Hg.): Wild und zahm: die siebziger Jahre. Berlin, 165–171.

Entwistle, Joanne (2000): Fashioning the Career Woman. Power Dressing as a Strategy of Consumption. In: Talbot, Mary M.; Andrews, Margaret R. (eds.): All the World and her Husband. Women in Twentieth-Century Consumer Culture. London, 224–238.

Entwistle, Joanne (2001): The Dressed Body. In: Entwistle, Joanne; Wilson, Elizabeth (eds.): Body Dressing. Oxford/New York, 33–58.

Entwistle, Joanne ([6]2006): The Fashioned Body. Fashion, Dress and Modern Social Theory. Cambridge.

Eyerman, Ron; Turner, Bryan S. (1998): Outline of a Theory of Generations. In: European Journal of Social Theory 1,1, 91–106.

Faubion, James D. (2009): The Ethics of Fieldwork as an Ethics of Connectivity, or the good Anthropologist (Isn't What She used to Be). In: Marcus, George E.; Faubion, James D. (eds.): Fieldwork is Not What It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition. New York: 145–164.

Featherstone, Mike (1982): The Body in Consumer Culture. In: ders. (ed.): The Body. Social Process and Cultural Theory. London: 170–197.

Fietze, Beate (2009): Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität. Bielefeld.

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (1980): Body/Knowledge: Selected Interviews & Other Writings 1972–1977. Ed. by Colin Gordon. New York.

Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt am Main, 243–261.

Foucault, Michel ([3]1993): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit Bd. 2. Frankfurt am Main.

Franklin, Sarah; McKinnon, Susan (2001) (eds.): Relative Values: Reconfiguring Kinship Studies. Durham/London.

Franz, Philipp; Höh, David; Traube, Ines (2009): ‚Protest' von rechts – Protestformen von links? In: Schönberger, Klaus; Sutter, Ove (Hg.): Kommt herunter, reiht euch ein … Eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen. Berlin, 254–267.

Friday, Nancy (1982): Wie meine Mutter. My Mother my self. Frankfurt am Main.

Fuchs-Heinritz, Werner; König, Alexandra (2005): Pierre Bourdieu. Eine Einführung. Konstanz.

Garfinkel, Harold; Sacks, Harvey (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten, Elmar (Hg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt am Main, 130–176.

Gaugele, Elke (2002): Schürzen. Schnittmuster von Zeit und Gender. In: Harlizius-Klück, Ellen; Hülsenbeck, Annette (Hg.): selfactor. Zeitformen des Textilen. Schnittformen der Zeit. Berlin, 195–214.

Gaugele, Elke (2005): Drags, Garçones und Samtgranaten. Mode als Medium der Gender(de)konstruktion. In: Mentges, Gabriele (Hg.): Kulturanthropologie des Textilen. Berlin, 305–319.

Gell, Alfred (1998): Art and Agency. An Anthropological Theory. Oxford.

Giesen, Bernhard (2001): Voraussetzung und Konstruktion. Überlegungen zum Begriff der kollektiven Identität. In: Bohn, Cornelia; Willems, Herbert (Hg.): Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive. Konstanz, 91–110.

Giesen, Bernhard (2003): Generation und Trauma. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, 59–72.

Giesen, Bernhard (2009): Ungleichzeitigkeit, Erfahrung und der Begriff der Generation. In: Kraft, Andreas; Weißhaupt, Mark (Hg.): Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität. Konstanz, 191–215.

Gilcher-Holtey, Ingrid (³2005): Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA. München.

Goffman, Erving (1973): Rollendistanz. In: Steinert, Heinz (Hg.): Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie. Stuttgart: 260–279.

Goffman, Erving (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main.

Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main.

Goffman, Erving (2002): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt am Main.

Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München/Zürich.

Goffman, Erving (2004): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main.

Gouldner, Alwin W. (1960): The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement. In: American Social Review 25,2, 161–178.

Grasseni, Cristina (2007): Introduction. Skilled Visions. Between Apprenticeship and Standards. In: Grasseni, Cristina (ed.): Skilled Visions. Between Apprenticeship and Standards. New York/Oxford, 1–19.

Grasseni, Cristina (2007a): Good Looking. Learning to be a Cattle Breeder. In: Grasseni, Cristina (ed.): Skilled Visions. Between Apprenticeship and Standards. New York/Oxford, 47–66.

Gregson, Nicky; Beale, Vikki (2004): Wardrobe matter. The Sorting, Displacement and Circulation of Women's Clothing. In: Geoforum 35,6, 689–700.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld, 77–100.

Hägele, Ulrich (2004): Visual Anthropology oder Visuelle Kulturwissenschaft? Überlegungen zu Aspekten volkskundlicher Fotografie. In: Ziehe, Irene; Hägele, Ulrich (Hg.): Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag. Münster u. a., 27–47.

Hahn, Hans Peter (2005): Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin.

Halberstam, Judith (2012): Female Masculinity. In: Bergmann, Franziska; Schößler, Franziska; Schreck, Bettina (Hg.): Gender Studies. Bielefeld, 175–193.

Halbwachs, Maurice (2006): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main [Nachdruck].

Hall, Stuart (1994): Die Frage der kulturellen Identität. In: ders.: Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Ulrich Mehlem. Hamburg, 180–223.

Hall, Stuart (1996): Introduction: Who Needs Identity? In: Hall, Stuart; Gay, Paul du (eds.): Questions of Cultural Identity. London/Thousand Oaks/New Delhi, 1–17.

Hall, Stuart (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, Karl H.; Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main, 393–441.

Hannerz, Ulf (1992): Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning. New York.

Havekost, Frauke (1999): Bekleidungsverhalten und Bekleidungsstile in Partnerschaften. Kulturelle Homologie, Anpassung und Differenz. Münster u.a.

Hennig, Christoph (1989): Die Entfesselung der Seele. Romantischer Individualismus in den deutschen Alternativkulturen. Frankfurt am Main.

Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie 19,2, 100–118.

Hodenberg, Christina von; Siegfried, Detlef (2006): Reform und Revolte. 1968 und die langen sechziger Jahre in der Geschichte der Bundesrepublik. In: dies. (Hg.): Wo „1968" liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen, 7–14.

Hofmann, Viola (2009): Their own teenage look? Der Minirock als Gegenstand von Jugendmode, Modeindustrie und historischer Rekonstruktion. In: Kramer, Jürgen; Pankratz, Anette; Viol, Claus-Ulrich (Hg.): Mini & Mini. Ikonen der Popkultur zwischen Dekonstruktion und Rekonstruktion. Bielefeld, 35–50.

Hollstein, Betina (2005): Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main/New York, 187–211.

Hoskins, Janet (2006): Ageny, Biography and Object. In: Tilley, Christopher et al. (eds.): Handbook of Material Culture. London, 75–77.

Ingold, Tim (2010): The Textility of Making. In: Cambridge Journal of Economics 34, 91–102.

Jansen, Dorothea (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. 3., überarb. Aufl. Wiesbaden.

Jenß, Heike (2002): Anziehende Vergangenheit. Über den Konsum und die Inszenierung vergangener Zeit in Jugendszenen. In: Harlizius-Klück, Ellen (Hg.): selfactor. Zeitformen des Textilen/Schnittformen der Zeit. Dortmund, 215–235.

Jenß, Heike (2004): Dressed in History. Retro-Styles and the Construction of Authenticity. In: Fashion Theory 8,4, 387–403.

Jenß, Heike (2007): Sixties dress only. Mode und Konsum in der Retro-Szene der Mods. Frankfurt am Main.

Johnson, Donald Clay; Bradley Foster, Helen (2007) (eds.): Dress Sense. Emotional and Sensory Experiences of the Body and Clothes. Oxford/New York.

Jureit, Ulrike (2006): Generationenforschung. Göttingen.

Jureit, Ulrike; Wildt, Michael (2005): Generationen. In: dies. (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg, 7–27.

Kaiser, Susan B. (²1998): The Psychology of Clothing. Symbolic Appearance in Context. Second, revised edition. New York.

Kaiser, Susan B.; Ketchum, Karyl; Kuhn, Anna (2005): Mode: Poetische Dialektik? In: Mentges, Gabriele (Hg.): Kulturanthropologie des Textilen. Berlin, 265–286.

Kaschuba, Wolfgang (1988): ‚Deutsche Sauberkeit' – Zivilisierung der Körper und der Köpfe. In: Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt am Main/New York, 292–326.

Keller, Reiner (²2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden.

Keller, Reiner; Meuser, Michael (2011): Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen. In: dies. (Hg.): Körperwissen. Wiesbaden, 9–27.

Keppler, Angela (²1995): Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt am Main.

Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy (1978): Gender. An Ethnomethodological Approach. New York.

Klepp, Ingun Grimstad (2007): Patched, louse-ridden, tattered. Clean and Dirty Clothes. In: Textile. The Journal of Cloth and Culture 5,3, 254–275.

Klepp, Ingun Grimstad; Storm-Mathisen, Ardis (2005): Reading Fashion as Age. Teenage Girls' and Grown Women's Accounts of Clothing as Body and Social Status. In: Fashion Theory 9,3, 323–343.

Klepp, Ingun Grimstad; Storm-Mathisen, Ardis (2006): Young Fashion and Adult Style. How Teenage Girls and Grown Women Account for the Impact of Style and Fashion on Their Personal Clothing Practices. In: Ethnologia Europaea 36, 91–106.

Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. In: Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main/New York, 163–194.

Knapp, Gudrun-Axeli (2011): Von Herkünften, Suchbewegungen und Sackgassen: Ein Anschlusskommentar. In: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld, 249–272.

Knappett, Carl (2005): Thinking Through Material Culture. An Interdisciplinary Perspective. Philadelphia.

Knappett, Carl (2008): The Neglected Networks of Material Agency: Artefacts, Pictures and Texts. In: Knappett, Carl; Malafouris, Lambros (eds.): Material Agency. Towards a Non-Anthropocentric Approach. New York, 139–156.

Kneer, Georg (2008): Hybridizität, zirkulierende Referenz, Amoderne. Eine Kritik an Bruno Latours Soziologie der Assoziationen. In: ders.; Schroer, Markus; Schüttpelz, Erhard (Hg.): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt am Main, 261–305.

Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie. Konstanz.

Knoch, Habbo (2005): Gefühlte Gemeinschaften. Bild und Generation in der Moderne. In: Wildt, Michael; Jureit, Ulrike (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg, 295–319.

Koch, Gertraud (2006): Internationalisierung von Wissen. In: dies. (Hg.): Internationalisierung von Wissen. Multidisziplinäre Beiträge zu neuen Praxen des Wissenstransfers. St. Ingbert, 11–23.

König, Alexandra (2007): Kleider schaffen Ordnung. Regeln und Mythen jugendlicher Selbst-Präsentation. Konstanz.

König, Gudrun M. (2000): Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. In: Heidrich, Hermann (Hg.): SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim. Bad Windsheim, 72–85.

König, Gudrun M. (2003): Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Maase, Kaspar; Warneken, Bernd (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln/Weimar/Wien, 95–118.

Korff, Gottfried (1997): Antisymbolik und Symbolanalytik. In: Brednich, Rolf Wilhelm; Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. München u. a., 11–30.

Koselleck, Reinhart (2003): Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt am Main.

Kraft, Andreas; Weishaupt, Mark (2009) (Hg.): Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität. Konstanz.

Kraft, Andreas; Weishaupt, Mark (2009a): Erfahrung – Erzählung – Identität und die „Grenzen des Verstehens“: Überlegungen zum Generationenbegriff. In: dies. (Hg.): Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität. Konstanz, 17–47.

Laister, Judith; Hieslmair, Michael (2013): Relationale Ethnografie. Feldbeziehungen zwischen Kunst, Architektur und Ethnologie. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, 151–174.

Latour, Bruno (2002): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt am Main.

Latour, Bruno (2006): Drawing Things Together. Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente. In: Bellinger, Andréa; Krieger, David J. (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld, 259–307.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main.

Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt am Main.

Lave, Jean; Wenger, Etienne (1991): Situated learning. Legitimate peripheral participation. Cambridge.

Law, John (2009): Actor Network Theory and Material Semiotics. In: Turner, Bryan S. (ed.): The New Blackwell Companion of Social Theory. Oxford, 141–158.

Lehnert, Gertrud (1998): Schnellkurs Mode. Köln.

Lehnert, Gertrud (1998a): Mode, Weiblichkeit, Modernität. In: dies. (Hg.): Mode, Weiblichkeit und Modernität. Dortmund, 7–14.

Lehnert, Gertrud (2005): Mode und Moderne. In: Mentges, Gabriele (Hg.): Kulturanthropologie des Textilen. Berlin, 251–263.

Lehnert, Gertrud; Delius, Peter (²2000): Geschichte der Mode des 20. Jahrhunderts. Köln.

Lenz, Ilse (2008) (Hg.): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden.

Liebau, Eckart (1997): Generation – ein aktuelles Problem? In: ders. (Hg.): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft. Weinheim, 15–37.

Lindemann, Gesa (1992): Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut. In: Zeitschrift für Soziologie 21,5, 330–346.

Lindemann, Gesa (1993): Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion. In: Feministische Studien 11,2, 44–54.

Lindemann, Gesa (2008): „Allons enfants et faits de la patrie ...“ Über Latours Sozial- und Gesellschaftstheorie sowie seinen Beitrag zur Rettung der Welt. In: Kneer, Georg; Schroer, Markus; Schüttpelz, Erhard (Hg.): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt am Main, 339–360.

Löfgren, Ovar (2000): The Cult of Creativity. In: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.): Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Wien, 157–167.

Loschek, Ingrid (2005): Reclams Mode- und Kostümlexikon. 5., akt. und erw. Aufl. Stuttgart.

Lüscher, Kurt (1993): Generationenbeziehungen – Neue Zugänge zu einem alten Thema. In: ders.; Schultheis, Franz (Hg.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen' Gesellschaften. Konstanz, 15–37.

Lüscher, Kurt (2004): Conceptualizing and Uncovering Intergenerational Ambivalence. In: Pillemer, Karl; Lüscher, Kurt (eds.): Intergenerational Ambivalences: New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life. Amsterdam u. a., 23–62.

Lüscher, Kurt (2007): Facetten von Sozialisation: Generationenlernen und Ambivalenz. In: Gebhardt, Miriam; Wischermann, Clemens (Hg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart (=Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 25), 27–48.

Lüscher, Kurt; Liegele, Ludwig (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz.

Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria Teresa; Supik, Linda (2010) (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden.

M'charek, Amade (2010): Fragile Differences, relational Effects: Stories about the Materiality of Race and Sex. In: European Journal of Women's Studies 17,4, 307–322.

Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen (1928). In: ders.: Wissenssoziologie – Auswahl aus dem Werk. Herausgegeben von Kurt Heinrich Wolff. Berlin, 509–565.

Mannheim, Karl (1980): Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (konjunktives und kommunikatives Denken). In: ders.: Strukturen des Denkens. Hrsg. v. David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr. Frankfurt am Main, 155–322.

Mansel, Jürgen; Rosenthal, Gabriele; Tölke, Angelika (1997): Einleitung: Generationenverhältnisse und Generationenbeziehungen. In: dies. (Hg.): Generationen – Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen, 7–16.

Marcus, George E. (2009): Introduction. Notes toward an Ethnographic Memoir of Supervising Graduate Research through Anthropology's Decades of Transformation. In. Marcus, George E.; Faubion, James D. (eds.): Fieldwork Is Not What It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition. New York, 1–34.

Marcus, George E.; Sarka, Erkan (2006): Assemblage. In: Theory, Culture and Society 23,2–3, 101–106.

Massumi, Brian (2002): Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation. Durham.

Matthes, Joachim (1985): Karl Mannheims „Das Problem der Generationen" neu gelesen. Generationen-Gruppen oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit"? In: Zeitschrift für Soziologie 5, 363–372.

Mauss, Marcel (1989): Die Techniken des Körpers. In: ders.: Soziologie und Anthropologie. Bd. 2: Gabentausch. Soziologie und Psychologie. Todesvorstellungen. Körpertechniken. Begriff der Person. Frankfurt am Main, 199–220.

Mauss, Marcel (1999): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main.

McCracken, Grant (1988): Culture and Consumption. New Approaches to the Symbolic Character of Consumer Goods and Activities. Bloomington.

McDonald, Sharon (2002): Trafficking in History: Multitemporal Practices. In: Greverus, Ina-Maria et al. (eds.): Shifting Grounds. Experiments in Doing Ethnography Anthropological Journal on European Cultures 11, 93–116.

Mentges, Gabriele (2005): Für eine Kulturanthropologie des Textilen. Einige Überlegungen. In: dies. (Hg.): Kulturanthropologie des Textilen. Berlin, 11–54.

Mentges, Gabriele (2005a): Die Angst vor der Uniformität. In: dies.; Richard, Birgit (Hg.): Schönheit der Uniformität: Körper, Kleidung, Medien. Frankfurt am Main/New York/Mainz, 17–42.

Mentges, Gabriele (2007): Uniform – Kostüm – Maskerade. Einführende Überlegungen. In: dies.; Neuland-Kitzerow, Dagmar; Richard, Birgit (Hg.): Uniformierungen in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Münster u. a., 13–27.

Michelers, Detlef (2002): Draufhauen, Draufhauen, Nachsetzen! Die Bremer Schülerbewegung, die Straßenbahndemonstrationen und ihre Folgen 1967/70. Bremen.

Miller, Daniel (1987): Material Culture and Mass Consumption. Oxford.

Miller, Daniel (1998): The Dialectics of Shopping. Chicago.

Miller, Daniel (2001): Possessions. In. Miller, Daniel (ed.): Home Possessions. Material Culture behind closed Doors. Oxford, 107–121.

Miller, Daniel (2005): Materiality. An Introduction. In: Miller, Daniel (ed.): Materiality. Durham, 1–50.

Miller, Daniel (2007): What is a Relationship? Kinship as Negotiated Experience. In: Ethnos 72,12, 535–554.

Miller, Daniel (2008): The Comfort of Things. Cambridge.

Miller, Daniel (2010): Stuff. Cambridge.

Müller, Michael R. (2009): Stil und Individualität. Die Ästhetik gesellschaftlicher Selbstbehauptung. Paderborn.

Neugarten, Bernice; Moore, Joan W.; Lowe, John C. (1978): Altersnormen, Alterszwänge und Erwachsenensozialisation. In: Kohli, M. (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, 122–133.

Neuland, Dagmar (1989): Kleidungsalltag – Alltagskleidung. Arbeiterfamilien in Berlin zwischen 1918 und 1932/33. In: Museum für Volkskunde (Berlin, Germany); Reuter, Ulrich (Hg.): Kleidung zwischen Tracht und Mode. Aus der Geschichte des Museum 1889–1989. Berlin, 79–88.

Niethammer, Lutz (2003): Sind Generationen identisch? In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, 1–16.

Nötzoldt-Linden, Ursula (1994): Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen.

Noyes, Dorothy (2003): Group. In: Feintuch, Burt (ed.): Eight Words for the Study of Expressive Culture. Urbana/Chicago, 7–41.

Olejniczak, Claudia (2008): Dritte-Welt-Bewegung. In: Roth, Roland; Rucht, Dieter (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt am Main, 319–345.

Ortner, Sherry B. (2006): Anthropology and Social Theory. Culture, Power, and the Acting Subject. Durham/London.

Osteen, Mark (2002): Introduction. In: Osteen, Mark (ed.): The Question of the Gift. Essays across Disciplines. London, 1–41.

Paechter, Carrie (2006): Masculine feminities/feminine masculinities: Power, Identities and Gender. In: Gender and Education 18,3, 253–263.

Parnes, Ohad; Vedder, Ulrike; Willer, Stefan (2008): Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Frankfurt am Main.

Pinder, Wilhelm (²1961): Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. München.

Pink, Sarah (³2012): Doing Sensory Ethnography. London.

Polhemus, Ted (1994): Street Style. From Sidewalk to Catwalk. New York.

Puar, Jasbir K. (2007): Terrorist Assemblages. Homonationalism in queer times. Durham/London.

Puar, Jasbir K. (2011): ‚I would rather be a cyborg than a goddess'. Intersectionality, Assemblage, and Affective Politics. In: transversal. Multilingual Webjournal. eipcp – European Institute for Progressive Cultural Policies. 1. http://eipcp.net/transversal/0811/puar/en <letzte Einsichtnahme 20.2.2013>.

Pühl, Katharina u. a. (2004): Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Helduser, Urte u. a. (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt am Main/New York, 11–30.

Radner, Hilary (2001): Embodying the Single Girl in the 1960s. In: Entwistle, Joanne (ed.): Body Dressing. Oxford/New York, 183–197.

Reckwitz, Andreas (2008): Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: ders.: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie. Bielefeld, 47–67.

Reckwitz, Andreas (2008a): Die Erfindung des Kreativsubjekts. Zur kulturellen Konstruktion von Kreativität. In: ders.: Unscharfe Grenzen. Zur kulturellen Konstruktion von Kreativität. Bielefeld, 235–257.

Reckwitz, Andreas (²2010): Subjekt. Bielefeld.

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Frankfurt am Main.

Retkowski, Alexandra (2007): ‚Alter' im intergenerationellen Interview. Über Facetten eines Deutungsmusters. In: Hartung, Heike; Reinmuth, Dorothea; Streubel, Christiane; Uhlmann, Angelika (Hg.): Graue Theorie. Die Kategorien Alter und Geschlecht im kulturellen Diskurs. Köln/Weimar/Wien, 35–52.

Reulecke, Jürgen (2003): Einführung: Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts – im „Generationen-Container". In: ders. (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, VII–XV.

Richard, Birgit (1998): Die oberflächlichen Hüllen des Selbst. Mode als ästhetisch-medialer Komplex. In: kunstforum international 141, 48–96.

Roach-Higgins, Mary Ellen; Eicher, Joanne B. (1995): Dress and Identity. In: Roach-Higgins, Mary Ellen; Eicher, Joanne B.; Johnson, Kim K. P. (eds.): Dress and Identity. New York, 7–18.

Root, Regina A. (2008): Letter from the Editor. In: Fashion Theory 12,4, 419–425.

Rose, Nikolas (1996): Identity, Genealogy, History. In: Hall, Stuart; Gay, Paul du (eds.): Questions of Cultural Identity. London, 128–150.

Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiale Generationenabfolge. In: Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 162–178.

Sahlins, Marshall D. (2005): Zur Soziologie des primitiven Tauschs. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main/New York, 73–91.

Schissler, Hanna (2001): „Normalization" as Project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s. In: Schissler, Hanna (ed.): The Moracle Years. A Cultural History of West Germany 1949–1968. Princeton, 359–375.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarb. und erw. Aufl. Berlin, 219–248.

Schnegg, Michael u. a. (2010): Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Forschungsperspektiven. In: Alber, Erdmute u. a. (Hg.): Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven. Berlin, 7–44.

Schneider, David M. (1968): American Kinship. A Cultural Account. Chicago.

Schönberger, Klaus (2013): Methodische Entgrenzungen: Ethnographische Herausforderungen entgrenzter Arbeit. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, 127–150.

Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.

Schütze, Yvonne (2007): Auf dem Weg zur Freundschaft? Alte Eltern und ihre erwachsenen Kinder. In: Schmidt, Johannes F. K. u. a. (Hg.): Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme. Konstanz, 97–114.

Schulz, Kristina (2008): Studentische Bewegungen und Protestkampagnen. In: Roth, Roland; Rucht, Dieter (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt am Main, 417–446.

Schumann, Dirk (2013): Youth Cultures, Consumption, and Generational Dispositions in Twentieth-Century Germany. In: Berghoff, Hartmut; Jensen, Uffa; Lubinski, Christina; Weisbrod, Bernd (Hg.): History by Generations. Generational Dynamics in Modern History, Göttingen, 125–146.

Schwertl, Maria (2013): Vom Netzwerk zum Text: Die Situation als Zugang zu globalen Regimen. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, 107–125.

Scott, Joan W. (1991): The Evidence of Experience. In: Critical Inquiry 17,4, 773–797.

Seegers, Lu; Reulecke, Jürgen (2009) (Hg.): Die „Generation der Kriegskinder". Historische Hintergründe und Deutungen. Gießen.

Semmelhack, Elizabeth (2006): A Dilicate Balance. Women, Power and High Heels. In: Riello, Giorgio; McNeil, Peter (eds.): Shoes. A History from Sandals to Sneakers. Oxford/New York, 225–247.

Siegfried, Detlef (2006): Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Göttingen.

Siegfried, Detlef (2006a): Protest am Markt. Gegenkultur in der Konsumgesellschaft um 1968. In: Hodenberg, Christina von; Siegfried, Detlef (Hg.): Wo „1968" liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen, 48–78.

Siegfried, Detlef (2006b): Understanding 1968: Youth Rebellion, Generational Change and Postindustrial Society. In: Schildt, Axel; Siegfried, Detlef (eds.): Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980. New York, 59–81.

Silverman, Kaja (1994): Fragments of Fashionable Discourse. In: Benstock, Shari; Ferriss, Suzanne (eds.): On Fashion. New Brunswick, 183–196.

Simmel, Georg (1986): Zur Psychologie der Mode (1919). In: Bovenschen, Silvia (Hg.): Die Listen der Mode. Frankfurt am Main, 179–207.

Simmel, Georg ([4]1992): Zur Psychologie der Scham. (1901). In: ders. (Hg.): Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Frankfurt am Main, 140–150.

Simmel, Georg (2005): Exkurs über Treue und Dankbarkeit. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main/New York, 95–108.

Soeffner, Hans-Georg (1986): Stil und Stilisierung. Punk und die Überhöhung des Alltags. In: Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt am Main, 317–341.

Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. 2., durchges. und ergänz. Aufl. Konstanz.

Sokolová, Věra; Kolářová, Kateřina (2007): Gender and Generation in Mutual Perspective. In: Sokolová, Věra; Kolářová, Kateřina (eds.): Gender and Generation. Interdiscipilinary Intersections and Perspectives. Prag, 1–20.

Sonnenmoser, Anne (2007): Individuell oder uniform? Massenmedien und Experten als ‚Geburtshelfer' personaler Selbstdarstellung. In: Mentges, Gabriele; Neuland-Kitzerow, Dagmar; Richard, Birgit (Hg.): Uniformierungen in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Münster u.a., 307–317.

Spille, Jan; Denk, Larissa (2009): Kleidsamer Protest – Medium und Moden des Protests. In: Schönberger, Klaus; Sutter, Ove (Hg.): Kommt herunter, reiht euch ein … Eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen. Berlin, 211–233.

Steele, Valerie (1997): Anti-Fashion. The 1970s. In: Fashion Theory 1,3, 279–296.

Steele, Valerie; Solero, Irving (²2000): Fifty Years of Fashion. New Look to Now. New Haven.

Stegbauer, Christian (2011): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. 2. überarb. Aufl. Wiesbaden.

Strathern, Marilyn (1992): After nature: English kinship in the late twentieth century. Cambridge.

Straub, Jürgen (2004): Identität. In: Jaeger, Friedrich; Liebsch, Burkhard (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart, 277–303.

Tanner, Jakob (2008): ‚The Times They Are A-Changing'. Zur subkulturellen Dynamik der 68er Bewegung. In: Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): 1968. Vom Ereignis zum Mythos. Frankfurt am Main, 275–295.

Thon, Christine (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld.

Til, Babara (1998): Mode '68: Anarchie und Kleiderwirbel. In: Schepers, Wolfgang (Hg.): '68 - Design und Alltagskultur zwischen Konsum und Konflikt. [anläßlich der Ausstellung des Kunstmuseums Düsseldorf, '68 – Design und Alltagskultur zwischen Konsum und Konflikt'. Kunstmuseum Düsseldorf, 31. Januar 1998 bis 26. April 1998, Galerie im Karmeliterkloster, Frankfurt am Main, 16. Mai 1998 bis 9. August 1998]. Köln, 104–126.

Tilley, Christopher (2006): Objectification. In: Tilley, Christopher et al. (eds.): Handbook of Material Culture. London,. 60–73.

Timm, Elisabeth (2010): „Ich fühle mich absolut verwandt." Entgrenzung, Personalisierung und Gouvernementalität von Verwandtschaft am Beispiel der populären Genealogie. In: Alber, Erdmute u. a. (Hg.): Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven. Berlin, 47–71.

Timm, Elisabeth (2011): Genealogie ohne Generationen. In: Mohrmann, Ruth-E. (Hg.): Generationenbeziehungen in Familie und Verwandtschaft. Münster u. a., 147–178.

Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Frankfurt am Main.

Villa, Paula-Irene (³2006): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden.

Villa, Paula-Irene (2010): Konstruktion und Diskurs-Genealogie. Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. 3., erw. und durchges. Aufl. Wiesbaden, 146–157.

Viveiros de Castro, Eduardo (2009): The Gift and the Given. Three Nono-Essays on Kinship and Magic. In: Bamford, Sandra; Leach, James (eds.): Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered. New York/Oxford, 237–262.

Vonderau, Asta (2010): Leben im „neuen Europa". Konsum, Lebensstile und Körpertechniken im Postsozialismus. Bielefeld.

Wagener-Böck, Nadine (2010): Temporärer Protest oder anhaltende Widerspenstigkeit? Beobachtungen zu Präsenz und Kontinuität politischer Einstellungen in den vestimentären Praxen von Frauen (Jahrgang 1943–1958). In: Fenske, Michaela (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin u. a., 391–410.

Wagener-Böck, Nadine (2013): „Es ist immer so ein bisschen Pflicht dabei." Kleidertransfers als Beziehungspraktik zwischen Frauengenerationen. In: Mohr, Sebastian; Quart, Lydia-Maria; Vetter, Andrea: (aus)tauschen. Erkundungen einer Praxisform. Berlin (=Berliner Blätter 61), 54–64.

Walgenbach, Katharina (2012): Gender als interdependente Kategorie. In: dies. u. a.: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. 2., durchges. Aufl. Opladen/Berlin/Toronto, 23–64.

Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar.

Weber-Kellermann, Ingeborg (1979): Die Kindheit. Kleidung und Wohnen, Arbeit und Spiel; eine Kulturgeschichte. Frankfurt am Main.

Weisbrod, Bernd (2005): Generationen und Generationalität in der Neueren Geschichte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 8, 3–9.

Welters, Linda; Liilethun, Abby (2011) (eds.): The Fashion Reader. 2nd revised edition. London.

Welz, Gisela (1996): Einkaufen: Ethnographische Skizzen. In: dies. (Hg.): Einkaufen. Ethnographische Skizzen. Konsumkulturen in der Region Tübingen. Tübingen, 7–15.

Welz, Gisela (2009): „Sighting/Siting globalization". Gegenstandskonstruktionen und Feldbegriff einer ethnographischen Globalisierungsforschung. In: Windmüller, Sonja; Binder, Beate; Hengartner, Thomas (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin, 195–210.

Welz, Gisela (2013): Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, 39–52.

Wenger, Etienne (1998): Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity. Cambridge.

Weston, Kath (2002): Gender in Real Time. Power and Transcience in a Visual Age. New York/London.

Wildt, Michael (1993): Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren. In: Schildt, Axel; Sywottek, Arnold (Hg.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Bonn, 275–289.

Willingmann, Heike (2001): Kleid auf Zeit. Über den Umgang mit der Vergänglichkeit von Bekleidung. In: Mentges, Gabriele; Nixdorff, Heide (Hg.): zeit.schnitte. Kulturelle Konstruktionen von Kleidung und Mode. Berlin, 141–222.

Willis, Paul (1991): Jugend-Stile. Zur Ästhetik der gemeinsamen Kultur. Hamburg.

Wilson, Elizabeth (2003): Adorned in Dreams. Fashion and Modernity. Revised and updated Edition. New Brunswick.

Wohlrab-Sahr, Monika; Karstein, Uta; Schmidt-Lux, Thomas (2009): Forcierte Säkularität. Religiöser Wandel und Generationendynamik im Osten Deutschlands. Frankfurt am Main.

Woodward, Sophie (2005): Looking Good. Feeling Right. Aesthetics of the Self. In: Küchler, Susanne; Miller, Daniel (eds.): Clothing as Material Culture. Oxford, 21–39.

Woodward, Sophie (2007): Why Women wear what They Wear. Oxford/New York.

Wulf, Christoph (2001): Mimesis und Performatives Handeln. Gunter Gebauers und Christoph Wulfs Konzeption mimetischen Handelns in der sozialen Welt. In: ders.; Göhrlich, Michael; Zirfas, Jörg (Hg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim, 253–272.

Ziegler, Meinrad (2000): Das soziale Erbe. Eine soziologische Fallstudie über drei Generationen einer Familie. Wien/Köln/Weimar.

Ziff, Trisha (2006): Che Guevara. Revolutionary & Icon. London.

Zinnecker, Jürgen (2003): Das Problem der Generationen. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, 33–58.

7.5 Abbildungen

Abbildung 1: Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis. 39
Abbildung 2: Einschulungsbilder aus dem Fotoalbum der Schuhmachers....46
Abbildung 3: Tatjana in Strickjacke aus Boutique. 55
Abbildung 4: Frau Beck in ihrem „Prachtstück“. 56
Abbildung 5: Frau Becks „Weschte“. 57
Abbildung 6: Frau Beck mit Tatjanas Bluse. 58
Abbildung 7: Tatjana 1980er-Jahre. 60
Abbildung 8: Tatjanas Technophase. 62
Abbildung 9 (inkl. Rückseite): Tatjana 1998. 62
Abbildung 10: Ein Kleid im Stil des Rock'n'Roll heute. 63
Abbildung 11: Frau Beck in den 1980ern. 68
Abbildung 12: Tatjana Beck im Pullover ihrer Mutter. 68
Abbildung 13: vestimentäres Netzwerk der Familie Beck. 70
Abbildung 14: Jeansjacke von Tatjana. 73
Abbildung 15: „Hippie“-Kleid, ca. 1970. 91
Abbildung 16: „Hippie“-Kleid, ca. 1970. 92
Abbildung 17: Älteres Jackett aus dem Modegeschäft der Großmutter. 95
Abbildung 18: Tatjanas Garderobe, Indexprint November 2001. 100
Abbildung 19: Frau Lingens bereitgelegte Kleidung. 111
Abbildung 20: Das sportliche Outfit. 111
Abbildung 21: Karteikarte, li.: vorn, r.: hinten. 122
Abbildung 22: Frau Müller 1961. 124
Abbildung 23: Frau Müller 1964. 124
Abbildung 24: Frau Müllers Kostüm. 125
Abbildung 25: Frau Müller im Poncho. 125
Abbildung 26: Frau Schuhmacher (hinten). 126
Abbildung 27: Frau Schuhmacher 1972. 127
Abbildung 28: Frau Schuhmacher am 19.7.1977. 127
Abbildung 29: Frau Beck im April 1975. 129
Abbildung 30: Frau Lingen, li.: 1970 als „Hippie“ und re.: 1968 „brav“. 130
Abbildung 31: Frau Decker mit Lederhose. 133
Abbildung 32: Frau Hackenberg 1958. 152
Abbildung 33: Tina Hackenberg „schick“. 152
Abbildung 34: Tina 2000. 153
Abbildung 35: Tina 1993. 153
Abbildung 36: Tina 1998. 154
Abbildung 37: Tina 2004. 154
Abbildung 38: Kleider Mechthild Hackenberg. 156

Abbildung 39: Mechthilds „Schlabberlook“. 157
Abbildung 40: Mechthilds „Schick“. 157
Abbildung 41: Tinas Cargo-Hose. 168
Abbildung 42: Jacke mit glänzender Applikation. 170
Abbildung 43: Geburtstagsbild im Schlafzimmer von Mechthild Hackenberg....177
Abbildung 44: Tessas Pinguinschuhe. 194
Abbildung 45: Monikas Bluse mit Ösen. 212
Abbildung 46: eine Bluse „in the making“. 213
Abbildung 47: die „Urbluse“. 214
Abbildung 48: Mantel „außergewöhnlich“. 215
Abbildung 49: Erbstück Palituch. 221
Abbildung 50: Palituch in den „frühe[n] 1980ern“. 221
Abbildung 51: Patchworkstoffteile des „Kommunistenrocks“....225
Abbildung 52: Monikas Jacke mit „Spitze“. 226
Abbildung 53: Positionen und Relationen im Möglichkeitsraum vestimentärer Praxis in Mutter-Tochter-Beziehungen, eigene Darstellung....246

Dank

Die Entstehungsgeschichte dieses Buches ist durch Begegnungen mit einer Vielzahl an Personen gekennzeichnet, die ich in Phasen des Forschens und Schreibens wie in Phasen des Ruhens dieser Tätigkeiten kennenlernen durfte. Ich danke in erster Linie allen Müttern und Töchtern für ihre Bereitschaft, an meiner Studie mitzuwirken, mir ihre wertvolle Zeit zu schenken, und mir Einblicke in ihr Familienleben, ihre Kleiderschränke und Fotoalben zu gewähren. Ohne ihr Interesse an der Thematik, ohne unsere Begegnungen und das damit einhergehende Vertrauen wäre diese Untersuchung nicht durchführbar gewesen.

Mein Dank gilt Prof. Dr. Carola Lipp, die die Dissertation betreut hat und mir mit der Aufnahme ins Graduiertenkolleg „Generationengeschichte" die Arbeit an der Thematik überhaupt ermöglichte. Prof. Dr. Gabriele Mentges hat dankenswerter Weise das Zweitgutachten übernommen, weitere wertvolle Hinweise beigesteuert und einen Aufenthalt an der *University of Brighton* (UK) vermittelt. Viele KollegInnen am Göttinger Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, KollegInnen am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie in Kiel und MitstipendiatInnen im Graduiertenkolleg haben mit mir Aspekte der Untersuchung diskutiert und Impulse gegeben. Mit bereichernden Gesprächen, konstruktiver Kritik und freundschaftlichem Ansporn unterstützten mich namentlich Katrin Zeiss, Ina Wulff, Maria Schwertl, Markus Tauschek, Christian Riemenschneider und Anna-Carolina Vogel. Ohne das WDR-Labor und insbesondere ohne Sabina Fazli und Christina Ernst hätte die Arbeit nicht ihre heutige Form gefunden. Euch allen ein Herzliches Dankeschön!

Auch möchte ich mich für die erhaltene finanzielle Förderung bedanken. Von der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhielt ich ein Promotionsstipendium. Die Graduiertenschule für Geisteswissenschaften Göttingen gewährte mir ein Reisestipendium, um Ergebnisse der Studie beim Kongress der *American Anthropological Association* 2013 vorzustellen, sowie später einen großzügigen Druckkostenzuschuss.

Meine Eltern haben mich in meiner Arbeit stets bestärkt, meine Schwester Jeanette stand mir stets mit Rat und Tat zur Seite. Markus Böck hat das Forschungsprojekt mit fachlichem Verständnis und zielführender Beharrlichkeit von der Konzeption des Exposés bis zur Drucklegung begleitet. Ich bin glücklich, weil ich ihn bei mir weiß. Meine Großmutter Else wird dieses Buch nicht mehr in ihren Händen halten. Ihr möchte ich meine Studie widmen.

Nadine Wagener-Böck

Geben, Nehmen, Schenken, Leihen und Vererben – Prozesse der Weitergabe sind ebenso vielschichtig wie die Beziehungen, die sie manifestieren.
Die Studie betrachtet die Modi des Austauschs und die wechselseitigen Wahrnehmungen von Mutter-Tochter-Paaren anhand ihrer alltäglichen Kleidungspraxen. Ausgehend von Gesprächen, Familienfotos und Beobachtungen vor Kleiderschränken spürt sie den vestimentären Erfahrungshorizonten zweier Frauengenerationen nach. Gefragt wird nach den Generationalisierungen, den Konzeptionalisierungen von Weiblichkeit sowie den historisch vorgeprägten Geschmackspräferenzen, die diesen Prozessen zugrunde liegen. Neben Konstruktionen von Gemeinsamkeit und Differenz wird dabei der Zusammenhang von *Generation* und *Geschlecht* diskutiert.

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

ISBN: 978-3-86395-213-6
ISSN: 2365-3191

Universitätsverlag Göttingen